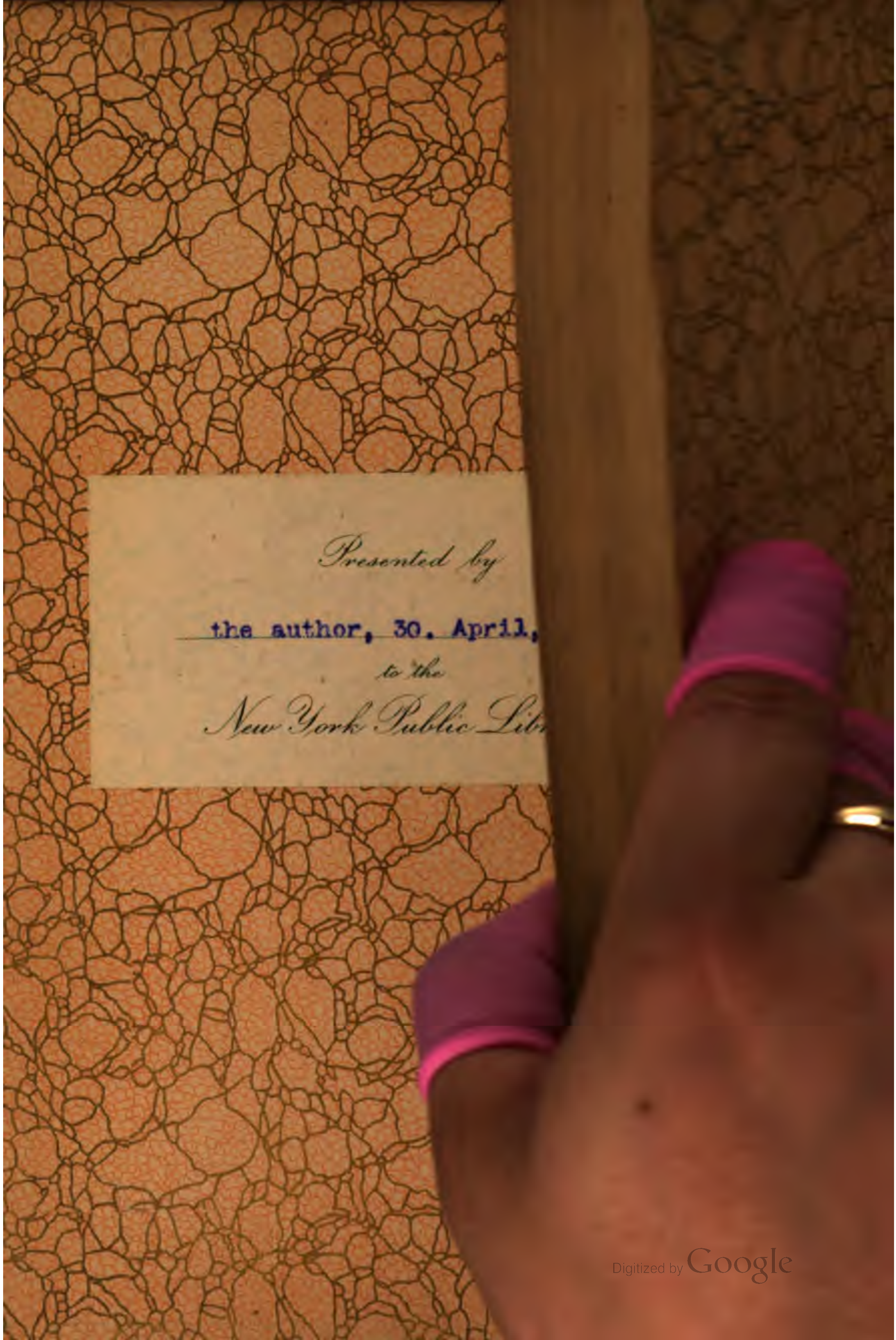
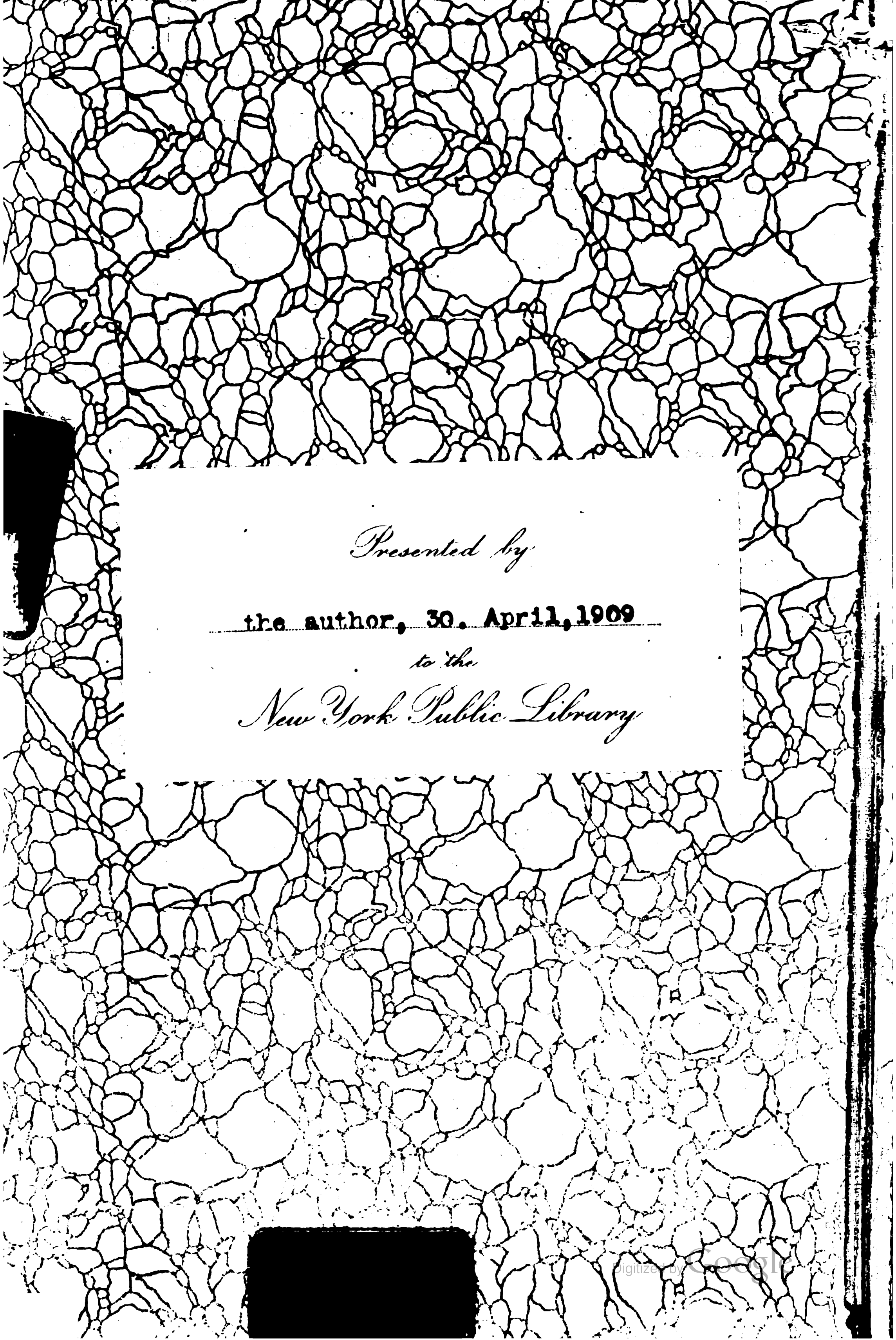
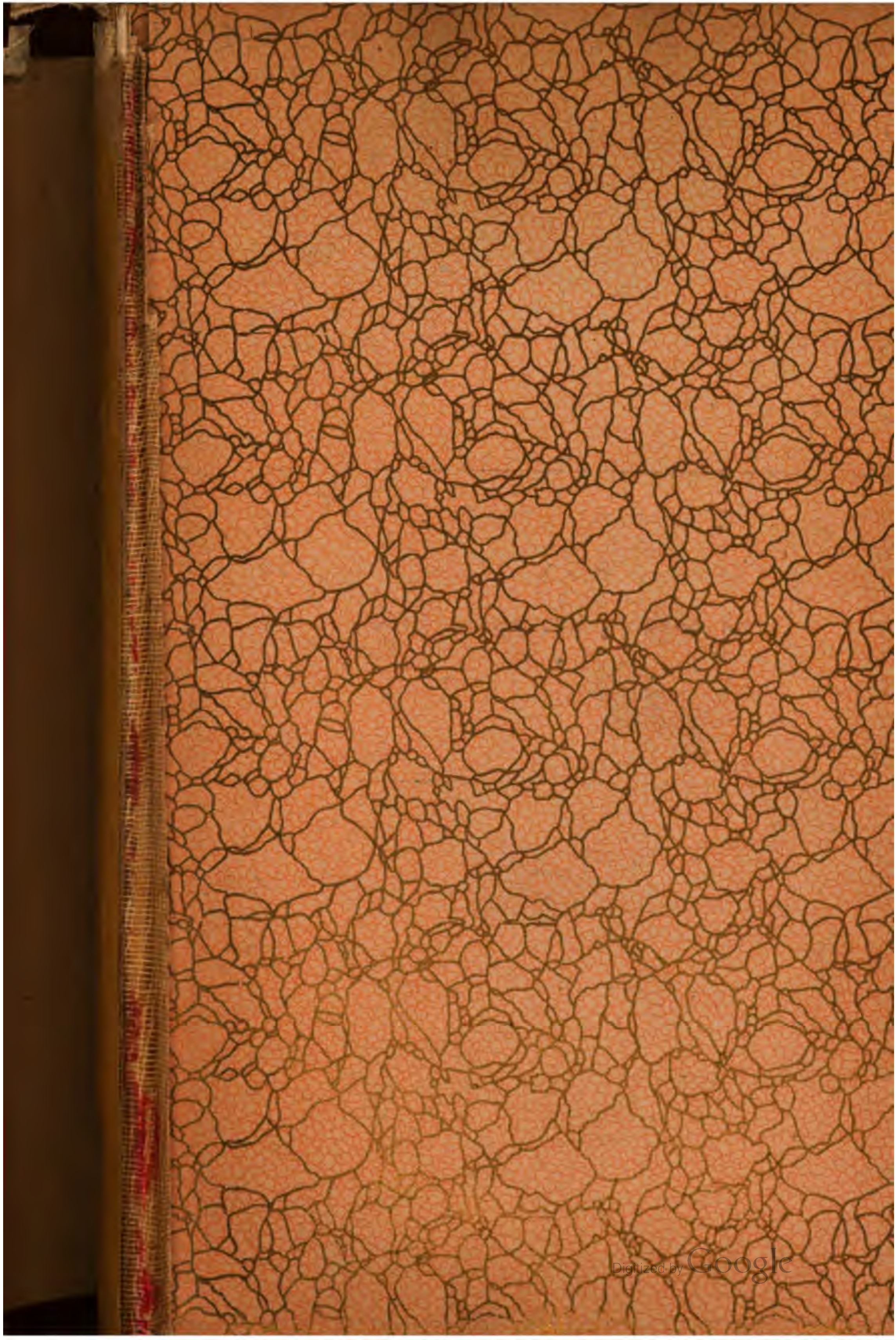

Presented by
the author, 30. April,
to the
New York Public Lib




Presented by
the author, 30. April, 1909
to the
New York Public Library
Digitized by Google





Aphorismen und Agrionien.

Erster Theil.

Gesammelte Ausgewählte Werke.

Von

H. A. Rattermann.

Band IV.

Cincinnati, Ohio:
Selbstverlag des Verfassers.
1908.



Mit aufrichtiger Freundschaft
Ihr Oswald Seidensticker

Aphorismen und Agrionien.

Denksprüche und Räthsel in Prosa und Versen.

Von

H. A. Rattermann.

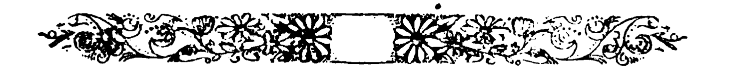
(ps. Hugo Reimmund.)

Mit Kraft für das Wahre und Schöne!

Erster Theil.

Cincinnati, Ohio:
Selbstverlag des Verfassers.
1908.





Gewidmet dem Andenken meines lieben Freundes,

Oswald Seidensticker,

Ehemaligem langjährigen Professor der deutschen Sprache
und Litteratur an der Universität
von Pennsylvanien.

Dem ausgezeichneten deutsch-amerikanischen Geschichtsforscher und Kritiker. In Anerkennung seiner hohen Verdienste um die Kulturgeschichte des deutschen Elements in den Vereinigten Staaten.

Der Verfasser.

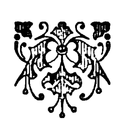


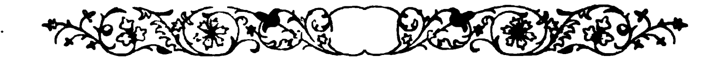


Widmung.

Planlos irrt' ich umher auf den Pfaden der göttlichen Musen,
Die mich lockten voll Lust hin zu des Helikons Hain,
Wo ich versammelt sie fand, die Schwestern, im lieblichen Kreise. —
Würdig, ihr Diener zu sein, dünkten mir alle gleich schön.
Auch ich, Sterblicher, ward nicht völlig unwerth erachtet,
In dem beglückten Kreis ihrer Verehrer zu stehn.
Aber ich sollte mir kiesen von allen Göttinnen eine
Zur Gefährtin, die mir Leiterin würde der Kunst.
Das war schwer! — Wie konnt' ich, der Staubgebor'ne, entscheiden
Unter Himmlischen — ein Richter wie Paris dereinst? —
Und es hatte Apollo Mnemosyne's Töchter gekirret,
Mich zu necken, auf daß schwerer mir würde die Wahl.
Diese nun schelmisch umkos'ten mich, lachend und tändelnd und scherzend,
Daß die Huldinnen mir richtig verwirret den Kopf:
Bald Euterpe den Horcher erfreute mit köstlichen Weisen. —
Liederreich ist ja ihr Mund, flötend ihr holder Gesang.
Bald ertönten Kaleiopen's Epen im grünenden Lorbeer;
Und ich lauschte berauscht ihrem schönstimmigen Wort.
Bald Erato, die liebliche Muse der Minne, entzückte
Mit begeistertem Lob himmlischer Liebe das Herz.
Bald umschwebte Terpsichore mich, die tanzfrohe Göttin,
Und ihr Barbiton hob klangvoll den singenden Chor.
Auch Thaleia, die Blühende, kam, im bukolischen Liede,
Sinnig und scherzhaft zugleich, pflegend das frohe Idyll.
Sie ward gefolgt von dem ernsteren Paar, Melpomene, schreitend
Auf Kothurnen einher, schön in der Tragik Gewand;

Und Polyhymnia, deren erhabener Sang den Olympos
    Ewig verherrlicht und preist himmlischer Gottheiten Ruhm.
Endlich Urania reiht, die sternenkundige Muse,
    Der pierischen Schaar, würdig sie schließend, sich an. —
Wetteifer schien mir das Lächeln der huldreichen Schwestern, ein Werben
    Für den lebendigen Dienst hoher, unsterblicher Kunst. — —
Eine der lieblichen Schönen nur hielt sich in stummer Entfernung:
    Kleio, die Rühmende, die hehre Prophetin der Zeit
Und des menschlichen Wirkens Verkünderin aller Geschlechter.
    Sie schien theilnahmlos mir, marmorn die hohe Gestalt. —
Da sah ich Opfer dich streun, o Freund, an ihrem Altare,
    Sah die Begeisterung, die glühend den Blicken entstieg,
Sah auch ihr flammendes Aug' erleuchtet. — Nun schien sie die Schönste
    Mir, und ich schwur, wie du, Priester der Hehren zu sein.
Seitdem nun opfere ich der Göttin voll Inbrunst und Treue. — —
    Du aber hast mir, o Freund, erst ihren Kultus gelehrt:
Und zum Danke dafür sei dieser Kranz dir gewunden,
    Den auf Urania's Flur freudig ich pflückte für dich!





Ein Brief als Vorwort.

Vorworte sind zumeist Selbstlob oder Vorentschuldigungen. Sie sollen gewöhnlich des Autors Werk empfehlen oder die Schwächen desselben bemänteln. Um das vorliegende Werk nun nicht in gleicher Weise den Lesern mundgerecht zu machen, habe ich es vorgezogen, einem hochangesehenen Sachverständigen, statt meiner, das Wort zu geben; meinem verstorbenen theuren Freund, Professor Oswald Seidensticker, dem verdienstvollen deutsch-amerikanischen Litteraturhistoriker und Kritiker, dessen Andenken dieses Buch von mir gewidmet ist.

Ich hatte im Sommer und Herbst 1893 dem lieben Freund die für den Buchdruck geordneten Kinder meiner Muse zwecks strenger Prüfung zugesandt, mit der Bitte, mir unumwunden seine Ansichten darüber mitzutheilen, und die Kritik nicht zu sparen, wo immer sie nach seiner Meinung nützlich sein möchte, damit ich vor dem Druck noch solche Aenderungen machen könne, wie sie ihm (und selbstverständlich auch mir) zur Verbesserung der Schriften passend erscheinen dürften. Von Zeit zu Zeit stattete mir mein Freund seine Ansichten, Lob wie Tadel, mit, und ich kann hier berichten, daß ich in den meisten Fällen, obwohl nicht in allen, seiner Weisung folgte. Schließlich muß der Autor doch das letzte Wort haben.

Im Monat November schickte ich Seidensticker noch zwei Bände Manuskripte zu: „Oden, Lieder und Gedichte vermischten Inhalts" und das hier im Druck vorliegende Werk, mit der bereits angegebenen Bestimmung. Am 5. Januar 1894 erhielt ich von meinem Freund den nachfolgenden Brief, den ich unverkürzt hier mittheile. Bevor ich den Brief noch beantworten konnte, war mein Freund bereits am 10. Januar gestorben. Das Schreiben war der Schwanengesang seines Lebens und der Abschluß der hochbedeutenden Geistesthätigkeit des ausgezeichneten Gelehrten. Obwohl der Brief nur für mich bestimmt war und manches enthält, was mit diesem Werk in keinerlei Verbindung steht, laße ich denselben, das Andenken meines Freundes zu ehren, unverkürzt hier folgen.

„Philadelphia, den 28. Dezember, 1893.

Mein lieber Freund!

Recht herzlich danke ich Ihnen für die gütige Weise womit Sie meinen bibliographischen Versuch aufgenommen haben. *) Eine längere und genauere Fortsetzung der Suche würde die Anzahl der deutschen Druckschriften gewiß noch in erheblicher Weise steigern; vielleicht übernimmt es später einmal ein Anderer, eine Nachlese zu liefern. Wichtiger freilich wäre eine Fortsetzung, wozu sich Jemand, durch den einmal gemachten Anfang angefeuert, entschließen dürfte. Dazu würden andere Gelegenheiten und damit auch eine andere Methode der Nachforschung erforderlich sein. Ich glaube, das Jahr 1830 bildet einen guten und richtigen Abschnitt, nicht allein als Ende des ersten Jahrhunderts des deutschen Buchdrucks, sondern auch als Wendepunkt, womit eine ganz neue Periode anhebt. War das Flußbett in den ersten dreißig Jahren unseres Jahrhunderts auch viel breiter geworden, so läßt sich doch das Stagnierende des seichten Gewässers nicht verkennen; ein Wiederschein der großen klassischen Aera unserer Litteratur und der erneuten Geistesfrische unseres Volkes ist noch nicht zu bemerken; ebenso kann von einer deutsch-amerikanischen Schriftstellerei noch kaum die Rede sein.

Ist es wirklich Fr. Kapp, der in so wegwerfender Weise über das ältere deutsche Schriftwesen Amerikas gesprochen hat? **) Ich glaubte, der von krasser Unwissenheit zeugende Vorwurf sei von Herrn Radde in New-York gemacht, der von dem pennsylvanischen Druck- und Verlagsgeschäft des 18. Jahrhunderts wahrscheinlich gar nichts wußte.

Wenn Sie für den Artikel, welchen Sie über den deutschen Buchdruck schreiben wollen, †) besondere Einzelheiten haben möchten, worüber ich Auskunft geben kann, so stehe ich Ihnen gern zu Diensten. In meinen Bemerkungen [zu der Bibliographie] habe ich mich immer so knapp wie möglich gefaßt und gelegentliche Auszüge, wie ich sie in den Artikeln für den Pionier gab, ganz und gar unterlassen.

---

*) OSWALD SEIDENSTICKER: The first Century of German Printing in America. 1728-1830. Philadelphia, Schaefer & Koradi. 1893.

**) Ja, Friedrich Kapp hat in der Januar-Nummer 1878 der „Deutschen Rundschau" über den deutschen Druck und Verlag in Amerika vor 1848 geschrieben, daß nur die Rinaldo-Rinaldini und Schinderhannes Litteratur hier damals Druck und Verbreitung gefunden habe. Siehe hierüber auch die sehr mäßig gehaltene Kritik dieses Kapp'schen Artikels von Gustav Körner in seinem Buch: „Das deutsche Element in den Ver. Staaten von Nordamerika. 1818-1848." S. 40-41.

†) Seidensticker hat mich hier mißverstanden. Ich beabsichtigte keine Geschichte des deutschen Buchdrucks und Buchhandels, sondern eine Geschichte der deutsch-amerikanischen Litteratur zu schreiben, wozu ich seine freundliche Mithülfe erbat.



Sie sprechen von Ihren ferneren litterarischen Arbeiten, und das veranlaßt mich, einen schweigend schon längst gehegten Wunsch jetzt anzubringen, nämlich, daß ein guter Genius es Ihnen als unerläßliche Pflicht auferlege, Ihre Memoiren zu schreiben. „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus!" klingt es vielleicht zurück. Aber aus allen Ihren Arbeiten, welche sich über das weite und höchst interessante Gebiet Ihrer persönlichen Erfahrungen und Erinnerungen erstrecken, geht es ja untrüglich hervor, was für ein wichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte ein solches Buch sein würde und welch ein unersetzbarer Verlust es sein würde, bliebe es ungeschrieben. Vorarbeiten haben Sie ja genug; vieles Material, das hier und dort gedruckt ist, brauchte nur für den besondern Zweck hergerichtet, abgekürzt oder erweitert zu werden, um für ein Zeitbild des deutsch-amerikanischen Lebens trefflich zu passen. Haben Sie nicht schon selbst daran gedacht? Ihre Erinnerungen sollten der Welt nicht verloren gehn, und Sie sind es sich auch selbst schuldig, der Nachwelt ein solches Denkzeichen zu hinterlassen; aber warten Sie damit nicht zu lange.

Jetzt also noch einige Zeilen über die noch in meinen Händen ruhenden handschriftlichen Bände Ihrer Gedichte und Gedanken.

Zunächst muß ich die schon früher ausgesprochene freudige Verwunderung über Ihre geistige Federkraft (d. h. Elastizität) und Werdelust von Neuem konstatieren. Schlagfertig bei allen Gelegenheiten, unermüdlich im Ausspinnen und Verarbeiten eines reichen Gedankenmaterials beschämen Sie alle Lässigen und geben Sie allen Strebsamen ein edles Beispiel.

Beim Lesen war ich stets bei Ihnen und diese mystische Präsenz Ihrer unsichtbaren Person verlieh der geistigen Unterhaltung einen besonderen Reiz. Dieses Wandeln durch die Blumen- und Fruchtstücke Ihrer Muse ist ja auch eigentlich ein Spaziergang, wobei Sie selbst der Begleiter sind; hier bleibt man befriedigt stehn und genießt in aller Ruhe, dort schöpft man Athem, dann lacht man, applaudirt, schüttelt den Kopf, ein Widerspruch führt zu einem lebhaften Gespräch; und diese Unterhaltungen erstrecken sich auf Alles, was im Menschenhirn Platz finden kann, die höchsten Probleme des Forschens und Ahnens, die schneidigen Fragen der Lebensführung, die bunten Seifenblasen der Laune und des Witzes. Aber wie kommen wir aus dem Garten, über den sich der Himmel wölbt und dessen Erdreich „allerlei Bäume" und „allerlei Kraut" hervorbringt?

Und was soll ich nun nach diesen schönen Spaziergängen thun? Soll ich den Botaniker spielen oder den Küchengärtner? Soll ich über Gestalt, Farben, Geruch und Geschmack der vielen Gewächse und Kräutlein diskurieren? Eigentlich dürfte ich sagen, ich habe mein Urtheil bereits abgegeben und damit basta. Nur würden Sie damit nicht zufrieden sein und am Ende glauben, ich verkröche mich hinter der Hecke des besagten Gartens, ein undankbarer Gast. So will ich denn einige Bemerkungen zum Besten geben, nachdem ich um die Erlaubniß gebeten habe, wie es im Gespräch ge-



schieht, von Einem auf das Andere springend und weder Vollständigkeit noch Ordnung zu bezwecken trachten.

Da fällt mir nun zunächst ein, ein Wort über den Gesichtspunkt voranzuschicken. Die Weltweisen, die recht vorsichtig sein wollten, unterschieden wohl beim Angriff eines disputabelen Gegenstandes, ob derselbe sub specie aeterni oder sub specie temporis zu behandeln sei. Und so möchte ich auch von vornherein — jetzt kommen wir auf den Gesichtspunkt — unterscheiden, ob Ihre Produkte sub specie der Dinte, oder sub specie der Druckerschwärze zu beaugapfeln sind (diesen Ausdruck verdanke ich einem Oesterreicher). So lange es sich um die unschuldige Dinte handelt, so finde ich, aufrichtig gesagt, Nichts auszusetzen; das geschriebene Wort ist ja nur der sichtbare Niederschlag des gesprochenen oder gedachten, und wer hörte Ihnen nicht gern zu, ob Sie nun in gebundener oder ungebundener Rede das innere Wallen und Wogen Ihres Geistes zu erkennen geben. Auch wenn ich nicht mit Ihnen übereinstimme, lasse ich mir schon Ihre dicta gern gefallen und bedaure nur zuweilen, daß ich Sie nicht vor mir habe, um Ihren Thesen eine Antithese entgegenzustellen und so einen lebendigen Gedankenaustausch in den Fluß zu bringen. Was aber im Druck vor die Oeffentlichkeit tritt, macht natürlich andere Ansprüche; es ist eine That und will als solche beurtheilt werden. Meine bescheidenen Glossen sind also, wohlverstanden, sub specie der Druckerschwärze gemacht, die Ihren Erzeugnissen eventuell dienstbar wird.

In den antiken Versmaßen bewegen Sie sich mit ziemlicher Sicherheit; viele Ihrer Oden kleiden einen gewuchtigen Inhalt in stolz rauschende Metra. Warum aber einen so grimmigen Hieb auf das Reimgedicht führen? ††) In Anbetracht daß Sie es im Ganzen selbst vorziehen, klingt die Verdammung als bloße Affektation, als eine Nachahmung Klopstocks, der ja wirklich den Reim verschmähte und sich aufrichtig dagegen aussprechen konnte. Beiläufig gesagt, in der ersten Ode fallen die Worte „sofern ihr solchen habt" aus dem gehobenen Ton in das ordinär Witzelnde. ‡)

---

††) Mein Freund hat das Gedicht: „Aufforderung" (im 1. Band) von einem unpassenden Gesichtspunkt beurtheilt. Es ist nicht der Reim, gegen den ich eifre, sondern die stets neu wiederkehrenden lyrischen Ergüsse alltäglicher Motive der Anschauung, von Lenz und Liebe, Waldesrauschen und Quellenrieseln, von Weltschmerz und Wonne, die ohne frisches Leben abgeleiert werden und in denen der Reim die Hauptsache ist. Meine „Aufforderung" zielt dahin, der Gedankenlyrik, der Ode, Hymne, Elegie 2c. mehr Aufmerksamkeit zu schenken, ob das nun in Klopstocks oder Schillers Manier geschieht, bleibt sich gleich. Daß ich das bloße Reimgeklingel dabei als metaphorisches Bild angewandt habe, hat den sonst auf Alles aufmerksamen hervorragenden Litteraturkritiker unzweifelhaft mißleitet.

‡) Solche Sticheleien haben auch die griechischen und lateinischen Klassiker, Pindar, Horaz 2c. sogar Klopstock (der übrigens auch den Reim in seinen Kirchenliedern gebraucht hat) in den ernstesten Oden und Hymnen des öfteren angewandt.



Nicht immer entspricht der Text dem metrischen Schema. Ich erkenne allerdings an, daß die accentuirende deutsche Sprache unübersteigliche Schwierigkeiten bietet, wenn sie sich den quantitirenden antiken Versmaßen akkomodiren soll. — Auf Seite 27, ‡‡) Vers 2, wird „Leise flüsternd" skandirt: — — — ⌣ ; stürmend aber — — und jubelnd — ⌣ . Hier wird also in den Schlußsilben kein Unterschied zwischen lang und kurz gemacht. Aehnliches findet sich vielfach. §) Bedenklicher als diese Freizügigkeit langer und kurzer Silben ist die Benutzung eines lyrischen Versmaßes für Gegenstände, die sich nicht dazu eignen. Ich glaube, ich habe dies schon früher in Bezug auf die ersten Bände angemerkt. Das Metrum im „Stumpredner", das ich zuerst für verunglückte Hexameter hielt, ist ein logaidisch auslaufender Daktylenvers, dessen Schema mir nicht recht klar geworden ist. Aber für eine Erzählung ist ein solcher gebrochener Vers unglücklich gewählt. §§) Alles Epische erfordert einen schlanken Gang, seien es nun Jamben oder Trochäen oder Daktylen (mit den erlaubten Modifikationen) während eine

---

‡‡) „Auf Seite 27 ꝛc." Die Seitenzahlen sind von Seidensticker immer nach dem Manuskript Buch genommen.

§) Alle hier und in früheren Briefen meines Freundes getadelten Verstöße gegen den Rhytmus sind verbessert worden. Zum Beispiel hier das berichtigte Gedicht, dem er die gerügte „rhytmische Freizügigkeit" entlehnte:

Polyhymnia

— — — ⌣ , — ⌣ ⌣ — — ⌣ [⌣] —
— — — , — ⌣ ⌣ — ⌣ —
— ⌣ — ⌣ [⌣] — ⌣ ⌣ — ⌣
— ⌣ — ⌣ [⌣] — ⌣ ⌣ — ⌣

Preis dir, Muse! du, deren Zaubergewalt
Weckt die Glut göttlicher Phantasie
Uns im Busen; die du, o Muse,
In die Saiten hauchst deine Seele!

Flüsternd, leise quellen die Harmonien,
Gleich dem Thau, den in des Lenzes Hain
Zitternd stäuben spielender Elfen
Frohe Hände den dürstenden Blüten.

Und nun rauschet, mächtig wie Ozeansfang,
Sturmtoll, wild wogend die Tonesflut;
Jubelnd donnern hehre Akkorde,
Wie Orkanesbrausen im Walde.

Andachtlauschend sinket der lechzende Geist
Hin am Born köstlicher Melodien:
Tief erquicket dankt er der Spende
Himmelslabe der lieblichsten Muse.

§§) Bezüglich des „Stumpredners" habe ich meine Meinung beibehalten. Es ist eine humoristische Erzählung, und um die Komik zu unterstützen, wählte ich den fünffüßigen hüpfenden Daktylenvers, dessen Barockstil mir gerade zur Karakterisirung des behandelten Gegenstandes angemessen schien. Wem beim Lesen Hexametergedanken aufsteigen, dem werden sie von selber vergehen, wenn er ein paarmal über die Verse dahingestolpert ist.

Empfindung sich ja in einer schwabblichen Redeweise mitunter recht gut ausnimmt. Zudem wird wohl Jeder, der Hexameter kennt, dies Maß in dem „Stumpredner“ angewandt glauben und bei dem Versuch, es so zu lesen, ist es Einem, als verirrte sich der Schleppsäbel beim Gehen zwischen die Beine.

Das Versmaß im „Walpurgisnachttraum“ ist ein ganz nettes Kunststück, wird auch wohl dem Dichter Künste und Zeit gekostet haben. Seine Geschicklichkeit verdient Lob; aber man ist doch nicht froh, daß Alles nur ein Traum war und der Helikon sich nicht wirklich in den Blocksberg verwandelt hat.

Die beschreibenden Gedichte sind größtentheils trefflich gelungen und die innigen Beziehungen zwischen dem Objekt und der empfindenden Seele dichterisch vermittelt, wie es eben sein soll und wie Goethe es vor allen andern Dichtern am besten verstanden hat. Auch die Gelegenheitsgedichte, in denen reale Verhältnisse durch die Weihe der Dichtung in den heitern Aether einer idealen Welt versetzt werden, gehören zu den besten und erinnern auch wohl an Goethe's Behandlung ähnlicher Themata. (Nro. 27: „Zur silbernen Hochzeit von Ernst und Emilie Bohne“). — Moderne Empfindung in antikem Metrum ungezwungen, klar, beinahe volksthümlich ausgedrückt in „Waldjägers Beruhigung der Geliebten.“ — Prächtig ist „Die Mühle,“ eine einfache und doch tief ergreifende Schilderung des Eindrucks, den ein Gemälde macht.

Den 1. Januar 1894.

Meinen herzlichen Glückwunsch zum Neuen Jahr, lieber Freund. Mögen Gesundheit, rüstige Arbeitslust, Frische des Geistes nnd heiterer Frohsinn auch im Jahr 1894 Ihre Begleiter bleiben!

Ich hatte sicher darauf gerechnet, meinen Brief noch im alten Jahre zu Ende zu bringen; was mich gehindert hat, ist vornehmlich eine häßliche Erkältung, die ich mir vermuthlich auf dem Kirchhofe bei einer Beerdigung zugezogen habe und die mir ein Schnupfenfieber mit allen Teufeleien aufgehalst hat.

„Weihnachten im Hinterwald“ ist ein liebliches Thema, mit Lust am Gegenstand und bilderreicher Anschaulichkeit behandelt, dürfte aber durch mehr Gedrungenheit gewinnen. — Beiläufig gesagt, kann man „verblassen“ als ein transitives Zeitwort gebrauchen? Kann ein Fahrweg kundig sein? Das Ueberlaufen eines Satzes in die nächstfolgende Strophe („Der Weg nach Tanners Port — Ist weit“) sollte vermieden werden. ¶) — Zu den sprachlichen Lizensen ist wohl auch (S. 411) zu rechnen: „Gewinn harrt — — d e m Gebraus.“

¶) Die hier kritisirten Stellen sind verbessert worden. Das Zeitwort „verblassen“ habe ich in der transitiven Form gelassen, wie es Klopstock, Herder, Schiller ꝛc. ja auch angewandt haben.

Die häufige Unterbrechung durch Besucher, die sich bei mir einstellen, mahnt mich daran, daß ich mich zu beeilen habe, wenn der Brief heute noch abgehen soll. So will ich denn nur noch einige Worte über den zweiten Band, meistens aus prosaischen Denksprüchen bestehend, hinzufügen. ☞ ☞)

Unbedingt sind alle Ihre dicta treffliche Reizmittel zum Gespräch; die knappe, abgerissene Form giebt ihnen etwas Apodiktisches, das ist nun einmal nicht zu vermeiden; ich würde aber eben deshalb, (falls es einmal an's Drucken geht) die allgemein zugestandenen Sätze oder schon oft gehörten Bemerkungen fortlassen. Dahin gehört z. B. Vieles, was Sie über Reichthum, Habsucht u. dgl. sagen.

Im Ganzen offenbart sich aber in den „Aphorismen" eine reiche Gedankenwelt und Vertrautheit mit den verschiedenen Sphären des gesellschaftlichen Lebens, die sich auf Erfahrung und Beobachtung stützt. — Die Freiheit, die sich der Gnomiker nimmt, seine Sätze mit orakelhafter Zuverlässigkeit aufzustellen, sollte mit einer gewissen Vorsicht gegen Endossirung populärer Irrthümer gepaart sein. Dahin rechne ich die Ausfälle auf die Thierwelt: Wenn ein Mensch unter seiner Würde herabsinkt, verkommt, selbstsüchtig ist u. s. w., da wird er auf einmal thierisch genannt. Aber man dichtet da den Thieren schlechte Eigenschaften an, die sie gar nicht haben, sondern nur der Mensch, ebenso wie man ihnen noble ethische Karakterzüge abspricht, — eben weil sie Thiere sind.

Ein andereres populäres Vorurtheil ist die Geringschätzung der Metaphysik. Man spricht davon, als wäre es ein Gewirr verzwickter Schrullen. Nun, sobald man über den täuschenden Schein der phänomenalen Welt hinausgeht, so steht man auf dem Boden der Metaphysik. Anstatt zu sagen, „Metaphysik hat noch Nichts entdeckt, als illusorische Hypothesen," sollten Sie lieber sagen: „Die Zerstörung illusorischer Hypothesen verdanken wir der Metaphysik." Wollen Sie sich davon überzeugen, so lesen Sie Kant's „Kritik der Reinen Vernunft" oder Lotze's „Mikrokosmos." Auch Stallo wäre in seiner Schrift über die Physik nicht ohne die Metaphysik ausgekommen. — Der Pessimismus, den Sie ja Recht haben, zu verwerfen, ist bei alledem nicht so dumm, wie Sie ihn schildern. „Pessimisten hassen die blühenden, duftenden Rosen und preisen die Stacheln." Dazu paßt dann auch die Geschichte von Demokritos und Heraklit, d. h. wir stehen mitten in der Volkslegende, welche Irrthum statt Wahrheit verbreitet. Der philosophische Pessimismus ist durchaus verschieden von dem populären Unding, das sich auf ein unglückliches Temperament oder eine gestörte Verdauung zurückführen läßt.

In dem Abschnitt über „Staatswesen und Politik" sprechen Sie als ein Mann von gereifter Erfahrung, und Ihre Gemeinplätze haben eine

☞ ☞) Ueber die Einwände meines Freundes bezüglich der „Aphorismen" brauche ich nicht zu reden, da das Ganze ja hier dem Leser zur eigenen Beurtheilung vorliegt.

genaue Kenntniß von Zuständen und Ereignissen hinter sich. Damit will ich nicht sagen, daß ich Ihnen überall Recht gebe: Die frisch-fröhlichen Revolutionen, die in den südamerikanischen Staaten so oft vorkommen, haben das Volk doch nicht von Erschlaffung kurirt. — Was Sie über die Frauen zu sagen haben, wird wohl bei den Männern eher Anklang finden, als bei den Frauen. Zuweilen sind Sie in ihrem Cynismus zu weit gegangen, und wer Sie nicht sonst kennt, möchte Sie für einen Misogyn halten. Darin gebe ich Ihnen Recht, daß die leidige Scharwenzelei vor den Frauen diesem Lande großen Nachtheil gebracht hat, und wir sind noch nicht am Ende der womens rights craze. Mögen aber fernwestliche Staaten immerhin einmal das Stimmrechts-Experiment in Scene setzen: Heißt es doch: Experimentum fiat in anima vili.

Warum erklären Sie den Romanen den Krieg, und lassen die von W. Scott und andern berühmten Schriftstellern frei abziehen, indem Sie erklären, es wären keine Romane, sondern Geschichtsbilder? ||) Das Gegenständliche allein kann doch nicht entscheiden, sonst wären ja auch die Mühlbachiaden eximirt. Die Gesellschaft und die Menschenseele sind aber doch auch Realitäten, woran sich der epische Dichter versuchen darf, d. h. der soziale und der psychologische Roman haben auch Berechtigung.

Ihre Räthsel (warum denn Agrionien? || ||) habe ich nur zum geringen Theil zu lösen versucht, theils mit, theils ohne Erfolg. Wir wollen noch einmal daran gehen.

Wie viel bleibt noch unbesprochen, unerwähnt! So Ihre trefflichen Uebersetzungen. Aber ich muß jetzt schließen. Häufig wurde ich unterbrochen. Ich hoffe auf das Eine und das Andere zurückzukommen. — Ich schicke Ihnen noch ein Exemplar von meinem Buch zum Fortgeben. — Mit Freundesgruß,

der Ihrige,

O. Seidensticker.

||) Mein Freund urtheilt hier unbillig, da ich doch gerade die Geschichtsromane der Mühlbach, Rellstabs, Gerstäckers &c. strengstens verdamme; dahingegen die kulturhistorischen und psychologischen Schriften Scott's, Hauff's, Sealsfield's, Auerbach's, Fritz Reuter's &c. von der verwerflichen Litteratur ausnehme. Ich weise die Leser bloß auf meine Sprüche über Romane, Geschichte &c. im 3. Buch dieses Werkes hin.

|| ||) Agrionien d. h. Acker- oder Feldblumen, nannte Theodor Hell in der „Minerva" die darin veröffentlichten Räthsel, Charaden &c. was sich auch seitdem als Bezeichnung für das Räthsel erhalten hat.





Buch I.

Lehr- und Denksprüche.

Nicht lange Landstraßen, sondern kurze Lustwege durch die Gärten des Schönen laßt uns wandeln.

Lessing: „Laokoon."





Lehr- und Denksprüche.

Sprichwort,
Suche deinen Ort:
Bei Guten spende Lob,
Bei Bösen rede grob!

Was wir denken und dichten sollte edel und schön sein; nur das klare, reine Wasser gewährt uns angenehme und heilsame Labung.

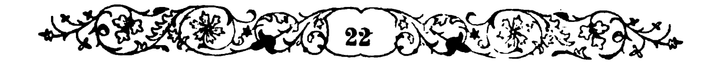
Erfolg hängt an jeder Minute — hasche sie und du magst gewinnen, aber unerfaßt wird sie, dich neckend, entfliehen.

Warte nicht auf besondere Anregungen mit deinen guten Werken, sondern benutze jede Minute, jeden Umstand und jede günstige Gelegenheit. Ein lang gehaltener Weg ist besser, als ein kurzer Flug.

Jemand, der die Welt kennt, wird nicht zaghaft; Jemand, der sich selbst kennt, nicht frech sein.

Willenskraft
Wege schafft!

Wer sich seiner Jugend nicht freut, bestiehlt seine alten Tage um den Schatz einer frohen Erinnerung.



Willst du sein fröhlich,
　　genieße die Jugend;
Willst werden selig,
　　so pflege die Tugend.

Nütze die Jugend, doch schone die Kraft!

Eine Kohle, die viel gestochert wird, verbrennt bald.

Vertraue nicht dem Becher
Zuviel, du junger Zecher:
Was deine Wangen röthet,
Im Uebermaß dich tödtet.

Semper libenter bibamus, nolite inebriari!

Einem trunkenen Manne
Blieb der Verstand in der Kanne.

Das Laster schlüpft durch den kleinsten Spalt, während die Tugend Mühe hat, durch die angelweit offene Thür ins Herz zu gelangen.

Mit Zeit und Geduld wird das Maulbeerblatt Seide.

Wenn dich die Wogen des Lebens zu verschlingen drohen, so schütte nicht auch noch deine Thränen hinzu, die nur das Wasser mehren.

Sich nicht an die Menge kehren, ist sittlich; sie achten, ist gerecht und billig; sie zu heben trachten, ist edel.

Die Genüsse des Lebens sind oft nur Einbildungen, deren Werth sich erhöht oder vermindert, je nach Umständen, unter welchen sie uns zugänglich sind.



Lust ist eine unbestimmte Größe, die stets mit einem relativen Werthmesser abgewogen werden muß, um den wahren Gehalt zu ermitteln. Arme und Dürftige würden im Genusse von Gaben schwelgen, die dem Reichen, dem Prasser nur eine Alltäglichkeit oder wohl gar eine Entbehrung dünken dürften.

Mäßigkeit ist der beste Arzt, Heiterkeit die beste Medizin, und Ehrlichkeit die beste Kleidung; mit diesen dreien und Fleiß kommt man ohne große Mühe durch die Welt.

Das hellste Licht wirft die dunkelsten Schatten.

Ohne Geist wäre das Leben ein Bild grau in grau gemalt.

Geld regiert — seinen Herrn.

Die Reichen taugen durchwegs nichts: ihr Geld ist besser, als sie selbst.

Habsucht besiegt stets den edlen Menschensinn.

Genügsamkeit ist Seelenfriede; Habgier der Kampf der Materie mit dem Geist.

Einen klugen Kopf und ein edles Herz kann sich kein Reicher kaufen.

Millionäre sind die Väter der Armuth. Reichthümer, die sich bei Einzelnen anhäufen, werden der Masse entzogen.

Wer nichts Anderes zu seinem Ruhme hinterläßt, als Geld, dem lebt auch nur sein Geldsack nach. Die lockere Dame Fortuna aber wird schon dafür sorgen, daß in der Zukunft die goldenen Glückswogen jedes Einzelnen, sie mögen noch so hoch gestiegen sein, sich wieder senken, um im Meere des Allgemeinen zu verschwinden. Auf jeder hohen Flut folgt sicher eine tiefe Ebbe.



Wenn ein Reicher geehrt wird, so achtet man nicht die Person, sondern nur den großen Geldbeutel.

Auf einer Wage wägt die Zeit die unbenutzten Schätze des Geizhalses und die Weisheit des Narren.

Muß es nicht ein eigenthümliches Gefühl erwecken, wenn Jemand, der sonst nichts gethan hat, als Reichthümer zusammenscharren, recht in sich nachdenkt und dann die Schmeichlerschaar betrachtet, die ihn umschwärmt?

Schmarotzer gleichen den schweifwedelnden Hunden, die vor ihren Herren herumkriechen, damit sie einen Bissen erhaschen, der ihnen möglicherweise hingeworfen werden könnte.

Nichts hält den Vergleich so treffend aus,
Als ein Schmeichler und eine Laus:
Beide hängen sie sich uns an,
D e r, wo er darf und d i e, wo sie kann.

Bei den alten Griechen war Pluto, der Gott des Reichthums, auch zugleich der Herr des Hades (der Hölle). Sind die Reichen etwa mit der Hölle verwandt?

Man braucht die irdischen Schätze nicht in die Hölle zu verbannen, aber man soll auch nicht mit Gier nach den Hadesschätzen streben.

Ergeizter Reichthum ist ein Schatz der Hölle.

Dem Habsüchtigen wächst die Gier bei gefülltem Koffer, wie dem Fresser der Hunger bei speisebeladenem Tische.

Ein reicher Hungerleider, der nicht Geld genug kann haben,
Nimmt auch den letzten Thaler ein, bevor sie ihn begraben.



Die Grenzen des Geizes sind wie eine Spanne der Hand und wie die Weite eines Stadtumfangs verschieden.

Der Geiz ist eine selbstauferlegte Buße.

Das Dienstbrod eines Reichen schmeckt sauer.

Wenn der Reichen Mildherzigkeit in Prozenten ihrer Reichthümer gemessen würde, wie viel Werth möchte sich da pro Kopf ergeben?

Die Wohlthaten der Reichen kommen selten aus dem Herzen.

Das Geld, das der Geizige spart,
Der Witz, den der Gimpel ernarrt,
Die Arbeit, die der Faullenzer thut,
Sind alle drei gleich gut.

Guter Rath, sagt man, sei theuer; aber der schlechte Rath ist theurer.

Manche Menschen müssen zum Gutesthun gezwungen werden, wie das Wasser in der Spritze zum Feuerlöschen getrieben wird.

Mit der Hälfte Anstrengung in der Verstellungskunst, womit der Mensch seine Fehler zu verbergen sich bemüht, könnte er sich die Fehler ganz abgewöhnen.

Zum Völkerregieren braucht es keine so große Weisheit, als zum Sichselbstregieren.

Traue nicht immer dem äußeren Schein: mancher Frommthuer gleicht dem trojanischen Roß, das Schelme in seinem Innern barg.

Bei vielen Menschen führt der Weg zur Erkenntniß durch's Armenhaus oder durch das Gefängniß.



Der Menschen Geist ist leicht zu schöpfen —
Mußt nicht mit Guten rechten:
Die Thorheit kommt aus hohlen Köpfen,
Die Bosheit aus den schlechten.

Geistlose Schwätzer gleichen den Steifbettlern. Jene kramen ihre Dummheit, wie diese ihre Armuth in unverschämtester Weise vor Jedermann aus.

Ruhm ist ein Leichenbestatter, der den Lebenden nur geringe Aufmerksamkeit schenkt, der aber die Todten schmückt, ihr Grabgeleite herrichtet und ihnen Blumenkränze auf die Bahre legt.

Ein todter König und ein todter Bettler sind sich gleich. Nur der Geist lebt nach dem Tode fort. Der Körper ist sterblich, der Geist lebt ewig. Der Geist aber muß wirken in und durch den Körper in der Zeit. So ist das ewige Leben durch die Zeit bedingt. Wer ewig leben will, benütze seinen Geist, so lange er noch im Fleische wandelt.

Die Hochherzigkeit eines Menschen läßt sich am besten mit dem Maßstab seiner Selbstverleugnung messen. Ein edler Mensch ist frei von Egoismus.

Der Baum des Wohlstandes wächst aus dem Samen des Fleißes empor.

Artigkeit ist die zierlichste Blume der guten Erziehung.

Das Gemeine mußt du hassen,
Nur das Reine gewähren lassen.

Nicht immer ist die Eifersucht ein Anflug von Wahnsinn, nicht einmal ein Anflug von Thorheit: wenn man nämlich eifersüchtig über sich selbst wacht, daß man keine Thorheit begehe.



Wenn Einer redet, und was er spricht, rede er von Herzen oder schweige.

Am Wort erkennt man den Mann, aber erst dann, wenn man in Wahrheit verstanden hat, was er sprach.

Manches Menschen Rede bleibt unverständlich bis nach seinem Tode; und dann redet sein Grabstein noch unverständlicher.

Freundschaftsäußerungen dir gegenüber, wenn es dir wohlgeht, gleichen einer beim hellen Sonnenschein brennenden Lampe. Nur wenn dich die Dunkelheit der Noth umgibt, lernst du die wahre Freundschaft kennen, welche, hülfebringend, dir alsdann die Finsterniß erleuchtet.

Leidenschaft ist brausend heftig,
Wespengleich mit ihrem Stich.
Reize sie, sie wird verwunden
Mit dem gift'gen Stachel dich. —
Mag sie wild dich auch umtoben,
Bleibe ruhig: mit der Zeit
Wird die Leidenschaft entfliehen,
Die dich wespengleich bedräut.

Wer viele gute Werke verrichten will, nimmt nur eins zur Zeit vor.

Die Leiter Fortunen's hat keinen Gipfel. Ein Reicher mochte noch so hoch gestiegen sein, er fand immer noch eine Sprosse, höher zu klettern.

Geschenke mit unwilligen Mienen dargereicht, haben ein sauersehendes Gesicht.

Erfolg macht niemals klug; nur Mißerfolge belehren uns und machen uns weise.

Alles was neu, ist nicht immer getreu;
Auch ist im Alten oft Falschheit enthalten.

Wenn uns Sorgen belästigen, fällt uns wohl oft ein Gedanke ein, wie wir die Sorgen los werden; aber wir werden uns selten davon befreien, bis wir noch mehr nüchterne Gedanken um Rath gefragt haben.

Gedankenlos handelt nur der Thor; denken, ohne zu handeln der Ueberkluge.

Denken ist der Schlüssel zum Schatz der Weisheit.

Einen Weg finden wir oft bei geringem Nachdenken; doch bedarf es meist einen zweiten und dritten Gedanken, der uns auf den rechten Weg führt.

Wer Freundschaft liebt, der muß sie hegen
Und selbstsuchtlos sie üben, pflegen.

Nur eine Liebe gibt's, die alle Widerwärtigkeiten mit Geduld erträgt: die Eigenliebe.

Es ist nur ein kleinlicher Mensch, der andre verkleinert.

Die Lügen gräbt man mit dem Todten niemals ein:
Sie wachsen neu empor auf manchem Leichenstein.

Nicht alle Feinde sind uns lästig. Ich habe an mehr als einem meiner Feinde die helle Freude: gerade weil ich weiß, daß es meine Feinde sind, bin ich stolz auf sie.

Mancher Mensch klammert sich ängstlich an die von ihm ergeizten Reichthümer, um schließlich an den Tod, der ja Alles nimmt, noch mehr zu verlieren

---



Wer da will in der Zukunft leben,
Muß für die Zukunft sich bestreben.

Andern kann man wohl zuviel thun, sich selber aber nie genug.

Der Werth einer Sache, wenn sie nicht einem Nutzzwecke dient, liegt ausschließlich in dem Streben Vieler, sie zu besitzen.

Blinder gibt es keine Menschen, als diejenigen, die nicht sehen wollen.

Es gibt Menschen, die in einem Kuhstalle zur Welt kamen, und die sich nur in einem Kuhstall heimisch fühlen; in ein menschliches Dasein versetzt, sehnen sie sich zurück hinter die Fasebretter ihres Selbsts.

Wenn solche Menschen Herren werden, dann suchen sie Alles in die von ihnen gewohnten Kuhstallschranken einzuzwängen. Wehe den Armen, die dann — nicht ihnen — ihrem Geldbeutel untergeben sind! Diesen wird alles menschliche Fühlen, alles höhere geistige Leben untersagt und ihnen dafür der Kuhstallgeist gewaltsam aufgenöthigt. — Auch mich versuchte man in die vier Pfähle einer solchen Kuhstallwelt einzupferchen, allein ich — — hungere lieber!

Bei Narren ist die Thorheit grenzenlos; bei vernünftigen Menschen kommt auch wohl zuweilen eine Thorheit vor, aber sie wird immer in Schranken gehalten.

„Warum so vieles Herbe schreiben?" —
Ohn' Hämmern kann man keine Nägel treiben.

Das ist nun einmal die Natur des Menschengeistes: je schärfer das Verbot, desto köstlicher schmeckt die verbotene Frucht; je toller der Fanatismus seine Zuchtruthe schwingt, desto größer ist die Freude, daß man ihm ein Schnippchen schlagen kann.



Der eigene Sinn, die eigene Kraft und der eigene Wille eines Menschen sind das Menschlichste, das Ursprünglichste, das Heiligste in ihm. Seine gesellschaftlichen oder religiösen Anschauungen sind unbedeutender und zufälliger Natur, sind nur Aeußerlichkeiten des Individuums.

Nicht elend ist das Leben dem, dem es genügt.

Der Aufrichtige kann nicht schweigen, das schreiende Unrecht und die Wahrheit öffnen ihm den Mund.

Wahrheit und Medizin schmecken oftmals bitter, aber beide sind heilsam.

Wer dir die Wahrheit sagt, und wenn er auch dein Herz verwundet, den schätze und ehre; Heuchler und Schmeichler bringen das wahre Wort nie über ihre Lippen.

Hundert Worte Wahrheit nehmen nicht länger Zeit, sie auszusprechen, als hundert Worte Lügen.

Zwei Lügner und eine Schande,
Machen eine gemeine Bande.

Mit der Unwahrheit kann man wohl einmal durchkommen, auf die Dauer aber geht das nicht; schließlich hat auch die längste Lüge, wie das längste Seil ein Ende.

Manches Menschen Zunge ist ein zweischneidiges Schwert: die eine Schneide trifft den Mitmenschen, die andere ihn selbst.

Der Knabe Karl in seiner Jugend
Hielt das Lügen für eine Tugend;
Als er im hohen Alter war,
Hielt er die Lüge für Wahrheit gar.



Klatsch ist wie falsches Geld, wer es verbreitet, ist ebenso strafbar, als wer es macht.

Böse Gerüchte wachsen wie der Schatten am Nachmittag.

Mücken und Verleumder singen erst und stechen dann.

Lob ist nicht immer rühmlich. Die besten Menschen hatten ihre Verleumder und die gemeinsten Schurken ihre Lobredner.

Es ist nicht genug, daß dich die Guten preisen: so lange dich die Bösen nicht schmähen, hast du noch irgendwo gefehlt.

Ruhm ist der Vater des Neides, eine kleinliche Seele die Mutter, die ihn empfängt und ihm das Leben gibt.

Soll dein Ruf in der Welt gut sein,
So mußt du stets auf deiner Hut sein:
Richt' dein Leben zu dem Behuf ein,
Denn wie dein Leben wird auch dein Ruf sein.

Es ist kein Kerker so finster und unheimlich, als eines bösen Menschen Seele.

Die Welt ist nicht vollkommen und wird nie vollkommen werden. Wäre sie vollkommen, so würde sie der Himmel sein.

Warte bis Andere deine Interessen fördern, so wirst du warten, bis sie nicht mehr des Förderns werth sind.

Es ist ein betrübendes Zeichen der Zeit, daß die Menge die Naschsucht nach dem gemeinen Klatsch und den ekelerregenden Skandalgeschichten in so gierigem Maße fröhnt, statt daß sie am Reinen, Edlen, Schönen Freude finden sollte.



Für diesen üblen Karakterzug der jetzigen Generation ist vornehmlich die Tagespresse verantwortlich, welche die vielzüngige Fama zu einem Ungeheuer gestaltet, vor dessen bis ins Millionenfache vermehrten Giftstichen Niemand mehr sicher ist.

Wir sollten uns nicht mit den Mängeln, wohl aber voll Achtsamkeit mit den Vorzügen und Verdiensten unserer Nachbarn und Zeitgenossen beschäftigen. Indem wir deren Mängel hervor suchen, steigen wir abwärts; an ihren Verdiensten aber kräftigen wir uns für eigenes Verdienst und heben uns selber zur Höhe des Verdienstes empor.

Wer höher hinauf strebt, als die Masse, den schreit diese an, den verleumdet sie. Schon der alte Heraklitus sagt, daß der Hund nur jene anbellt, die er nicht kennt.

Es ist ein Glück von der pöbelhaften Masse verschrieen zu werden, denn dadurch wird es über jeden Zweifel kund, daß man nicht zum Pöbel gehört.

Kleine Köpfe jubeln über die Fehler großer Geister, wie die Eule sich freut über eine Sonnenfinsterniß.

Schlechte Gesellschaft ist wie ein Hund, der denjenigen beschmutzt, den er am meisten liebt.

Könntest du die Gedanken deiner besten Freunde lesen, so würdest du finden, daß du nur sehr wenig gute Freunde hast.

Schnell gewonnene Freundschaft und frisch gepflückte Kirschen bleiben gleich lange gesund.

Ein Feind ist eine schwerere Last, als hundert Freunde aufwiegen können.

Versöhnter Feindschaft und geflickter Freundschaft sind nicht zu trauen.



Wer gegen jeden Mißtrauen hegt, hat selber kein reines Gewissen.

Vertrauen zeigt den off'nen Mann,
Das Mißtrau'n doch den falschen an.

Wer Andern genug gethan, hat sich selber damit am meisten Genüge gethan.

Man kann nicht Jedermann gefällig sein, besonders jenen nicht, die einem nicht gefallen.

Liebe und Haß schlafen in einem Bett.

Wie es keinen Druck ohne Gegendruck geben kann, so kann es auch keine Idee ohne Gegen-Idee, keinen Satz ohne Gegensatz geben.

Gegensätze sind die Würze des Lebens.

Nur durch Reibungen von Gegensätzen werden Gedanken erzeugt.

Böse Absichten verderben jedes gute Werk.

Jedermann bildet sich seine eigene Idee der Glückseligkeit.

Unsere Lasten wachsen, je näher wir dem Ziele kommen, sagte der Lumpensammler, da fing er mit der leeren Kiepe an.

Sei wohlthätig, so lange du es sein kannst, und ersetze diejenigen Wohlthaten, zu denen dir die Mittel fehlen, durch milde, freundliche Worte.

Als der Gute ist immer der Böse dreister;
Der Gute aber bleibt am Ende Meister.

Mit jedem guten Werk, das du im Leben thust, fügst du einen weiteren Baustein dem großen Tempel der Kultur hinzu.

Man sagt, das Blut eines Menschen enthalte so viel Eisen, daß eine Kette von genügender Stärke daraus geschmiedet werden könne, um ihn damit zu fesseln; aber nicht hinreichend stark genug, um die Zunge eines Thoren zu binden, daß sie keine Dummheit äußere.

Das Lob des Weisen wird begehrt:
Narrenlob ist keinen Heller werth.

Zwei Sprichworte, ein türkisches und ein spanisches, sind treffend und beachtenswerth:

„Ein fleißiger Mann hat nur einen Teufel, der ihn plagt; ein Müssiggänger aber hat deren hundert."

„Die Menschen werden oft vom Teufel versucht; ein Faullenzer aber versucht den Teufel selber."

Die Unthätigkeit in jedem Beruf ist die Frucht einer Sehnsucht nach dem Müssiggang.

Trägheit lähmt und betäubt die geistigen und physischen Organe des Menschen und tödtet die Säfte des Lebens.

Jede Stunde halte werth:
Beß're Zeit wird dir nie beschert.

Alles was man leicht thun kann, wird einem gewöhnlich sauer.

Oeffne dein Herz dem Mitgefühl, aber verschließe es der Unterthänigkeit. Die Blume öffnet ihren Kelch wohl, um die Tropfen des Thaus zu schlürfen, beim Regen aber verschließt sie ihn.



Alles Gute darf man zweimal sagen; alles Böse aber sollte man gänzlich verschweigen, wenn dessen Mittheilung nicht durch das Gemeinwohl bedingt wird.

Am Munde wird das Herz erkannt:
Drum rede stets nur mit Verstand.

Kleine Fehler geduldet, sind kleine Diebe, welche größere hereinlassen.

Es ist ein kurzer Weg zum Unglück, wenn man seinem eigensinnigen Kopf folgt.

Wer einem Andern auf falschem Wege folgt und nicht selber umkehrt, um die rechte Straße einzuschlagen, der vermag auch Jenen nicht zu überzeugen, daß er auf der unrechten Bahn wandelt

Wer guten Rath annimmt, ist oftmals weiser, als wer ihn ertheilt.

Es ist in der Welt nichts billiger zu haben, als guter Rath; und nichts muß theurer bezahlt werden, als Hülfe in der Noth.

Dem Todten baut ihr ein Monument;
Dem Lebenden habt ihr die Bissen mißgönnt.

Diejenigen Leute, welche Fleiß und Ausdauer besitzen, werden von schlaffen Müssiggängern öfters als Glücksmenschen bezeichnet — gewiß nicht ganz mit Unrecht (wenn auch nicht in ihrem Sinn): Das Glück kehrt nur bei den Fleißigen ein und wohnt bei den beharrlich Thätigen.

Erzwungenes gutes Betragen ist Bosheit in der Zwangsjacke.

Unterschätze die Dickhäutigkeit deiner Feinde und die Empfindsamkeit deiner Freunde nicht.



Wie sollen deine schönen Träume wahr werden? — Hör auf zu träumen, bemühe dich ernsthaft und mit freudigem Fleiß, so wird das Glück gezwungen, bei dir einzukehren.

Bekomm ich liebe, gute Gäste,
Der Erste ist wohl kaum der Beste:
Märzblumen, Freund, sind wohl begehrt;
Maiblumen haben höhern Werth.

Alte Gewohnheiten und neue Ketten sind schwer zu brechen.

Wort gibt kund den Mann,
Was er ist und kann.

Gegen verknöcherte Schulmeister
Muß dich Gott mit Geduld begaben:
Sie glauben im Alter noch umso dreister
Stets Kinder vor sich zu haben.

„Das ist eine von den alten Sünden:
Sie glauben, Nachsprechen sei Erfinden;“
Und lernen deshalb mit viel Behagen
Ein fremdes Pensum auswendig sagen.

Es ist nöthiger, das Böse zu strafen, als das Gute zu belohnen.

Altes Fundament ehrt man, aber zu einem neuen Bau muß auch ein neues Fundament gelegt werden, weil das alte meist zu morsch ist, um den neuen Tempel zu tragen.

Eine neue Wahrheit nach einem alten Irrthum messen, hieße den Angelpunkt in der Luft nehmen.

Irrthümer gleichen den Pilzen: wenn man sie tödten will, muß man sie dem hellen Sonnenlichte der Wahrheit aussetzen.



Die Jugend darf irren, nur muß sich der Geist, wie der Schmetterling aus der Puppe des Irrthums herausarbeiten.

Irrthümer lassen sich nicht immer sogleich berichtigen, weil sie nicht gern erkannt sein wollen: Bei solchen ist Geduld anzuwenden.

Der Wahrheit schadet eine ihr gegenübergestellte Lüge nicht.

Gut scheinen hält nur schlecht die Proben:
Gut sein allein das mag ich loben.

Der Schein gleicht einem mit schlechter Beize gefärbten Kleid, das beim Waschen die Farbe verliert.

"Fraus pia" ist ein falscher Spruch. Wer im Interesse des Guten betrügt, ist wie der Dieb, der das Gestohlene den Armen gibt.

Es ist leichter vorzugeben, das zu sein, was man nicht ist, als zu verdecken, was man ist. Wer beides mit Erfolg fertig bringt, braucht in der Verstellungskunst nichts mehr zu lernen.

Bist du ein Schneider? —
„Ach leider!" —
Das hab' ich mir doch gleich gedacht:
Dein Werk ist aus Lappen und Flicken gemacht.

Der Mensch akkommodirt sich an gar Mancherlei. Wer im Gänseland lebt, den darf das Geschnatter nicht genieren.

Immer sei mit dem zufrieden, was du hast, und lasse deine Wünsche nicht so hoch wachsen, wie den Kirchthurm.

Eine Gäspe voll Gold besitzen ist besser, als einen Scheffel voll sich wünschen.



Auf leichte Kunden und auf leichte Mauern bauen,
Wird bald Geschäft und Haus in Schutt und Trümmer schauen.

Unerfahrene, ungeprüfte und unbeneidete Leute fassen alle Sachen schief an.

Einem entschlossenen Karakter ist nichts widerlicher, als langes Hin- und Herberathen, Feilschen und Makeln.

Wer sich des Fragens schämt, schämt sich auch des Lernens.

Um dem Volke eine gute Sache genießbar zu machen, muß man sie oft, wie der Apotheker die Pillen, in Zucker rollen.

Wer prahlt, der hat mich nie erbaut:
Die Pfuscher prahlen immer laut.

Der weise Chilon pflegte zu sagen: Man versucht das Gold mit dem Probierstein und die Menschen mit Gold.

„Halt aus im Leiden, im Genuß halt ein!" (Schlabrendorf.)

Thätigkeit und Eifer
Erregen des Neides Geifer.

Reichthümer gleichen dem Mist: In großen Haufen verbreitet er üblen Geruch, aber auf dem Acker ausgestreut und untergepflügt dient er zur Nahrung und zum Gedeihen der kostbarsten Früchte.

Warum unsere Reichen so liberal Armenhäuser, Spitäler ꝛc. mit großen Gaben unterstützen, für Litteratur, Wissenschaft und Kunst jedoch selten oder nie etwas übrig haben, kommt vielleicht daher, daß sie wohl könnten dereinst arm oder krank, niemals aber Denker oder Künstler werden.



Frage dich selber, was du morgen gethan zu haben wünschest — und dann thue es heute.

Man verachte das Alter nicht: es hat manche Vortheile der Jugend voraus. — Altes Holz brennt am besten, alter Wein trinkt sich am lieblichsten, alten Freunden traut man am meisten und die alten Schriftsteller liest man mit dem größten Nutzen.

Wer in der Welt nicht Lob gewinnt
Der hat's zumeist auch nicht verdient.

Es gibt Menschen, welche gern andre Leute der Tugendlosigkeit bezichtigen, die selber nie eine Tugend an sich hatten.

Ich möchte manchem müssigen Schwätzer die Worte zurufen: Woher hast du so viel Zunge und so wenig Hirn?

Bei dem Bierkrug kannegießen
Und der Klatsch beim Kaffeekessel
Werden nach wie vor stets fließen,
Wo es Gänsrich gibt und Göffel.

Wenn du in Gegenwart deiner Freunde dich thöricht äußerst, werden deine Freunde sich um deinetwillen schämen.

Einen Geizhals kann man nicht öffentlich beschämen, er stellt sich immer selbst an den Pranger, ohne zu erröthen.

Mit saurem Schweiß und Mühen und Plagen,
Durch Hungern und Prachern zusammengetragen
Ward vom Alten der Schatz in der Truhe gemessen:
Die Buhlen des Sohnes werden ihn fressen.

Was die Mutter erbettelt hat,
Verzettelt der Sohn im Bakkarat.



Jemand stellte dem älteren Rothschild die Frage, weshalb er die ungeheuern Reichthümer ansammle und noch fortfahre, sie anzusammeln, die er doch niemals alle auch nur annähernd genießen könne? worauf der Bankier erwiederte: „Denken Sie vielleicht, daß der Schah von Persien, wie weiland König Salomon, alle seine dreihundert Frauen und Kebsweiber genießen kann?“

Je weniger du von deinem eigenen Werthe redest, desto mehr denken Andre von deinem Werth.

Unsere Gedanken allein sind unser Eigenthum, nicht unsere Worte und Schriften: diese kann man uns rauben, jene nicht.

Die Unwissenheit beweist noch nicht die Tugend. Zumeist ist die unbeschriebene Seite eines Briefes die schmutzigste.

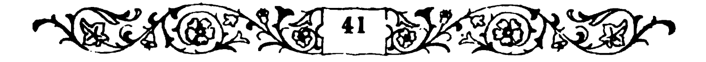
Es ist kein kluger Mann, der mit seinen Witzen seine Freunde vor den Kopf stößt; aber es ist ein noch minder kluger Mann der sie mit fremdem Witz beleidigt.

Ein hübsches Gesicht und feine, höfliche Manieren sind oft die besten Empfehlungsbriefe.

In der Jugend altes Denken,
In dem Alter junges Fühlen,
Nenn ich dort die Weisheit lenken,
Nenn ich hier die Thorheit fühlen.

Ich freue mich meines herangereiften Alters, wenn ich bedenke, welche mächtigen Fortschritte der menschliche Geist während meiner Lebenszeit gemacht hat.

Unausgesetzter Tadel erweckt den Unwillen und reizt den Löwen des Zornes aus seiner Höhle.



Sprüchel trage
Gute Lehren in jedes Haus;
Sprüchel jage
Böse Sitten überall hinaus!

Ein gutes Sprichwort ist wie ein scharf geschliffener Dolch, der das Herz des Bösen trifft.

Ein gutes Sprichwort wirkt mehr, als die beste Predigt.

Zu den Tugenden, die ich nicht loben kann, gehört die Geduld. Sie leitet nach einer Verschlaffung des Geistes hin.

Was ich dulden muß, ist entweder nur mittelmäßig oder gar schlecht.

Das Gute sollte keiner Duldung bedürfen, das Böse überhaupt nicht geduldet werden.

Geduld ist aus den Worten: „geh" und „dulde" gebildet worden.

Geduld gehört zu den bettelnden Tugenden.

Nur die Halbheit fordert Geduld.

Die aura mediocritas wird nur von Schwachgeistern gepriesen.

Gut genug ist halb verdorben.

An die Stelle der Geduld würde ich die Ausdauer setzen; für den leidenden Zustand den strebenden.

„Mich haßt das Glück!" rufst du im Aerger aus.
Haß du's nur nicht, so kommt's dir noch in's Haus.



„Ich finde kein Brod für meine Familie," sagte ein arbeitsscheuer Mensch zu seinem fleißigen Nachbarn. „Ich auch nicht," erwiederte dieser, „ich bin genöthigt, dafür zu arbeiten."

Es gibt Leute, die immer über ihr Mißgeschick jammern: Diese haben nicht den Muth und die Kraft, sich selbst zu heben.

Schlechte Schweine gerathen stets auf hartem Wühlboden.

Fortuna täuscht öfters, als sie uns beglückt. Wir glauben sie vor uns zu sehen und schon wollen wir sie in unsere Arme schließen und festhalten, aber indem wir die Augen öffnen und recht zuschauen, sehen wir, daß es nur die — Hoffnung ist.

Das Glück wird nur von den Armen gewürdigt. Der Reiche schreibt das Erscheinen der Glücksgöttin seiner eigenen Klugheit und dem eigenen Verdienste zu.

So lange du im Glück bist, erwarte stets das Unglück, das dich endlich erreichen wird, und wenn in keiner andern, doch in der Gestalt des Todes.

Es gibt Menschen die den Witz nur ihrem Gedächtniß und die von ihnen erzählten Thatsachen einzig ihrer müssigen Einbildung zu danken haben.

Die Masse der Menschen baut ihr Urtheil mehr auf den Schein, als auf die Wirklichkeit.

Der Schein blendet gar leicht die Sinne, während die Wahrheit sich nur mühsam den Weg zum Sitz der Gedanken bahnt.

Wahrsager sagen immer die Unwahrheit.

Es gibt Menschen, welche an selbstgebildete Theorien festhalten und dabei leider ihre eigenen Zungen nicht festzuhalten vermögen.

Besser rauhe Unhöflichkeit als glatte Unwahrheit.

Einem Menschen, der mir die Wahrheit, wenn auch in derber Weise in's Gesicht sagt, bin ich dankbar: er ist mein Freund. Ein höflicher Mensch, der mir mit lauter Artigkeiten entgegen kommt und die Wahrheit verschweigt, gleicht oft einem unter falscher Flagge segelnden Piraten, der mich ausraubt, wo er nur kann.

Das rauschende und brausende Wasser poltert dem Müller über das Rad und treibt ihm die Mühle. Was nützt dem Müller der sanft durch das Thal dahinschleichende Bach?

Handeln ist leichter als Denken. Wenn ich einmal den rechten Weg weiß, kann ich ihn ohne Mühe wandeln.

Eine jugendliche Seele schwankt bei der Wahl ihrer Ziele; das erfahrene Alter hält fest an der einmal ergriffenen Sache, für die nur mit der Zeit ein praktisches Verständniß gewonnen werden kann.

Zum Guten mußt du stets den Zweck des Guten fügen:
Bloß gut allein zu sein, kann Guten nicht genügen.

Verleumder sind Giftmischer, die ihr teuflisches Getränk am liebsten noch als süßen Wein darreichen.

Jedes Böse hat seinen Fürsprecher:
Fürchte drum dich nicht vor dem Giftbecher,
Fasse ihn kräftig und schleudre ihn nieder,
Hebt auch ein Böser vom Boden ihn wieder.

Mißtraust du deinem eigenen Rath, so darfst du ihm desto mehr trauen: du steuerst dann nicht im Nebel der Ungewißheit, um auf unvorhergeahnter Klippe zu stranden.



Laß dein Leben keine Rennbahn und deine Vergnügen kein Wettrennen sein. Weise, vorbedachte Thätigkeit und mäßiges Genießen gewähren die sicherste Bequemlichkeit und dauerhaftesten Freuden.

Nur der wandelt sicher den Lebenspfad,
Der den Weg kennt, den er zu wandeln hat.

Wir opfern, um Manches zu lernen, die Zeit,
Das uns zu wissen im Alter gereut.

Scheue jede Sünde, wenn sie auch noch so unbedeutend ist. Kleine Vergehen werden mit der Zeit zur Gewohnheit, und Gewohnheit ist etwas Großes.

Laß deine Ausgaben derart sein, daß immer noch ein Ueberschuß in deiner Tasche bleibt: Vorräthiges Geld ist der beste Freund in der Noth.

Mancher Narr opfert lieber sein Vermögen, als daß er seine Thorheit eingesteht.

Fleiß kann uns von manchem Uebel erlösen:
Von Langeweile, Noth und Ersinnen des Bösen.

Zwei Verneinungen machen eine Bejahung; zwei Dummheiten aber keine Klugheit.

Die Welt wird nie von Thoren frei werden. Ein Lehrer, der eine Dummheit ausrottet, bereitet nur das Feld für neue Narrenstreiche.

Geistreiche Menschen gleichen den Goldstücken, sie zirkuliren nicht in der Menge, die sich meistens mit armseligen Pfennigmünzen begnügt.

Leuten, die über den Glauben sich zanken,
Liefert der Teufel die Hauptgedanken.



Die Kanzel in der Kirche ist der Beichtstuhl, in welchem die Prediger beichten. Sie klagen sich aber nie selber der Sünde an, sondern immer nur die Gemeinde.

Die Dichter, die nach andrer Meister Sachen
Die eigenen Gedichte wollen machen,
Die sieht man stets in schlechten Versen, Reimen
Das eigne Krüppelholz zusammenleimen.

Eingefrorener Geist — Langweile.

Böse Menschen und giftige Pflanzen sind zuweilen von höchstem Werthe — wenn sie in geschickten Händen sich befinden.

Körperliche Schönheit ist ein Geschenk, das die Natur oft an die unwürdigsten ihrer Kinder vergeudet.

Den Menschen gleich, beugt sich die Meinung als Kind: erwachsen befiehlt sie.

In des Willens Tiefen keimen die Saaten des Guten und Bösen.

Stoßt der Diener das Weinglas um,
So heißt's gleich: „Johann, wie bist du doch dumm!“
Doch die volle Kanne vom Herrn zerschlagen,
Das ist ein Unfall und hat nichts zu sagen.

Nicht alles ist alt, was uns alt scheint; nicht alles ist neu, was uns neu dünkt.

Gar mancher von Prinzipien spricht
Und denkt an das eigene Vorurtheil nicht.



Nur Lasterhafte und Scheinheilige prahlen mit ihrer Tugend; nur Stümper mit ihrer Kunst.

Die Freundschaft ist hin, sobald man einem Mächtigen im Wege steht.

Fast alle Sprichwörter haben einen negativen Zug. Sie wirken nur als Aetze, indem sie Uebelstände karikiren und dadurch deren Zersetzung und Abstellung vorbereiten.

Sei ängstlicher besorgt, deinen Wissensschatz zu mehren, als die Schätze in deiner Truhe.

Was jemals Gutes du gethan,
Das bringe nur die That an's Licht:
Es ist fürwahr kein großer Mann,
Der stets von seinen Thaten spricht.

Kluge Menschen schweigen, wo Narren reden.

Selbstbewußt ist nur der weise Mann —
So lange er's verschweigen kann.

Wühle nicht im Finstern, sondern erhebe deinen Geist zur Klarheit, wie der Baum, der zum lichten Aether strebt.

Schöne Gedanken sind die beste Gesellschaft; wer mit ihnen verkehrt, wird sich nie einsam fühlen.

Ein Mann der Zweckmäßigkeitslügen sagt, gleicht den sich schminkenden Frauen: er wird sich bald die Gewohnheit aneignen, zu dick aufzutragen.

Jemand loben ohne Grund,
Tadel ist's aus falschem Mund.



Mache deine Versprechen langsam, aber löse sie schnell.

Klein gedruckte Buchstaben verderben die gesunden Augen: und Kleinigkeitskrämer, die über Buchstaben klauben verderben in jeder Gesellschaft den gesunden Humor.

Heiße, leidenschaftliche Temperamente müssen, wie Vollblutrosse, sorgsam im Zügel gehalten werden, wenn sie nicht durchgehen sollen.

Der einzige Erfolg ist die That. Wer entschlossen handelt, kann allein Das erreichen, was der Träge und Zaghafte stets versäumen werden.

Soll dein Nachbar einen Dienst dir erweisen,
So mußt du ihn erst nach Gefallen preisen.

Der weise Seneca sagt, das durch Werke der Wohlthat Verlorene sei nichts, aber nach Verlusten noch weitere Wohlthaten üben, bekunde das Werk eines edlen Geistes.

Auf utopische Glücksgüter hoffen, ist eitle Thorheit und macht den Menschen zum Träumer. Nur das durch eigene Kraft mit vollem Bewußtsein errungene Werk läßt die thörichte Hoffnung zurückweichen in den Schatten des Nichts, aus dem sie stets geboren wird.

Nicht der Mund der Nachwelt wird deinen Namen verewigen, wenn deine Werke ihr nicht deinen Ruhm auf die Zunge legen.

Je leichter der Gatte, die Gattin, desto schwerer die Last des tragenden Theils der Ehe.

Du sollst nicht schlechte Witze machen,
Um deinen Nachbarn zu verlachen:
Der möchte sonst zurück sich rächen,
Von dir noch schlecht're Witze sprechen.





Flatterlob ist Flittergold.

Schlaf und Ruhe sind die Halbgeschwister des Todes; Wachen und Thätigkeit die sorgsamen Eltern des Lebens.

Wer Glück mit Maß ertragen kann, dem wird Unglück keine schwere Bürde sein.

Frechheit ist die letzte Schanze der Schuld.

Der Neid, wie die Eifersucht, sieht mit tausend Augen; aber diese Augen sind mit einer Verkleinerungsbrille bewaffnet, und das Preiswürdige bei Andern wird stets dadurch herabgesetzt.

Kein großer Mensch ohne Neider und Tadler:
Spatzen bekritteln immer die Adler

Erfüllung ist eine überwundene Sehnsucht.

Wer sich unter sich selbst stellt, geräth außer Acht;
Wer sich über sich selbst stellt, wird verlacht:
Das rechte Maß zu jeder Zeit
Dem Mann den wahren Werth verleiht.

Ein trefflicher Renner ist mehr werth, als ein ganzer Stall voll Esel.

Was selten ist, ist werthvoll. Darum wird auch der hohe Geist so werthgeschätzt, weil er so selten ist.

Der menschliche Geist läßt sich wohl abdämmen und in frische Kanäle lenken, ganz einschließen kann man ihn nicht, man müßte denn bis über die Wolken bauen.

Menschen, die viel von sich denken, sind gewöhnlich keine Denker.



Mit dem Pöbel über Fragen des Nützlichen und Schönen streiten, ist vergebene Mühe. Die Masse muß zum Kunstgenuß und zur Theilnahme am Schönen gleichsam getrieben werden; und zur Pflege desselben sogar mit Gewalt.

Wer wird wohl mit einem Misthaufen argumentiren, ob er die Nahrung zu einer Blume, einem Fruchtbaum oder einem Giftpilz liefern soll?

Pessimisten, wie die Eulen, haben nur Augen für den Schatten der Nacht.

Nicht über Kleine sollst du dich erheben:
Die großen Geier nur beim Aase leben,
Indessen Kolibri's um holde Blüten schweben.

Das was uns am Unentbehrlichsten ist, dünkt uns oft eine beschwerliche Last. Große Geister sind der Menge durchaus nöthig; die Menge aber haßt die großen Geister. Was der Mensch nicht begreift, ist ihm zuwider.

Menschen, die so viel von ihrer allesüberschattenden Geistesfähigkeit denken, vergessen die wichtigste Lebensregel: daß nichts den Mangel an Vorsicht zu ersetzen vermag. Sie werden übermüthig und ihr Wissen sinkt bald herab zur Eingebildetheit, ihr Witz wird lächerlich und ihr eitles Gebahren verächtlich, ihr Talent aber zum Gespött der Menge.

Mach deine Gegner nicht gar zu klein:
Du möchtest am Ende der Kleinste sein.

Ueber Schalkswitze müssen Andere lachen:
Wer selber lacht, kann Witze nicht machen.

Manches Menschen Witze sind so trocken, daß man sie mit dem besten Willen nicht zum Fließen bringen kann.

Böse Hunde haben gewöhnlich zerrissene Ohren.



Treib deine Scherze nicht auf die Spitze:
Nur Narren belachen die eigenen Witze.

Eine gute Unterhaltung sollte folgende Ingredienzien haben, die ihrer Reihenfolge nach wichtig sind:

1. Wahrheit,
2. Verstand,
3. Lebendigkeit,
4. Witz.

Vergiß nicht, daß das Leben einer Blume gleicht, die, kaum erblüht, schon beginnt zu verwelken.

Niemand hat ein Recht zu thun, was er will, außer er will thun, was Recht ist.

Rechthaber werden stets im Zorn rebellen,
Will man ihr Unrecht an den Pranger stellen.

Pessimisten und Misanthropen lauschen der Eule und verachten die Nachtigall.

Es bildet mancher Thor sich ein, die Welt zu reformieren,
Und kramt nur eignen Unrath aus vor seiner Nachbarn Thüren.

Schließe keinen Brief, ohne ihn zu lesen, und trinke kein Wasser, ohne es zu sehen.

Die Zunge eines Menschen ist der Barometer seines Geistes. Aus seinen Reden erkenne ich den Mann.

Große Freuden, Süßigkeiten
Muß man stets mit Maß genießen,
Sollen sie dem Kopf, dem Magen
Nicht am Ende sauer fließen.



Schöngeister gleichen den Nachtigallen,
Scheingelehrte den Papageien,
Halbgebildete den Staaren,
Plauderer den Elstern,
Jammerer den Uhu's,
Der ungebildete Pöbel den Spatzen.

Wie aus einer Mistgrube nur unangenehme Gerüche aufsteigen, so kommen aus eines gemeinen Menschen Munde auch nur unflätige Reden.

Wer den Skandal gern weiter trägt,
Weil sich der Pöbel dran erfreut,
Der gleicht dem bösen Feind, der gern
Auch Unkraut unter Weizen streut.

Großvatersitten kleben denjenigen Menschen an, die zu träge sind, bessere Sitten zu lernen; — und die Sitten ändern sich doch täglich und stündlich.

Das ist nur ein armseliger Schneider,
Der nach veraltetem Muster uns macht die Kleider.

Wer nicht mit der Welt vorwärts schreitet, wird unter den Anschwemmungen des Zeitenstromes begraben.

Dem ist der Verstand ganz oberfaul,
Der da hungert für seiner Erben Maul.

Der Mann, der nie ein Versehen beging, hat auch nie eine Entdeckung gemacht.

Im Umgang schmiege dich an, aber vergib dir nichts; strenge Grundsätze tragen ein mildes Gewand.



Himmel und Hölle wohnen im Menschenherzen, aber selten beisammen.

Arm in Arm mit dem Schicksal wandelt Zufriedenheit; Starrsinn wird in Ketten mitgeschleift.

Suche die Wahrheit und hast du sie erschaut, so folge ihr.

Das Böse kommt schnell; das Gute braucht Weile.

Jugendrausch reitet das Roß zu tode; Altersruhe wandelt bescheiden zu Fuß.

Wer da kann warten,
Dem reift das Obst im Garten.

Kleine Erfolge spannen zu größerer Thätigkeit an.

Eine einzige gute That wiegt schwerer, als hundert gute Vorsätze.

Sei nicht immer dem Griesgram hold,
Und der Freude Hasser;
Trinke lieber der Traube Gold,
Als das bleiche Wasser.

Trink den Wein um des Magens willen,
Dir zu wecken die Freude im Herzen:
Niemals doch darfst du dich überfüllen
Zu des Magens und deiner Familie Schmerzen.

Die Welt ist voll Thorheiten: jeder Tag bringt immer neue hervor.

Starkes Behaupten ist zumeist das Kind des schwachen Wissens.

Liebe wird stets von dort erwidert, wohin sie sich wendet. Deshalb finden habsüchtige Menschen keine Liebe, weil sie ihre Liebe ganz dem Geld zuwenden, das kein Herz hat.

Sieg folgt der Spur nicht des verzagten Mannes;
Nur der gewinnt den Sieg, der denkt, er kann es.

Die Sprache ist der Eimer der aus dem Brunnen des Gedankens schöpft.

Unsere eigenen Geheimnisse ausplaudern ist Thorheit, die uns im Vertrauen mitgetheilten weiter erzählen, Bosheit gepaart mit Thorheit.

Schuld hält gern ein Versteck bereit:
Unschuld braucht keine Heimlichkeit.

Die Weisheit der Könige ist schweigen.

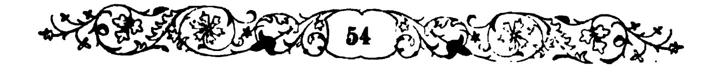
Das eigene Licht des Edlen und Guten schimmert heller als der erborgte Adelsglanz von tausend Ahnen.

Zwar ist es keine Schande, von guten Eltern abzustammen, aber ehrenvoll ists nur, den eigenen Kindern selbst ein leuchtendes Beispiel des Guten zu sein.

Nicht den Tod scheut ein edler Mensch so sehr, als den Verlust seiner Ehre.

Manche Reden gleichen den kostbaren Arras-Tapeten, deren zierliche Bilder und Blumen uns entzücken, aber zur Prüfung in die Hand genommen, rollen sie zusammen und zeigen uns nur Papierpackete.

An einem kleinlichen Menschen wird man nie große Gedanken entdecken.



Am Unterhaltungstisch lern ich kennen
Den Mann, wie immer er sich mag nennen.
Ist er mit schmutzigen Witzen bereit,
So birgt er ein schmutziges Herz unter'm Kleid;
Jammert er über der Zeiten Last,
Dann hab ich den Geizhals sofort erfaßt;
Bramarbasirt er mit frecher Stirn,
Immer dann treff ich ein leeres Hirn;
Doch spricht er bescheiden mit Maß und Bedacht,
Das ist ein Meister, da geb ich fein Acht.

Wer immer sein Bestes thut ist preiswürdig.

Laß deine Thaten nie hinter deinen Versprechungen zurückbleiben.

Suchst du den Ruhmespreis, gewinn' ihn,
Und suchst du Arbeitslohn, verdien' ihn.

Alles was eine scharfe Prüfung nicht ertragen kann, ist verdächtig. Nur die schmutzige Wäsche verbirgt man vor dem Blick der Oeffentlichkeit.

Kieselsteine und Zeitungsruhm sind keine kostbaren Geschenke und billig zu haben, aber auch gleich werthlos.

Es liegt in der menschlichen Natur, daß sie mit der Wahrheit oft in allzusparsamer Weise haushaltet. Die Wahrheit ist ein kostbares Kleinod, und was werthvoll ist, gibt man nicht gern aus.

Die Wahrheit liegt stets im tiefsten Schacht
Und wird nur mit Mühe hervorgebracht;
Dann muß man sie schmelzen und läutern und sichten.
Und nach all dem Säubern und Glätten und Richten
Und was man aus Vorsicht wohl sonst mag treiben,
Wird nur mehr ein Körnchen noch übrig bleiben.



Es bleibt sich gleich, wer das Wort hat, die eitle Einbildung wird immer Gelegenheit finden, ihren Redefluß los zu lassen.

Daß ich kein Weiser bin, Sokrates spricht,
Das weiß ich, denn ich weiß was mir gebricht;
Der Thor jedoch ist Thor und weiß es nicht.

Der starke Geist wird nur unter Widersachen geboren, im Sturm gewiegt und durch Prüfungen großgezogen.

Kleiderpracht eitel und Schmuck entfalten,
Wird oft von Narren für Weisheit gehalten.

Wer Worte spaltet, treibt geistigen Handel mit Splittern und Spähnen, statt mit Dielen und Balken.

Ein Leckermaul, wenn es zuviel
Genießt, muß oftmals sich erbrechen;
Ein Plaudermaul das nie steht still,
Wird gar zu leicht sich widersprechen.

Es gibt nur einen Feind, den man durch die Flucht besiegt: die Sünde.

Scham und Tugend sind Zwillinge, die ebenso gemeinsam sterben, wie sie gemeinsam geboren werden.

Das Abnehmen der Scham wird stets in gleichem Maße von der zunehmenden Sünde begleitet.

Wer den Teufel ernsthaft meidet, wird nie vom Teufel versucht werden.

Weise machen nicht die Jahre,
Weise nicht die grauen Haare;
Thät'ges Denken lehrt allein,
Wie der Mensch kann weise sein.



Versäume nie den rechten Augenblick! Ein Augenblick bietet genügend Zeit zum Fassen des Gedankens, sowohl zum Guten, wie zum Bösen. Im Augenblick reift der Entschluß zum Verbrechen und zum Werk der Wohlthat.

Der Augenblick im Menschendasein ist eine Ewigkeit; wie ein Jahrtausend in der Weltgeschichte nur einen Augenblick bedeutet.

Eine passive Tugend, außer der Mäßigkeit, gibt es nicht: jede Tugend muß geübt werden.

Wer nichts Böses thut und nichts Böses spricht, aber auch nichts Gutes, ist ein arger Bösewicht.

Unwissenheit belebt die Kühnheit der Behauptung. Mancher watet unten im Sumpf und wähnt sich oben auf dem Pikes Peak.

Vernunft behält schließlich das Recht für sich, weil sie es langsam reifen läßt.

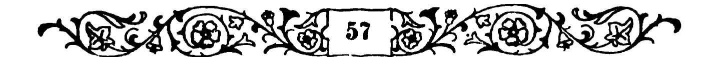
Was vertraust du dich der Welt an, wenn du kein Selbstvertrauen hast?

Wer mit seiner Vergangenheit prahlt, ist in der Gegenwart ein Taugenichts.

Sich brüsten mit vergangenen Errungenschaften kann nur ein Schwächling; der Geisteskräftige stützt sich, ohne Selbstlob, auf die fortgesetzte That.

Wer zu Arbeit froh gesinnt,
Doppelten Lohn und Dank gewinnt.

Jeder geistig gesund angelegte Mensch muß mindestens in zwei Berufen thätig sein, wenn er nicht abstumpfen will. Veränderung regt zum frischen Schaffen an.



Ich würde keinen Arbeiter in meinen Diensten haben wollen, der nicht an den Abenden und Feiertagen sich in einer aufheiternden Gesellschaft erfrischen mag. Ein Gesangverein, Turnverein, eine literarische, dramatische oder Debattirgesellschaft sind für Werkthätige bestens zu empfehlen. Für geistig Schaffende wird eine leichte Handarbeit passend sein. Immer aber muß Etwas dadurch gewonnen werden, das zu erneutem Streben reizt.

Besuche von Theater und Konzert wirken, nach des Tages Mühen, aufmunternd und belebend.

Eine gute Schaubühne predigt oft wirksamer, als die beste Kanzel.

Selbst ein etwas Nachdenken erforderndes Spiel: Schach, Damen, Domino, Karten 2c. sind nützlich. Nur darf es kein Hazardspiel, wie „Faro," "Rouge et noir," „Zwicken," „Poker" „Würfel" u. dgl. sein, weil diese nicht zum Denken anregen, sondern nur den Begiersinn reizen.

Geiger spannen ihre Saiten ab, nachdem das Spiel vorüber ist; warum sollten nach des Tages Mühen nicht Arm und Gehirn auch abgelöst werden?

Frohes Blut
Gibt Arbeitsmuth.

Echte Größen wachsen mit ihren Zielen. Wo die geistige Produktionskraft nicht wächst, hat man es mit einem Meteor zu thun, das plötzlich erscheint und leuchtet, aber eben so rasch wieder in das Dunkel zurücksinkt. Wahre Größe ist ein Stern, der auf die Dauer leuchtet.

Manche Sterne entgehen in ihrer Zeit dem Weltauge, weil der Blick der Menge auf andere Ziele gerichtet ist. Sind es aber Sterne von mehr als gewöhnlicher Bedeutung, Sterne die eigenen Glanz besitzen, so kommt einmal der Tag, an welchem die Konstellation des gestirnten Himmels eine günstigere ist, und dann leuchten sie hell in die Welt, zur Freude der Völker.

Lenzesblüthen sind der Brautschmuck der Mutter Erde.

Treibt dein Geist im Lebenslenz frische Blüthen und quellen ihm im Sommer befruchtete Aehren, so wirst du im Herbst deiner Tage frohe Ernte halten können.

Die Welt birgt mehr Tadel als Lob, mehr Verachtung als Anerkennung, mehr Haß als Liebe.

Sich mit Andern vertragen ist leicht, wenn man sich mit sich selbst vertragen kann.

Wer Andre achtet und sich selbst mißtraut,
Nicht leicht auf lockern Sand sein Haus erbaut.

Manche Menschen suchen Zeitvertreib, ach! und die Zeit vertreibt sich selbst doch so schnell; sie ist überall zu kurz.

Energie ist der Schrecken aller Müssiggänger.

Sich selbst zum Rindvieh oder Esel machen, ist noch kein Selbstmord, obwohl dadurch ein vernünftiger Mensch in der Welt weniger wird.

Die Menschen sind nur zu sehr geneigt, Wohlthaten zu vergessen, welche aufgehört haben ihnen nützlich zu sein.

Vergiß nie einem Freund, welcher dir Liebesdienste erwiesen hat, die Liebe; und wenn diese Dienstleistungen auch nur ein freundschaftliches Entgegenkommen waren.

Freundschaft ist die Zwillingsschwester der Liebe.

Die wahre Freundschaft ist hingebend und opferwillig: wo diese Merkmale fehlen, ist es nur eine falsche Freundschaft.

Treue Freundschaft übt ebensowohl Nachsicht, wie treue Liebe. Meinungsverschiedenheit sollte keine Freundschaft brechen.

Alle Menschen sind fehlbar: warum mag dein Freund nicht sich auch irren können?

Einen Freund auf seine Fehler aufmerksam machen, nenne ich ihm eine Wohlthat erweisen.

Kronisches Aufmucken von Fehlern der Zeit und der Gesellschaft bekunden ein saueres Temperament und eine engherzige Gesinnung.

Wer überall nur Fehler sieht,
Hat selbst kein makelfrei Gemüth.

Eines Menschen Sünden sind Spione im eigenen Lager. Er mag sie verheimlichen wie er will, sie werden ihn früher oder später verrathen.

Den Menschen erkennt man an seinen Gesinnungsäußerungen, wie den Koch an den gewürzten Braten und Brühen.

Lerne Weisheit, mein Sohn! Weise sein ist der reichste Schatz auf Erden, ein Schatz, der dem Menschen nicht geraubt werden kann.

Das ist der größte Reichthum des Menschen — nicht die Reichthümer, die er erwerben und gewinnen mag, sondern diejenigen, die er nicht verlieren kann.

Einem bösen Menschen braucht man nicht gerade Feind zu sein; aber eines guten Menschen Freundschaft soll man suchen zu erlangen und sie zu bewahren.

Boshafte Zungen kann man nicht zum Schweigen bringen. Sie gleichen den Quecken im Ackerfelde: wenn man sie an einem Orte ausgerottet hat, brechen sie an einem andern wieder hervor.

Das Gewicht des Goldes erdrückt manches Gewissen.

Ein Wunderthäter: — Fleiß.

Es ist ein schlechter Prediger, der nur schöne Worte redet.

Mit eigensinnigen und selbstsüchtigen Menschen ist schlecht Freundschaft halten.

Wo man nicht geben und nehmen mag,
Hat Freundschaft keinen guten Tag.

Das einzige Laster, wofür es keine Vergebung gibt, ist die Scheinheiligkeit. Die Buße eines Gleißners ist an sich selbst schon Scheinheiligkeit.

Gut wären wir Alle, aber gut sein ist oft beschwerlich und deshalb sind wir häufig weniger gut.

Wein, Weiber und Witze lieben wohl die meisten Männer, aber vielen sind Weiber und Wein nur schlechte Witze.

Wenn du nichts Vernünftiges zu sagen hast, schweige.

Das Kleine darf man nicht verachten: Weizenkörner sind viel kleiner, als Kürbisse und doch viel nützlicher.

Wer von seinem Nachbar nur Gutes spricht,
Verfeindet sich mit dem Nachbar nicht.

Wer Gutes thut nach Gelegenheit,
Wird thätig sein zu jeder Zeit.

Nicht alles darf man glauben; besonders den Leichenpredigten und den Grabsteinen auf den Friedhöfen nicht.

Viele Menschen schauen himmelwärts
Und blicken nicht in ihr schwarzes Herz.

Jedermann findet an sich selbst viel Schönes und Gutes. In den Augen eines Maulesels sind kurze Ohren eine Mißgestalt.

Menschen, die nur Weniges vollbringen, reden immer am lautesten von ihrem Wirken. Thätige Menschen haben keine Zeit, über das, was sie schaffen, zu gackern, wie die Henne über ein gelegtes Ei.

Man ärgert sich oft heute über das, was man gestern versäumt hat.

Neid und Eifersucht sind die größten Feinde des gesellschaftlichen Zusammenlebens und gemeinschaftlichen Wirkens. Wenn jeder von der eigenen Größenidee etwas fallen ließe, könnte man jede Gesellschaft zu größerer Vollkommenheit emporheben.

Hiermit glaube ich das Grundübel des deutsch-amerikanischen Vereinswesens angedeutet zu haben.

Einer schließe sich dem Andern dienstwillig an, und die Gesellschaft erreicht, was sie erstrebt.

Sechs Menschen, die einmüthig handeln, erreichen mehr, als hundert andere, von welchen jeder seinem eigenen Kopf folgen will.

Freigebigkeit mit Demuth gepaart,
Sich stets der Bettler Gunst bewahrt.

Eingebildete Menschen gelten immer weniger, als sie glauben.

Jeder Mensch ist sein eigener Engel oder Teufel, wie er sich nur selber haben will.



Die kleinsten Sprüche enthalten oft die größten Gedanken.

Wissen vermindert sich durch Anhäufung: Man entdeckt erst durch die erweiterten Kenntnisse, daß das, was man früher wußte, nur ein winziges Theilchen der universellen Weisheit ist.

Glaube nicht Jedem auf schöne Worte hin. Die größten Lügner führen immer das Wort „Wahrheit" auf der Zunge, wie die größten Tyrannen beständig von der Wohlfahrt des Volkes reden.

Wo sich ein Mensch in Gesellschaft brüstet
Mit großen Revolverheldenthaten,
Da kannst du dreist und wohlgerüstet
Auf Rohheit oder Bornirtheit rathen.

Pünklichkeit im Kleinen ist Erfolg im Großen.

Die Gewalt von Zehn überwindet immer das Recht des Einen; doch haben die Zehn deshalb noch nicht ein einziges Recht errungen.

Thorheit hieß Salomon die Lust der Jugend:
O dieser Thor, der die Tugend nicht kannt'!
Manche Thorheit der Welt nennt man Tugend
Und manche Tugend wird Thorheit genannt.
Den Katzenjammer vom genossenen Räuschchen
Glaubt Salomon mit „alles ist eitel!" zu täuschen.

Mancher jammert gern, daß er ein vom Unglück heimgesuchter Mann sei, und bedenkt nicht, daß er selber das Unglück ist, welches ihn straft.

Fromme Seelen des Scheins opfern gern
Vieles vom Ihrigen Gott dem Herrn;
Opfern ihm willig die ganze Welt:
Eins aber opfern sie nie — ihr Geld.



Vor dem Spiegel zeigt jeder sein schönstes Gesicht und betrügt sich selber. Würde er sein Alltagsantlitz mit den Zügen seiner Gewohnheitsneigungen und Leidenschaften im Spiegel sehen, so würde er bestimmt sich bemühen, in der Zukunft einen großen Theil seiner häßlichen Grimmassen sich abzugewöhnen, und die Welt erblickte dann eine heitere Physiognomie mehr, als es der Fall ist.

Alle Freuden werden mit Leiden, Mühen und Sorgen erkauft. Mancher quält sich im Schweiße seines Angesichts drei Tage lang, um die Mittel für ein einziges Stündchen der Freude zu erlangen.

Fleiß ist der Langeweile Feind:
Er bannt die Armuth aus dem Land,
Die Sorge, die stets klagt und weint,
Und führt an lebensfroher Hand
Des Glückes Stern herein, der ewig heiter scheint.

Thätigkeit zeigt mehr Geist, als alle schönklingenden und witzigen Reden.

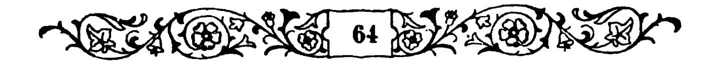
Dienst du der Tugend in der Zeit,
So dient sie dir in Ewigkeit.

Rede nicht bloß zum und für den guten Menschen, werde selbst einer.

Erfahrung ist ein werthvoller Diamant, der nur für theure Opfer erworben werden kann.

Einer aufrichtigen Meinung, ehrlich verfochten, muß man mindestens die Ohren öffnen, wenn man ihr auch den Kopf nicht öffnen kann.

In Zeiten der Noth entdecken wir öfters, daß der Mann, auf den wir bauten, nicht der Mann ist, wofür wir ihn hielten.



„Gib mir, wo ich stehe!"
Archimedes.

„Nimm dir, wo du stehst!"
Rose.

„Behaupte, wo du stehst!"
Goethe.

Wisse, wo du stehst.
R.

Geld macht oftmals den größten Sünder in den Augen der Welt zum Tugendhelden.

Es wird gesagt, daß eine Sünde mit Gold in den Zähnen nicht beißt.

Jemand der stets Böses denkt, leidet oft mehr von seinen Einbildungen, als von dem Bösen, das ihm begegnet.

Die Summe des menschlichen Glücks ist gleich der Summe des menschlichen Elends; nur sind Elend und Glück ungleich vertheilt.

Quälende Grillen und Sorgen
Vertreibt kein Betteln und Borgen:
Nur Fleiß und muntere Thätigkeit
Haben mich von Grillen und Sorgen befreit.

Lief auch das Brod umher auf den Gassen,
Mancher wäre zu träg, es zu fassen.

Die Ohnmacht bellt, aber beißt nicht.

Wie Einer gebacken ist, so hat man ihn zu genießen.

Mancher körperlich ausgebackene Kerl bleibt zeitlebens im Verstand ein Teiggesicht.



Den Werth eines Menschen kann man erst richtig abwägen, nachdem er gestorben ist. Man muß aber eine gerechte Wage haben.

Ruhm und Nachruhm sind oft gefälschte Waare.

Willst du ein Heiliger werden,
So mußt du im Leben recht frumm sein;
Willst du was gelten auf Erden,
So darfst du nicht träg und nicht stumm sein.

Kratzbürstige Naturen irritiren jede Gesellschaft.

Es wird öfters verlangt, daß man alten Leuten, welche unbedachte Aeußerungen beleidigenden Inhalts loslassen, diese ungerügt hingehen lassen soll, da sie alt und nichts Böses mit ihren Expektorationen beabsichtigt worden sei. — Obwohl ich gern Fehler verzeihe, hier ist das Vergeben ein ebenso großer Fehler, als die Beleidigung selbst. Alte Gecken, die man so durchschlüpfen läßt, werden dadurch nur arrogant und setzen ihre bösen Gewohnheiten in erhöhtem Maße weiter fort. Ich habe das erlebt.

Man züchtige unbarmherzig jeden Narren, der sein Maul so weit aufreißt, daß immer der eigene Fuß hinein geräth.

Vor kratzbürstigen Menschen nimm dich in Acht: sie beißen oder stechen!

Dornen sind freilich zum stechen, aber man hütet sich sehr, mit ihnen in zu naher Berührung zu kommen; denn sie sind nur in der Nähe lästig.

Bei deinen Unternehmungen denke stets an die Folgen, so wirst du auf Entschuldigungen nicht zu sinnen haben.

Maecena's Reichthümer die er verschenkte, nicht die er behielt, haben seinen Namen der Welt verewigt.

Das Nothwendige mag mit Mühen verknüpft sein, man muß indessen der Nothwendigkeit Folge leisten — aber

Sich mühen ohne Noth,
Heißt Arbeit ohne Brod.

Wenn ein Mann zu träge ist, ein Wort im Diktionär nachzuschlagen, so wettet er mit einer Frau, die beweist ihm dann aus dem Adelung oder Grimm haarklein, daß er im Unrecht ist und die Wette verloren hat.

Ein heiteres Temperament, wenn es aus reiner Brust klingt, macht jede Schönheit reizender, jedes Wissen ansprechender und jeden Witz feiner, immer aber den Träger anziehender.

Man muß nicht Alles an dem Tag tadeln! Scheint er uns heute im Nebel, vielleicht sieht ihn die Nachwelt im strahlenden Licht. Die Zeit denkt über ihren eigenen Geist nicht immer vorurtheilsfrei. Nur vom entfernten Berg schauen wir oft eine herrliche Landschaft, die wir, mitten darin lebend, nicht zu erkennen vermögen.

Reichthum ist nicht immer Ehre, aber Ehre zu allen Zeiten Reichthum.

Leute, die immer in ärgerlichem Ton von den Bettlern reden, geben keine Almosen. Sie mögen ihre mit Widerwillen verschenkten Nickels mit eben so viel Verdienst in den Koth werfen.

Wie Wenig, ach! wie Wenig wird mit freiem Herzen gegeben!

Reiche Menschen, welche jede von ihnen geübte Wohlthat in die Welt posaunt haben wollen, lassen sich für ihre knauserigen Gaben doppelt zurück beschenken.

Wer keine Almosen gern geben will,
Spare das Geld, — aber schweige still.



Es gibt Menschen die immer vom Bösen beherrscht werden: können sie selber nichts Böses thun, so müssen sie von Andern Böses denken und reden.

Jeder Mensch denkt von sich das Beste; und spricht er von seinen Leiden und Lasten, so steigern sich seine Worte zu Ausdrücken der rührendsten Tragödie.

Das Leben gleicht einer Posse, an deren Aufführung Alle als Liebhaber theilnehmen; und Jeder ist eifrigst bemüht, die Rolle des Clowns zu spielen.

Wer prahlt, er sei keines Menschen Narr, ist gewöhnlich aller Menschen Narr.

Ein Streit macht den Narren und den Weisen gleich, und der Narr weiß dieses ganz genau.

Sünde schändet mehr, als Armuth; dafür aber ist die Sünde auch mehr in der Mode.

Leute, die sich selbst emporgearbeitet haben, stehen immer in hoher Achtung bei den meisten Menschen. Es ist tausendmal besser, ein sogenannter „selbstgemachter Mann“ zu sein, als ein gar nicht „gemachter.“

Ein ungebildeter Mensch, der nach Wissen und Gewissen sein Bestes thut, ist weiser, als die Mehrzahl unserer Sokratesse.

Man ehre die Personen ihrer Bildung und ihres Wissens wegen, nicht die Bildung und das Wissen der Personen halber, die sie sich angeeignet haben.

Einen Keppler, der in Armuth und Kümmernissen starb, achte ich höher, als den Fürsten, der mit opulenten Mitteln einen schmarotzirenden Dichter unterstützt.



Die Geburt macht den König, aber nicht den Weisen.

Vor Reichen und Mächtigen kriechend hofiren,
Heißt einem Götzen den Bart balsamiren.

Die Gesellschaft mag vor einem Narren sich in den Staub bücken, aber im Stillen wünscht sie ihn doch weit aus dem Wege.

Wie viele Sprünge muß eine Lüge voraushaben, die nicht von der Wahrheit eingeholt werden kann?

Jede wahre Kritik gleicht dem Scheidewasser, das zwar die falschen Münzen zerfrißt, aber an den echten auch den reinen Kern zu Tage fördert.

Uebe dich in der Selbstverleugnung, so wirst du leicht einer fremden Versuchung widerstehen können.

Das ist gewiß ein feiger Mann,
Der sich nicht selbst besiegen kann!

Der Narr bildet sich ein, sein Tod würde eine Lücke in der Welt lassen.

Mancher Thor, der seinen Kopf betrachtet, wundert sich, wie wohl die Weisheit in so kleinem Raum Platz haben mag?

Es ist gerade keine Sünde, wenn man nicht alles weiß; aber nichts wissen und doch alles wissen wollen, ist ein kaum genügend zu tadelndes Laster.

Pfuschen ist kein Meistern.

Ein Werk, nur halb gethan,
Fing besser gar nicht an



Kannst du im Großen nichts leisten, leiste im Kleinen das Große.

Willst du beliebt sein? hasse nicht, tadle nicht, glaube nicht alles Böse was gesagt wird, und mache dich nicht über eines jeden Menschen Meinung in Bezug auf Glaubenssachen lustig.

Besser ist's, deinen Aerger verschlucken,
Als nach jeder winzigen Mücke spucken.

Glaube nicht, daß dein Beruf beschwerlicher sei, als jeder andere.

Glaube nicht, daß die Sonne in deines Nachbarn Garten heller scheint, als in dem deinigen.

Glaube nicht, daß alle andern Menschen glücklicher sind, als du.

Schmale Besoldung des Pfarrers läßt keine gute Predigt erwarten.

Faulheit und überhasteter Fleiß
Liefen einst um die Wett' auf dem Eis:
Faulheit legte sich hin und schlief ein;
Fleiß lief wie toll, fiel und brach sich ein Bein;
Jener that nichts und dieser zu viel:
Drum kam auch keiner von beiden an's Ziel.

Zum guten Menschen gehören sowohl Bildung der physischen als der intellektuellen Kräfte.

Wissen und Können und Wollen sind die drei Beine des Stuhles, auf dem die Göttin des Glückes thront.

Nichtkönnen ist traurig, Nichtwissen ist trauriger, Nichtwollen das traurigste.



Ich kann nicht, ist Ohnmacht; Ich will nicht, Bosheit.

Strebsamkeit und Fleiß sind die Gewichte, welche das Pendel der Uhr des nützlichen Menschen in steter Bewegung halten.

Müssiggang und langer Schlaf
Hüten dem Teufel die schwarzen Schaf'.

Strebsamkeit ist die Tochter des Genies und die Mutter der Kunst.

Die im Menschen schlummernde Bildung wird nur durch den Thätigkeitstrieb befruchtet und durch den Fleiß geboren.

Wer mit Ueben und Bessern unabläßig thätig ist, mag mit der Zeit den milonischen Ochsen tragen.

Standhaftigkeit im Streben
Lernt bald die Lasten heben.

Nicht Jeder kann Dampfmaschinen von tausend Pferdekräften bauen; aber auch die zierlichen Taschenuhren wollen verfertigt sein.

Im Kleinen kann man oft das Große übertreffen: — überwand doch der kleine David den Riesen Goliath.

Hundert Pfund Stahl sind hundert Pfund; aber hundert Pfund Nähnadeln gelten doch tausendmal mehr, als ein hundert Pfund schwerer Amboß.

Wende deine Kräfte dort an, wo du sie nach deinen Talenten und Neigungen am besten verwerthen kannst.

Im Handeln ist das Mögliche immer vom Unmöglichen zu unterscheiden.



Liebe deckt viele Mängel zu.

Halte dich an deine Freunde, aber nicht fester, als es euch beiden zuträglich ist.

Es ist ein schlimmer Trost in unsern Kümmernissen, daß wir damit nicht allein belastet sind.

Was du in der Gesellschaft zu reden hast, äußere soviel wie möglich in heiterer Weise.

Es ist höchst angenehm, wenn die finsteren Wolken des Alltagsgesprächs über Geschäft und Politik, über Unfälle und Mißgeschick des Lebens zuweilen vom leichten Wetterleuchten des Witzes erhellt werden.

Witze sind die Lieblingskinder der gesellschaftlichen Unterhaltung; nur müssen sie nicht im schmutzigen Gewand der Zote hereinkommen.

Launige Einfälle sind die unscheinbaren Keime, aus denen oftmals die Riesenbäume des Gedankenwaldes emporwachsen.

„Jede Erfindung," sagt Jean Paul, „ist Anfangs nur ein Einfall; aus diesem hüpfenden Punkt entwickelt sich eine schreitende Lebensgestalt. Eine witzige Idee hilft, wie die neugeborene Diana der Mutter zur Entbindung ihres Zwillingbruders Apollo."

„Mängel," sagt Goethe, „erkennt nur der Lieblose" — aber nur an Anderen, selten oder nie an sich selbst — füge ich hinzu.

An Andern das Gute anerkennen und verkünden, ist das schönste Zeichen der Aufrichtigkeit. Im Allgemeinen ist Wahrheitsliebe in Anerkennung fremder Verdienste eine seltene Waare.

Schale und dünkelhafte Geister gleichen den falschen, nur auf der Oberfläche leicht vergoldeten Münzen, die ohne inneren Werth sind.



Nur Einfaltspinsel lassen sich von dünkelhaften Gecken bethören, wie man auch nur die Unwissenden mit falschen Münzen betrügen kann.

Die bronzene Spielmarke spricht zur goldenen Dublone: „Bin ich nicht gerade so groß, wie du? Sehe ich nicht gerade so gelbgoldig aus, wie du?“ — „Wohl,“ erwiedert ihr diese, „aber wenn man dich auf den wahren Werth prüft, wird man dich zum Messing werfen, wohin du gehörst.“

Wer sich mehr dünkt, als er ist, wird schließlich noch unter dem eigenen Werth kursiren.

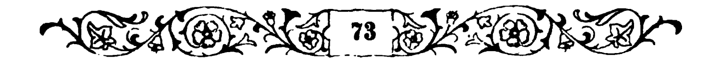
Eigenliebe hält sich stets für größer, als sie in Wirklichkeit ist. Nicht selten fühlt sich die Eitelkeit gekränkt, daß sie nicht über die Menge hinaufragen kann. Die thörichte Eitelkeit bestrebt sich gern, die Zeitgenossen zu verkleinern, weil sie in ihrer Einbildung wähnt, dann selber größer zu erscheinen.

Darfst nicht Andre niederdrücken:
Müßtest sonst dich selber bücken.

Nur das ist ein wirklicher Menschenkenner, der mit allen Klassen in innigem Verkehr gestanden hat. Wer aus seiner begrenzten Sphäre nicht herauskommt, begreift die übrige Menschheit nicht.

Ich hatte das Glück, die Menschen jeder Klasse und Abstufung von Jugend auf kennen zu lernen, und finde nun, daß nicht alles Böse beim gemeinen Volk allein zu Hause ist und nicht alle Tugend bei den feingebildeten Leuten.

Unter dem geflickten Wamms von hundert armen Tagelöhnern, die ich kannte, schlug ein edleres Herz, als in der Brust der gleichen Anzahl tuchbefrackter Herren, die sich vermöge ihres Geldbeutels und ihrer besseren Erziehung (wenn man eine oberflächliche Politur so nennen darf) weit über die armen Arbeiter erhaben dünkten.



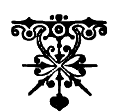
Nicht äußerer Firniß macht den Menschen edel. Ein ungeschliffener Diamant ist werthvoller, als tausend glattpolirte Kiesel.

Schlägt der Blitz in des Bauern Haus, so ist der Bauer ein Sünder, den Gott straft; schlägt aber der Blitz in die Kirche, so ist es eine Prüfung Gottes.

Was aber Gott dabei prüfen will,
Darüber schweigen die Herren fein still.

Im Menschenleben bleibt immer noch viel zu wünschen übrig; aber wer möchte auch gleich am Ende sein?

Was heute man nicht weiß, macht heute keine Sorgen:
Wer heut den Wein nicht trinkt, der kann ihn trinken morgen.





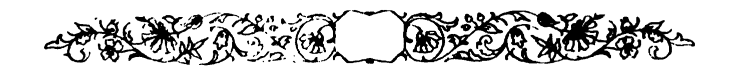


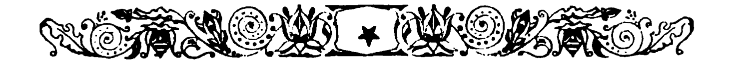
Buch II.

Gedanken über Vernunft und Wissen.

Cuiusvis hominis est errare; nullius nisi insipientis, in errore preserverare.

CICERO: "Ad Philippus."





Gedanken über Vernunft und Wissen.

Ein weiser Spruch
Sei dir genug,
Danach zu handeln,
Danach zu wandeln.

Die Weisheit ist eine offene Quelle, welche nie versiegt und niemals verschlossen werden kann. Sie fließt unaufhörlich fort, so lange es einen Menschengeist gibt.

Wenn sich unsern Sinnen ein schönes Bild aufdrängt, äußert sich dasselbe stets in schönen Gedanken.

Alles Ideale keimt aus dem Realen.

Ideen sind wie Bäume: die Wurzeln fassen in den Boden der Natur und saugen daraus ihre Nahrung; die grünenden und blühenden Zweige aber gipfeln in den lichten Aether des Himmels.

Wohl liebt es der Mensch, in den Aether des Uebersinnlichen, wo alles so herrlich schimmert, die Seifenblasen seiner Gedanken emporsteigen zu lassen; aber immer wieder zerplatzen seine so schön geträumten Ideen und zerfließen in — Nichts.



Da der Mensch ein Theil der Natur ist und über diese nicht hinausgreifen kann, so geht sein erfolgreiches Forschen auch auf naturgemäßem Wege vor sich.

Alle Entdeckungen des Menschengeistes, vom Beginn seines Geschlechts an, hatten physischen Boden; die Metaphysik hat noch nie Etwas entdeckt — außer illusorische Hypothesen.

Nichts in der Welt würde unerklärlich sein, wenn das menschliche Fassungsvermögen groß genug wäre.

Die Macht der Idee beruht in dem Willen, sie durchzuführen. Wenn wir uns vor dem möglich zu werfenden Schatten fürchten, werden wir nie in das helle Licht der Sonne treten.

Nur der kann, der selber will!

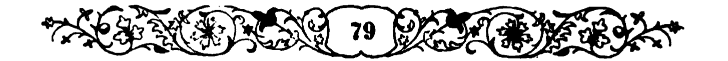
Kleine Geister scheuen vor Allem, was größer ist, als sie selber, wie das Pferd sich scheut vor der Lokomotive.

Nicht auf historisch antiquarischem Wege werden wir die einheitliche, wahre Religion aller Menschen erreichen, sondern einzig auf dem Weg der inneren Moral. Wird ihn die Menschheit jemals wandeln?

Niemandem soll man Unerwiesenes oder Unerweisbares als Wahrheit zu glauben aufdringen. Was ich glauben soll, muß eine strenge Prüfung vertragen können.

Natur ist Wahrheit. Deshalb kann man dogmatische Lehren getrost an der Natur prüfen. Wo sie nicht miteinander harmoniren, da geht man nicht irre, wenn man der Natur Glauben schenkt.

Die Allmacht, aus deren schöpferischer Kraft die Natur hervorging, konnte nicht lügen.



Die Physik ist der einzige feste Grund, auf dem man den Stützpunkt für den Hebel der spekulativen Kritik finden kann. Physik ist die Königin aller Wissenschaften.

Jeder Gegenstand des Alls entspricht einem bestimmten Zweck der Natur, sowohl in seinem Wesen, als auch in seinem Karakter.

So viele gescheidte Leute haben seit mehr als dreitausend Jahren gedacht, geforscht nnd geschrieben, und doch lacht immer noch d e r von heute über d e n von gestern.

Je unwahrscheinlicher eine Sache ist, desto kühner treten ihre Vertheidiger mit Behauptungen hervor.

Jedes Jahr im Leben eines Weisen ist eine Kritik der Vergangenheit. Selbst solche Menschen, deren Zeit nur kurz gemessen, leben lange genug, um sie zu verlachen. Der Knabe verachtet den Säugling, der Mann den Knaben, der Philosoph beide; der Gläubige den Ungläubigen und der Ungläubige den Gläubigen.

Der Ungläubige will, u n g e d u l d i g, immer nur vom Fleck kommen, bloß um zu bleiben; der Gläubige, g e d u l d i g, will durchaus nicht vom Fleck, bloß um weiter zu kommen.

Das Streben von der Sache zur Idee, vom Wesen zur Form, liegt in der Natur aller Menschen, der ungläubigen wie der gläubigen, tief eingebettet. Alle erreichen ihr Ziel, aber vielleicht Keiner so, wie er es sich gedacht hat.

„Glaube und Erfahrung," sagt Friedrich Jacobi, „ist der einzige Weg, auf dem wir zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen können." — Dieser falsche Lehrsatz ist so oft verkündigt worden und wird noch unablässig fortgepredigt, daß er, ein Hirngespinnst wie er ist, in den Köpfen vieler klugen Menschen mit einer unerklärlichen Zähigkeit sich so festgenistet hat, wie die Made im alten Käse. Und doch, wie absurd ist er, welch ein Unding steckt



darin! Wenn ich die Wahrheit zu erkennen suche, so weiß ich sie nicht, so ist sie nicht in meinem geistigen Besitz, mindestens zweifle ich an den Besitz. Suchen ist der Gegensatz von Glauben. Der Glaube aber sucht nicht und forscht nicht, denn in dem Augenblick, wo man anfängt zu forschen, hört der Glaube auf. Wo bleibt dann aber der einzige Weg zur Erkenntniß der Wahrheit?

Es geht den Menschen mit dem Glauben, wie mit dem Gelde: das Werth zeichen, der Glaube, verwandelt sich in ihrer Einbildung in die Werth sache, das Wissen.

Der Glaube bildet den Mittelpunkt des Nichts. Er taucht nicht hinab in die Tiefen des noch Unerforschten und steigt nicht empor zum Schauen des Erkennbaren, sondern lebt im Zustande des Unbeweglichen, der Lethargie.

Religion ist nicht Glaube, Glaube nicht Religion.

Wer eine tiefe, vorurtheilsfreie Religiosität, eine wahre Gottinnigkeit besitzt, hegt auch den edlen, ungeblendeten Menschensinn.

Politische und religiöse Freiheit bahnen den Weg zum Menschenglück, zur Menschenseligkeit.

Alle Anschauungen und Methoden der mannigfaltigsten Arten haben ihre aufrichtigen Vertreter. Es ist ein grober Irrthum, anzunehmen, daß es eine große Zahl Menschen gibt, welche aus boshaften Gründen falsche Moral lehrt.

Wären alle Menschen Katholiken oder Protestanten, Juden, Mahomedaner, Freigeister ꝛc., so müßte entweder das Ende aller Dinge da sein, oder aber in dem heute vereinigten Begriff würden morgen schon wieder verschiedene Anschauungen zur Geltung treten und neue Schismen sich vorbereiten, um die Mannigfaltigkeit des Geistes auf's Neue herzustellen.



Absolute Gleichheit kann es weder geistig noch physisch geben. In der größtmöglichsten Verschiedenheit der Gestaltung aller Dinge, liegt der Reiz und die Erhabenheit der Natur; warum sollte die geistige Mannigfaltigkeit weniger preiswürdig sein, als die physische?

Wenn alle Menschen gleich aussehen würden, wenn alle Menschen gleich denken und handeln würden, so müßten sie einander unerträglich sein.

Freuen wir uns, daß die Gedankenwelt ebenso mannigfaltig ist, wie das Laub des Waldes, wie das Gras der Wiese.

Halten wir uns nicht allein für unfehlbar, sondern bedenken wir stets, daß die Meinungen Anderer dasselbe für sich in Anspruch nehmen, was wir für uns fordern.

Der wechselseitige Verkehr ist ein Mittel der Belebung von Ideen und Anschauungen.

Wir kämpfen für eine Idee, für die Idee der Belebung und Erweiterung des menschlichen Geistes.

Theilen wir unsere Ideen nur den uns Gleichgesinnten oder Geistesverwandten mit, so wird unser Horizont nur unter uns selbst erweitert und gelichtet. Wollen wir ihn noch mehr ausdehnen, so müssen wir Verbindungsfäden mit Solchen anknüpfen, die außerhalb unseres Kreises stehen. Diese kommen nicht von selber zu uns herüber, am allerwenigsten, indem wir über sie schimpfen und ihre Motive des Fernbleibens verdächtigen. Wir müssen eine Brücke bauen, auf welcher wir zu ihnen gelangen und sie zu uns herüber kommen können.

Der Starke wage den ersten Schritt; diesem werden auch die Schwächeren folgen.

Die menschliche Kultur hebt sich immer mehr, indem Völker und Gesellschaften einander näher rücken.

Dem Raum und der Zeit nach sind die Menschen gegenwärtig nähere Nachbarn geworden. Warum sollte der Eigensinn sie geistig immer noch als Fremde betrachten oder gar als Feinde trennen?

Niemals nach rückwärts ist die Welt geschritten:
Das Pferd wird immer vorwärts geritten.

Gewisse Menschen verwirren die Gesellschaft, indem sie vor einer Annäherung unabläßig warnen. Schaut man genau nach, so wird man finden, daß sie durch selbstsüchtige Motive und Interessen geleitet werden.

Nicht in der Isolirung liegt die wahre menschliche Kultur, sondern in der Assimilirung der verschiedensten Kräfte zu einem gemeinsamen Ganzen.

Wenn zwei Menschen an den entgegengesetzten Seiten eines Berges wohnen, werden sie sich nie kennen lernen, wenn jeder dabei beharrt, auf seinem Flecken zu bleiben. Wollen sie einander kennen lernen, so müssen sie den Gipfel des Berges erklimmen und sich die Hände reichen.

Was der Mensch sucht, das findet er stets in sich selbst: der Böse das Böse, der Gute das Gute.

Es ist das Beste am Menschen, daß das erkannte Gute in ihm nicht untergeht, daß es sich anbaut in und um ihn, sich fortpflanzt und vermehrt; so daß das Wahre immer mächtiger werden wird, zur eigenen und zu der Mitmenschen Heil.

Ein Geist muß dem andern nothwendiges Organ sein. Ohne diese Verbindung, ohne das Mitleben des Andern stirbt die geistige Kraft, gleich der physischen, ab.

Jeder Mensch birgt in sich eine Urkraft der Kraft, eine Schöpfung in der Schöpfung. Aber im Weltorganismus bildet der Mensch doch nur das, was die einzelne Zelle in seinem Körper ist.



Alles was in der Natur erscheint ist durch die derselben innewohnenden Fähigkeit, es hervorzubringen, auch ein Theil der Natur, ihr ursprünglich eigen.

Die Verbindung des Geistigen mit dem Stoff in den millionenfachen Gestaltungen, worin es sich zeigt, bildet das ewig wechselvolle Leben der Natur.

Geistiges, losgetrennt von allem Körperlichen, kann es in der Natur nicht geben; das Geistige ist nur die Lebensäußerung des Körperlichen.

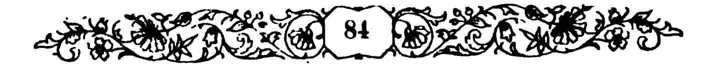
Die Loslösung des Geistes vom Körper nennen wir den Tod. Ist das uns sichtbar Körperliche todt, so sind eben die das Leben äußernden Funktionen desselben verschwunden.

Aber die Kraft bleibt ewig in der Natur. Sie kann sich als Gesammtheit weder vermehren, noch vermindern, eben so wenig wie dem All auch nur ein Atom seines Stoffes genommen oder hinzugefügt werden kann.

Von einem absolut getrennten Fortleben des Geistes in den Räumen der Natur schwärmen gar Viele, ohne daß sie einen plausibelen Grund für ihre eingebildeten Theorien anzugeben wissen. Zu dieser Klasse von Gläubigen gehören die Anhänger des Spiritismus und die der Lehre von der Seelenwanderung.

Nicht alle Erscheinungen in der Natur erklären sich selbst, und so werden wir häufig von Phänomena überrascht, die uns übernatürlich vorkommen. Treten sie öfters zu uns heran, so lernen wir bald, ob wir ihre Erklärung ermöglichen können oder nicht. Daraus entwickeln sich dann die Theorien, theils lösbare, theils unlösliche.

Menschen die immer mit Erklärungen der uns übersinnlichen Erscheinungen leichtfertig zur Hand sind, lassen zumeist auch die Theorie fallen, und setzen dafür den Glauben an das Uebernatürliche, an das körperlos Geistige.



Geistig niedrig angelegte Naturen suchen ihr Heil in Erwartungen; höher entwickelten genügt das nicht, sie wollen das Heil genießen im Vorhandenen.

Hoffnung ist die Vorempfindung der Erfüllung.

Hoffnung und Glaube sind Zwillingsgeschwister. Beide finden ihre Nahrung in dem zu Erwartenden; sie sterben aber, sobald sie ihre Ziele, Erfüllung und Wissen, erreicht haben.

Man hofft nicht mehr auf Etwas, das man besitzt; man glaubt nicht mehr an Etwas, das man weiß.

Wer viel hofft,
Täuscht sich oft.

Glauben ist der Tod des Forschens und jedes Dogma ein Kerker, in welchem die Wissenschaft gefangen gehalten wird.

Die Hoffnung ist ein guter Lenz aber ein schlechter Herbst.

Der Säemann hofft, der Schnitter erndtet entweder die Erfüllung oder die Enttäuschung.

Ein spanisches Sprichwort sagt: Lieben ohne Endzweck, ist Lieben ohne Ende.

Da bauen sie Systeme
Zum Lösen der Probleme:
Und haben, wenn es endet,
Nur ein Gerüst vollendet.

So fangt doch endlich an zu bauen,
Daß man auch kann was Rechtes schauen!



Sie spitzen den Thurm so hoch hinan,
Das Ewige uns zu zeigen,
Und denken nicht, daß das Endliche kann
Nie bis zum Unendlichen steigen.

Da haben die Herrn Theologen
Viel weniger noch betrogen:
Sie bauten mit frommen Kapellchen
Doch den Schäfchen wohnliche Ställchen.

Unsere Sinne, die auf das Natürliche, Praktische, Faßbare angewiesen sind, werden nur zu leicht durch lockende Irrlichter höherer Probleme auf spekulative Wege geleitet, wobei wir dann meistens in den Sumpf des Unfaßlichen gerathen, aus dem wir die Straße, welche dem festen Boden der Vernunft entlang führt, nur schwer wiederfinden.

Nicht Alle, die sich in das Labyrinth der Spekulation wagen, besitzen den Ariadnefaden des Verstandes, der sie wieder in die Welt der Wirklichkeit zurückführt.

Betrachtet man all die Spekulationen,
Womit sich die Weltweisen mühen und frohnen,
So ist es am Ende — das liegt auf der Hand —
Nur orakelmaskirter Menschenverstand.

Die denkende Menschheit besteht nur aus einer auserlesenen, beschränkten Zahl; einer abgeschlossenen, ohne jeder persönlichen Verbindung und Organisation unsichtbaren Gemeinde tugendhafter Glieder, die an den wahren Geist glaubt, ihn erkennt und verehrt.

Diese wunderbare Kirche hat weder Namen, noch Dogmen; keine Bibel und kein Evangelium verkündet sie; und dennoch sind ihre Genossen, ohne wahrnehmbare Ketten, inniger verbunden, als je die klügste Hierarchie knüpfende Fesseln zu ersinnen vermochte. Das esotherische Band, das sie



aneinanderknüpft, und das weder Zeit noch Raum kennt, besteht aus dem inhärenten Sinn für das Schöne, Gute und Wahre, das Edle und Erhabene.

Ich nenne sie die Kirche des heiligen Geistes.

"Common sense is the genius of humanity."

Der Mensch, der denkt, er sei auch, wer er sei,
Ist — wär er selbst ein Sklav' in Fesseln — frei!

Wir leben Alle in der Zeit und enden mit der Zeit; aber wir können unser Sein auch über unsere Tage hinaus erweitern, wenn wir unser Wirken danach einrichten, daß es nicht bloß für uns allein und für das Heute ist.

Den Begriff vom Anfang und Ende, Entstehen und Vergehen der Dinge hat uns die Natur versagt. Die Endpunkte des Alls sind über jede Forschung erhaben, und nur ein winziges Pünktchen in den Intermedien vermögen wir zu beschreiten; was darüber hinausreicht, ist mit einem undurchdringlichen Schleier verhängt, den der menschliche Geist nie lüften wird.

Die alten Bäume fallen nieder,
Die jungen wachsen und altern wieder.

Wissen auf Wissen gesäet trocknet das Gemüth aus.

Unendliches Bemühen, einen dichten Nebel wegzufegen, wird dir wenig fruchten; steigst du aber nur um ein Geringes aufwärts, so magst du leicht über den Nebel hinweg die Sonne glänzen sehen. Verharrst du gedankenlos tief unten im Dunst des Zweifels, ohne ernsthaftes Forschen nach Klarheit, die nur in höheren Regionen wohnt, so wird deinem Geist auch nie die Sonne der Erkenntniß leuchten.



Die größten Behauptungen kommen gewöhnlich aus den kleinsten Köpfen.

„Unfehlbar muß der Mann wohl sein,
Der seinen Glauben nie gewandelt.“ —
Ein hohler Schädel nur allein
Mit abgelebtem Kram stets handelt.

Die Menschen sind unverdrüßlich im Kleben am Althergebrachten, und wenn es selbst die größte Thorheit ist. Sie gleichen darin den Ameisen im Tannenwald. Nimmt man diesen auch täglich eine Schaufel voll Nadeln von ihrem Neste weg, sie tragen sie unermüdet immer wieder zusammen.

Es gibt für den menschlichen Geist keine absolute Grenze der Wahrheit. Was uns heute als durchaus wahr erscheint, mag morgen schon, infolge neuer Entdeckungen in der Physik, als Irrthum erwiesen werden.

Die alte Theorie vom Auf- und Niedergang der Sonne wurde bis gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts als eine unumstößliche Wahrheit betrachtet, bis durch die Entdeckung des Kopernikus sie sich als ein großer Irrthum herausstellte.

Wo bleibt bei der heutigen Kenntniß der Erd- und Weltkörper unseres Sonnensystem's z. B. das Märchen, daß Josua mit Erfolg Sonne und Mond Stillstand geboten habe?

Pastor Knaak ist, vom Standpunkt des Dogmatismus betrachtet, durchaus nicht zu verlachen. Er suchte die durch die Wissenschaften zertrümmerten Lehren des jüdisch- christlich- muhamedanischen Glaubenssystems wieder aufzurichten und aufrecht zu erhalten, wenn auch die Gesetzmäßigkeit der Natur dadurch verleugnet werden müßte. Knaak sah klarer, als seine theologischen Zeitgenossen, daß die Vernichtung auch nur eines einzigen Gliedes in der Kette der Glaubenslehren den ganzen künstlichen Bau über den Haufen stürzen müsse.



Was nützt der im Boden ruhende Anker dem Schiff, wenn nur ein Glied der Kette, die es mit ihm verbindet, gesprengt wird?

Nur über Unbestimmtes lassen sich verschiedene Ansichten hegen; gegen das als fest Anerkannte streitet Niemand.

Es ist eine seltsame Erscheinung, daß die beiden erfolgreichsten Physiker und Astronomen katholische Priester waren: Nikolaus Kopernikus, dessen Lehre des Sonnensystems eine vollständige Revolution in der Anschauung des Kosmos hervorrief, und der Jesuit, Angelo Secchi, welcher die Sonnenkunde auf den Gipfel der Zeit brachte.

Nichts ist leichter, als glänzende Probleme aufstellen; nichts schwerer, als Probleme lösen.

Wie viel Anstrengungen kostet es nicht, die Wahrheit aus dem verworrenen Knäuel des Irrthums loszuwickeln; aber einmal frei geworden, wird sie zum Welteigenthum. Was zur Herstellung oft das ganze Leben und alles Denken eines Weisen aufgezehrt, wird von der Nachwelt in einem kurzen, mühelosen Augenblick bewältigt.

Aber nur selten denkt man dann noch der Geister, welche den Schatz zu Tage förderten, der nun der Menschheit gehört.

Wenige bahnen den Massen die Wege.

„Warum nicht dem Zufall vertrauen, welcher die werthvollsten Entdeckungen den Menschen in die Hände führte? Weshalb den Genüssen und Vergnügungen der Welt entsagen und das ganze Dichten und Trachten in müssige Untersuchungen versenken, die höchst wahrscheinlich mit einer lächerlichen Enttäuschung enden?"

Vorstehende klägliche Vertheidigung der Indolenz las ich in einer Nummer des "British Register" vom Jahr 1798. Obwohl diese Mari-



me des ungenannten Verfassers noch heute im Munde vieler Müssiggänger lebendig ist, so hätte ich es doch kaum für möglich gehalten, daß sie Jemand im geschriebenen Wort äußern würde. Wenn nur der Autor auch seinen Namen beigefügt hätte, daß man ihn als einen Barbaren, als einen Apostel des Rückschritts, als einen Verketzerer des forschenden und strebenden Geistes der Verachtung anheim geben könnte!

Mit der gesteigerten Forschbegierde, alles das zu erfassen, was auf den Gebieten der Litteratur, der Künste und Wissenschaften vor sich geht, erweiterten sich auch die menschlichen Kenntnisse. Der höheren Kultur und dem vermehrten Wissen erschließen sich die Geheimnisse vom Wesen und Wirken der organischen, chemischen und mechanischen Kräfte der Natur. Nie war in einem Zeitalter die Menschheit so allgemein vertraut mit allem was wissenswerth und nützlich ist, als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und nie hat es eine Zeit gegeben, in welcher so viele neue Entdeckungen gemacht wurden, als in diesem halben Jahrhundert.

Wenn Nothwendigkeit die Mutter der Erfindung ist, so ist der Forschungstrieb die befruchtende Kraft, welche der Mutter den Schooß belebt und alle Entdeckungen erzeugt.

Es ist freilich eine unbestrittene Thatsache, daß die meisten Entdeckungen aus einem glücklichen Zufall hervorgegangen sind, aber es ist dennoch grundfalsch anzunehmen, diese Entdeckungen seien ohne Mühen erlangt worden. Wir reden von den Erfindungen, vergessen jedoch die jahrelangen Vorarbeiten, welche zu diesen hinführten. — Ein Mönch wollte Gold machen und entdeckte das Schießpulver. Wie lange wohl hatte er sich mit den Mixturen und der Retorte abgequält, die ihm nicht das in die Hände gaben, was er suchte, wohl aber einen weit wichtigeren Fund, der die ganze damalige Welt aus den Angeln hob? — Kolumbus wollte einen kurzen Weg nach China und Indien suchen, und entdeckte Amerika. Jahrelanges Nachdenken und Mühen brachten zwar nicht dem gewinnreichen Handel die erhofften neuen Wege, aber doch der Menschheit eine neue Welt zu besseren, glücklicheren Heimstätten.



Nützliche Erfindungen und Entdeckungen sind immer zahlreicher geworden; genau in dem Maße, wie die Summe der menschlichen Kenntnisse sich erweiterte, die durch energische Thätigkeit erworben wurde.

Goethe sagt: „Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren." — Wo aber steht der Grenzstein zwischen dem Erforschlichen und dem Unerforschlichen? — —

Und wenn der denkende Mensch die Schlußmaxime Goethe's von allem Anfang an beobachtet hätte, würde dann wohl überhaupt Etwas erforscht worden sein?

Diese metaphysische Irrlehre hat eine ebenso irrthümliche Lehre der Materialisten zum Gegensatz, welche annimmt, daß sich die ganze Natur mathemathisch lösen lasse.

Wäre jedes Problem des Alls mathemathisch lösbar, so ließe sich auch die Zeit mathematisch bestimmen, bis wann das Ende aller Forschung erreicht sein würde.

Die Verleugnung des absolut Unerforschlichen ist die nöthige Vorbedingung des Sporns für jeden forschenden Geist.

Alle Wissenschaften sind spekulativer Natur. So wie der Boden des Geistes nicht länger von dem grübelnden Pflug zerrissen wird, überwuchert ihn müssiges Unkraut, es trocknet ihn die Sonne der Indolenz aus und verhärtet ihn zur gänzlichen Unfruchtbarkeit.

Die Physiker rücken die Marksteine des Alls, des Unerforschten, immer weiter zurück; aber die Endgrenzen der Natur werden sie nie erreichen.

Teleskop und Mikroskop erweiterten den menschlichen Blick, jenes ins Große, dieses ins Kleine, aber der Blick bleibt dennoch endlich.



Unfaßbar wird dem Menschengeiste das Große bleiben, unsichtbar das Kleine, unbegreiflich das All.

Goethe meint, man könne auf einem planum inclinatum jedem Phänomen nahekommen. Das bestreite ich! Wir sehen immer nur Wirkungen. Bis zu den Ursachen laßen sich keine Brücken bauen.

Nicht alle Erscheinungen in der Natur sind mathematisch lösbar, weil es eine Urkraft der Kraft gibt, die diese in Bewegung setzt und regulirt, und bis zu welcher unsere Sinne nicht reichen.

Jeder Gegenstand des Alls entspricht einem Gesetze der Natur, in seinem Wesen sowohl, wie auch in seinem Wirken.

Unergründliches All! Vor deinem Schleier liegt flehend,
Sehnend der forschende Geist, ganz überwältigt von dir.
Aber so dicht du auch hüllest dich ein, unermüdlich und rastlos
Strebt er zu fassen den Blick, den du ihm gnädiglich beutst.
Und du bist gütig, erhabene Mutter, du ewige Allmacht,
Gott, unendlicher Gott, wer du auch seist, du bist gut!
Menschlich begrenzten Sinnen ist's zwar dich zu fassen unmöglich,
Doch deine schaffende Kraft immer ergießt sie sich neu!

Ideen sind, wie in der Architektur, die Pläne der That.

Ideenlose Menschen gleichen den Pferden in der Tretmühle, sie gehen unabläßig fort, ohne weiter zu kommen.

Entdeckungen sind noch nie aus Ueberliefertem herausgearbeitet worden. Nur Verbesserungen lassen sich aus Vorhandenem entwickeln.

Ideen sind die unsichtbaren Keime aus denen alle Entdeckungen hervorwachsen.



Die rohe Masse schreit gegen alle ideellen Bestrebungen und redet stets der gedankenlosen That das Wort.

Was quälst du dich mit Ideen?
Folg' unserm Rath;
Laß die Spekulationen gehn
Und schaffe die That!

Ohn' Ideen, ohn' Erkennen
Werke bilden? — Welch ein Rath! —
Nie läßt die Idee sich trennen
Von der wohlgelung'nen That.

Alle Entdeckungen schießen aus unbeachteten Keimen wie durch Zufall hervor, wenn sie von der Sonne der Idee erwärmt werden.

Nachdem eine Entdeckung geboren, tritt sie in das Stadium der Entwickelung, der Verbesserung. Kräftig genährt, wächst sie dann zu einem stattlichen Baum empor, der reiche Früchte trägt.

Viele Menschen halten Hypothesen für Ideen, was entschieden falsch ist. Ideen sind Saatkörner, vom fleißigen Landmann ausgestreut, die, wenn sie auf fruchtbaren Boden fallen, aufgehen und Aehren treiben; Hypothesen aber sind nur glitzernde Steinchen, womit Kinder tändeln und die sie nicht säen, sondern spielend im Sande verlieren.

Bei Hypothesen setzt sich die Einbildungskraft an die Stelle des Verstandes.

Hypothesen sind Strohmänner, die man in vollem Ernst aufstellt, nicht etwa, um sie wieder umzuwerfen, sondern um sie mühsam gegen Sturm und Drang zu schützen und aufrecht zu erhalten.



Goethe nennt Hypothesen Wiegenlieder, womit der Lehrer seine Schüler einlullt. Ich nenne sie den Schlaftrunk, unter dessen betäubendem Einfluß wir die Stunden des Denkens und Forschens verschlafen. Wiegenlieder sind nur für Kinder, der Schlaftrunk wirkt auch bei den Erwachsenen.

„Unsere Vernunft bildet sich durch Fiktionen."

Herder.

Unsere Vernunft wird durch Fiktionen leider zu sehr verbildet.

Jeder begründete Lehrsatz in der Physik ist ein Abstraktum, auf die Basis: „Es ist!" gestützt. So lange noch ein „Wenn" hinzugefügt wird, ist der Satz unvollkommen.

Eine vollständige und klare Erkenntniß der Philosophie kann es nicht geben, so lange die Lösung der Natur, d. h. ihre Erklärung in der Physik, nicht vollständig erschöpft ist.

Wir knüpfen in den Wissenschaften immer wieder an den Sandstrick des Ueberlieferten an und fallen, wie unsere Vorgänger auch, beim Ziehen zu Boden.

Warum wohl das Alte, das längst sich als ungenügsam Erwiesene, so sehr den Menschen zu fesseln vermag, daß er nur ungern sich davon trennt? — Wir gewöhnen uns mit der Zeit an Alles. Dem Buckeligen ist selbst sein Höcker lieb.

Kant hat sich mit der Kritik der Vernunft befaßt. Goethe fordert dagegen die Kritik des Verstandes. Hätte Goethe den Grenzstein zwischen Verstand und Vernunft gesetzt und bestimmt, so ließe sich berechnen, in wieweit seiner Anforderung Genüge geleistet werden könnte.

Goethe als Dichter ist der größte Meister aller Zeiten, gewaltig, erhaben in seiner, alle Gebiete des Wissens umfassenden poetischen Kraft. Goethe als Physiker, obwohl ein großer Geist, ist minder erfolgreich. Er spricht als solcher häufig positive Gedanken aus, die nur hypothetischen Boden



hatten. Man lese nur seine aburtheilenden Bemerkungen über das Frauenhofersche Spektrum. Unwillkürlich ahnte der große Dichter, daß die Frauenhofersche Entdeckung das Werkzeug sein dürfte, welches seine Farbenlehre aus dem Saal der Gelehrtenwelt in die Dichterstube übertragen werde.

Empiriker und Theoretiker streben beide nach Resultaten. Während der Empiriker im Nebel des Unbewußten umhertastet, um etwas Greifbares zu erhaschen, quält der Theoretiker sich mit dem ergriffenen Stein ab und sucht in diesem die darin vorhandene Bildsäule zu beweisen, die er aber mit allen seinen Erklärungen nicht daraus hervorzuzaubern vermag.

Die alten griechischen Philosophen verehrten die Weisheit in der freien Natur. Seitdem zwängte man sie in künstliche Tempel ein, deren Allerheiligstes Jahrhunderte lang vor profanen Blicken verschlossen und nur der bevorzugten Hohenpriesterzunft zugänglich war.

Der so gebaute Tempel der Weisheit war ursprünglich fensterlos. Während die älteren Denker den Bau mit dogmatischen Lampen erhellten, war man sorgsam bemüht, alles Licht der Natur fernzuhalten, bis Spinoza und einige seiner Zeitgenossen begannen, in dem Dach kleine Oeffnungen anzubringen, durch welche gelegentlich etwas Sternenglanz hereinblinkerte. Kant brach in den Tempel ein mächtiges gothisches Bogenfenster, durch das nunmehr der helle Sonnenstrahl strömt. Die neueren Philosophen haben dieses Fenster mit brillanten Gläsern versehen, geziert mit wunderbar fein geschliffenen Figuren und darin künstliche Prismen angebracht; aber klarer und heller ist es im Tempel dadurch nicht geworden, wenn auch eine größere Pracht darinnen waltet.

Alle Philosophen suchen, wie Archimedes in der Mathematik, nach dem Stützpunkt der Weltweisheit. Wer ihn findet, wird den schweren Schatz heben.

Das Wissen darf nie quantitativ, sondern muß immer qualitativ gemessen werden. Manche Menschen haben ein ganzes Lager von Wissens-



werthem in Vorrath, aber es ist nicht ein einziges Körnchen eigene Frucht darunter. Solche sind den Handelsreisenden zu vergleichen, die nur mit fremden Mustern hausiren.

Die Philosophie ist sowohl induktiv, als deduktiv. Ich habe manchen schlichten Menschen kennen gelernt, der, ohne je besonders viel gelesen und gelernt zu haben, recht treffliche philosophische Gedanken äußerte.

Große Männer sind die Führer der Gesellschaft; wer sie am Fortschreiten hindert, hemmt den Fortschritt der Menschheit.

Eine Gesellschaft ohne Führer, ist wie eine Heerde Schafe, ohne Leithammel; sie kommt nicht weiter. —

Wo es aber zu viele Leithammel gibt, geräth die Heerde in Verwirrung.

Irrthümer und Vorurtheile sind Lasten: für den Schwachen positiv schwächende, für den selbstthätigen, jeder Last gewachsenen Menschen aber belebende, reizende Mittel.

Die meisten Irrthümer in der Welt entstehen dadurch, daß die Menschen Erscheinungen für Ursachen halten. Manche Lichter, die unsern Sinnen begegnen sind Irrlichter.

Irrthümer sind den Nebeln zu vergleichen, bei denen wir nicht in's Weite sehen können. Wenn die Sonne der Wahrheit aufgeht, zerfließen sie.

Warum sind Irrthümer so schwer zu beseitigen? Weil das Entwöhnen von dem bisher Angenommenen, Ueblichen immer anfänglich repulsiv wirkt.

Sinnig feinfühlige Menschen sind oft leichter zu betrügen, als gröber angelegte Naturen.



Eine Täuschung, von welcher man sagen kann: „es ist unmöglich, daß sie Jemand wagen darf," gelingt fast immer.

Nichts trügt so leicht, als das Auge.

Der Gehörsinn ist feiner, als der Gesichtssinn. Manche Dirne im Putz scheint uns ein Fräulein zu sein, spricht sie aber, so kommt sofort die Dirne zum Vorschein.

Hoffe nichts, glaube wenig, liebe viel,
Dann verdirbt Enttäuschung nie dein Spiel.

Woran der Mensch glaubt, das ist er.

Nur dämonische Naturen sind von Dämonologie befangen.

Ihr Spiritisten,
Ihr guten Christen,
Euch necken Geister,
Je gläubiger, je dreister!
Ihr seid verführt,
Halluzinirt:
Was ihr empfindet,
Was euch umkreist,
Ist nur, erblindet,
Der eigne Geist.

Von allen Schulen der Philosophie hasse ich die Schopenhauer'sche mit ihrem grenzenlosen Pessimismus. Wenn man dem Leben, auch unter Lasten, keine heitere Seite mehr abgewinnen kann, so ist der Tod vorzuziehen.

Der sich selbst ungenügsame Pessimismus befriedigt nur die ungenügsamen Naturen.

Den Pessimisten ist alles verkehrt in der Welt. Ihnen sind die Menschen zu schön und zu häßlich, zu bigott und zu ungläubig, zu streitsüchtig und zu friedsam, ja feige, zu klug und zu thöricht, zu ideal und zu materiell, kurz, zu gut und zu schlecht.

Pessimisten hassen die blühenden, duftenden Rosen und preisen die Stacheln.

Die Pessimisten klagen die Sonne an, daß sie Flecken habe und nicht genügsam leuchte und wärme; sie klagen aber auch über die Sonne, daß sie ungenügend Flecken habe, um in den schwülen Sommertagen ihnen die unerträgliche Hitze zu lindern.

Die Pessimisten beschweren sich über Alles, nur nicht über ihr thörichtes Ich.

Das widerlichste Paar Geschwister
Sind Pessimisten und Philister,
Die immer jammern über die Jugend
Und den stäten Verfall der Tugend:
Als ob es nicht in ihrem jungen Leben
Auch Pessimisten und Philister gegeben,
Die damals so, wie man es heute macht,
Ueber die Verderbtheit der Zeit geklagt.
Was gab es denn in der alten Zeit,
Das uns nicht auch noch heut' erfreut?

Lieber will ich, wie Demokritos, über alles lachen, als wie Herakleitos, über alles weinen.

Ich preise das salomonische Hohelied über alle jeremias'schen Klagen.

Alles Trübe muß ich hassen:
Heiter will die Welt ich fassen!

„Wir müssen uns selbst weh thun können, wenn wir zu Tugend und Ehre gelangen wollen," schreibt Friedrich Jacobi. — Da müssen ihm wohl die Flagellanten als die höchsten Repräsentanten von Tugend und Ehre vorgeschwebt haben.

Selbstpeinigung ist keine Tugend, sondern eine Thorheit.

Die Griechen verehrten in einem ihrer Tempel einen unbekannten Gott. Diesen unbekannten Gott verehren alle Menschen noch heute; er beherrscht ihr ganzes Sein und Wesen. Sie suchen nicht zuerst, nicht vom Anfang an das Angenehme, sondern begehren, der Natur gemäß, das Unbekannte, das ihnen durch den innewohnenden Trieb gleichsam Verkündete, dessen Handlung wir Lust nennen. Alles Handeln des Menschen geht aus dieser Lust hervor, dessen Kind er ist, aber nicht die Lust treibt ihn, sondern die Ahnung des Unbekannten.

Alles hat seine Stufen und Arten, warum sollte die Lust nicht mannigfaltig sein, wie die Farben des Regenbogens?

Auch die Lust hat ihre Gegensätze, wie Tag und Nacht, Weiß und Schwarz, Himmel und Hölle. Diese Gegensätze nennen wir beim Menschen Gut und Böse. Wer Lust hat am Guten, ist ein guter, wer am Bösen Lust hat, ein böser Mensch. Dieses sind lasterhafte, jenes gesittete Menschen; wir verachten die einen und ehren die andern. In der Mitte der beiden Extreme liegt die Unlust, die Gleichgültigkeit. Diese Stufen der Lust bilden den Karakter des Menschen.

Ich habe oft den Ausspruch gehört: „In dem und dem Menschen leben zwei Naturen, die ihn beherrschen." Welch falsche Auffassung! Einem solchen Menschen mangelt die nöthige Erziehung; er schwankt deshalb zwischen zwei Neigungen, zwei Trieben, die ihn bald hierhin, bald dorthin zerren. Nur durch die Unterdrückung eines solchen Zwiespalts in seinem Innern, wird der Mensch zum Karakter.



Der Mensch kann nicht stückweise gut und böse sein, aber er kann es abwechselnd sein. Der Mensch ist ein Spielball seiner Leidenschaften, die er nur durch feste, sich mit Mühe angeeignete Grundsätze zu bändigen vermag.

Der Trieb zum Guten und Bösen, welcher in jedem Menschen entweder von der Natur liegt oder durch Erziehung in ihm entwickelt wird, bestimmt ihn für seine Zwecke.

An ihren Zwecken unterscheide ich die Guten von den Bösen.

Die Erreichung der Vollkommenheit, d. h. der höchstmöglichen Ausbildung zum Guten, Reinen, Schönen: der Tugend, ist der Zweck des Menschen. Der Mensch ist nur ein Werkzeug dieses zu erstrebenden Zieles.

Die Tüchtigkeit zu einem Zweck, ist die Eigenschaft, welche Tugend zu erzeugen vermag. Sie erweckt aber nur dann die Tugend, wenn der Zweck ein edler, erhabener ist. Die Tüchtigkeit kann ebensowohl Laster als Tugend gebären.

Seine Talente, Gaben, Anlagen erfinden dem Menschen mehr oder minder brauchbare Werkzeuge, Mittel zur Erreichung seiner Ziele. Die angewandten Mittel müssen jedoch gute sein, oder der Zweck des Menschen ist ein böser. Kein Zweck heiligt die Mittel. Nur religiöser Irrwahn könnte z. B. einen Menschen so verblenden, daß er ein unschuldiges Kind ermordete, um demselben die eingebildete himmlische Seligkeit zu verschaffen.

Weisheit und Klugheit unterscheiden sich dadurch, daß die erstere furchtlos auf geradem Weg dem als wahr Erkannten zustrebt; während die letztere zuerst untersucht, ob ihr auch auf diesem Wege Gefahr drohen könne? Die Weisheit wandelt auf der offenen Heerstraße des Rechts, die Klugheit aber schleicht versteckt durch die Büsche und läßt nöthigenfalls das Recht im Stich, wenn ihr solches nützlich scheint.

Die Selbstsucht wird oft als Grundsatzlosigkeit, Karakterlosigkeit geschildert. Das ist ein Irrthum. Auch Selbstsüchtige sind Karaktere, aber Abscheu erregende. Es gibt grundsätzlich böse, wie grundsätzlich gute Menschen.

Grundsätze sind das Steuerruder des menschlichen Schiffes. Wer keine Grundsätze hat, wird von den Stürmen der herrschenden Leidenschaften willenlos getrieben. Ohne Grundsätze beherrschen den Menschen nur Einfälle und Launen.

Kein Mensch ist ein Kompendium von lauter guten, keiner von lauter bösen Eigenschaften. Auch die vortrefflichsten Menschen haben ihre Fehler.

Die Tugend gedenkt der Mängel großer Menschen mit Schüchternheit und Scham; das Laster kramt sie mit lüsterner Frechheit aus, und nennt das Wahrheitsliebe.

R * * *, ein eingebildeter Mensch, sagte einst in einem Vortrag über „Positive und negative Philosophie“ (sic!): „Ich liebe die Menschheit, aber ich hasse die Menschen.“ Welch ein thörichter Widerspruch! Als ob es eine liebenswürdige Menschheit ohne liebenswürdige Menschen geben könnte.

Alle Vorurtheile ablegen, hieße den eigenen Karakter verleugnen.

Der sittliche Mensch wird auch bei seinen Mitmenschen das Gute achten und lieben und das Böse verabscheuen.

Das Gute zu thun sollte uns niemals schwer sein, weil wir den Keim dazu in unserm Innern haben; aber diesem Keim Trieb und Nahrung zu geben, das ist Tugend; und die Tugend zu üben, die auf Selbstverleugnung dringt, wird uns überall schwer. Sie muß mühsam angewöhnt werden.

Würde äußert sich beim Menschen immer nur von Innen heraus, durch das ihm innelebende Gefühl des höheren Werthes. Diese Würde ergießt sich



dann wie ein heiliger Strahl über seine ganze Umgebung und hält auch Jene in Schranken, die nicht reinen Herzens sind. So bildet sich das Gute an und aus dem Guten.

Aus Gesinnungen wachsen Grundsätze hervor. Das Vermögen, nach Grundsätzen zu handeln, muß schon im Menschen vorhanden sein, wenn er diese erlangen soll. Wem das Saatkorn der Sittlichkeit mangelt, dem wird die göttliche Blume niemals blühen.

Um Weise von den Thoren zu scheiden,
Braucht man beide nur gleich zu kleiden
Und dann zu senden in fremdes Land,
Wo weder der Thor noch der Weise bekannt.
Dort wird man alsdann sie leicht erkennen;
Den weise und jenen den Thoren nennen.

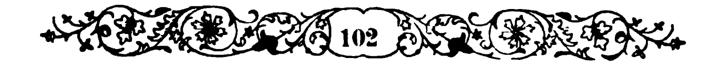
Ueber die Schriften des Naturphilosophen Heraklius, genannt der Obskure, äußerte sich Sokrates: „Was ich davon begreife, ist sehr gut und ich denke mir, daß das, was ich nicht verstehe, auch gut ist, aber es nimmt einen Taucher von Delos, es an's Licht zu ziehen."

Es gibt Menschen die sich einbilden, sicher und auf direktem Weg zum Himmel zu fahren, und die deshalb zelotisch bemüht sind, die ganze Welt mit sich zu ziehen.

Was ist die Ewigkeit? — Ein unaufhörliches Heute.

Ein mildes, freundliches Wort enthält mehr Pfunde Religion, als deren Gramm in der gewaltigsten Bußpredigt enthalten sind.

Mit dem Gesicht schaut die wahre Religion auf den ewig festen Polarstern der Natur. So schaute auch die Kirche und wanderte von Nicäa nach Trient. Nun hat sie wiederum eine neue Pilgerfahrt betreten, und so möge der aquinische Polarstern sie auf dem Weg vom Vatikan nach Trient zurück führen: Vom Aristoteles zum Plato und vom Plato zum Aristoteles.



Auf dem Konzilium von Trient (1545 – 1563) hatten die Scholastiker der realistischen Seite die Oberhand, was von den Prälaten, die zu den Nominalisten hielten, vielfach und laut beklagt wurde. „Die Realisten," sagten sie, „sind wie die Astronomen, welche, um eine Erscheinung zu retten, sich in ihrer Einbildung excentrische Sphären und Epizikeln, sowie eine wunderbare Maschinerie von Weltkörpern bilden, die in der Wirklichkeit nicht und nirgends existiren. Dadurch haben sie uns eine Menge von fremdartigen Wechselstellungen aufgenöthigt, bloß um die Praxis der Kirche zu retten, so daß wir für viele Glaubensartikel unseres Kanons nicht auf Christus und die Apostel, sondern auf Aristoteles zurückblicken müssen."

Was würden die ernsten Prälaten, wenn sie noch lebten, wohl heute sagen, da die excentrischen Bahnen der Planeten und die Epizikeln ihrer Trabanten auf das überzeugendste bewiesen, und es klar dargethan wurde, daß sie keine Einbildungen, sondern unwiderlegbare Thatsachen sind?

Dem Denker ist nicht bloß Plato der Freund, sondern auch Aristoteles ist ihm lieb und werth.

Frau von Staël sagt: „Das Christenthum ist zuerst gegründet, dann entstellt, dann geprüft und endlich begriffen worden." — Ich glaube, daß wir noch jetzt in der Periode der Entstellung uns befinden. Die Lehren des Stifters des Christenthums sind rein und edel, ursprünglich auf der vollen, wahren Humanität begründet. Dann aber hüllte man ihre Form in einen blendenden Prunkmantel des Dogmatismus ein, dem immer mehr äußerlich schimmernde Pracht hinzugefügt wurde, während unter der Hülle Fäulniß einsetzte, die zu verdecken stets vermehrte Gewänder aufgehäuft wurden, so daß man schließlich von dem ursprünglich reinen Kern in dem gewaltigen Wust nichts mehr sehen konnte. Die Reformation versuchte es, dem Dogmatismus die Prunkgewänder von den Schultern zu reißen, aber für jeden entrissenen Fetzen substituirte sie einen hänfenen Lappen der Orthodoxie; denen später der Pietismus noch heuchlerische Schleier hinzufügte; und so sehen wir von dem ursprünglich reinen Christenthum ihres Gründers nichts mehr, als die Umhüllung.



Die selbstgeschaffenen Koadjutoren Gottes, ob sie nun eine Krone oder eine Tonsur auf dem Haupte haben, sind doch nur sterbliche Kreaturen, deren schöpferische Kraft einzig in ihrem Mundwerk lebt. Die Welt hat solche Käuze schon früher unter Hoch und Nieder gehabt, und sie sind gestorben, wie andere Menschen auch.

Gott hat keine Vize-Götter nöthig, die ihm in der Lenkung des Himmels und der Erde helfen müssen. Gott ist in sich selbst Alles, was er bedarf.

Ist es nicht eine Blasphemie, wenn Menschen in ihrem Dünkel sich zur Gottheit erheben? Der Pater Causette von Toulouse mag sich als Halbgott gerieren, in einem Jahrhundert wird er ebenso zu den Gewesenen zählen, wie alle seine Zeitgenossen, die gläubigen und die ungläubigen.

Gott ist Gott, die Menschen sind Menschen und die Vize-Christusse sind überspannte Thoren.

Nicht immer Thoren, dann aber — Gaukler.

Auch unter der gesalbten Hirnschale kann es spuken; weil Chrisam und Salböl nicht vor Thorheiten schützen.

Die Dummen mögen derartige Exaltationen glauben, denn Glaube macht selig, wie man zu sagen pflegt, aber auch diese Glaubensseligkeit ist sterblich, wie Alles auf Erden.

Von Priestern und Königen erwartet man Würde: die Milde der Krone und die Demuth des Altars.

Der Glaube beschränkt sich stets auf ein vom Wissen noch nicht klar gestelltes Gebiet.

Der Unterschied zwischen den alten Glaubenslehren und den Lehren der neuen Theosophen besteht darin, daß jene sich an das Ueberlieferte fest-

klammern, gleichviel wie sehr auch der Zahn der Wissenschaft die alten Balken und Bretter zersägt haben mag, um deren Wurmstichigkeit bloß zu legen, diese (die Theosophen) aber aus dem Holz solche Stücke herauszusuchen, die noch nicht von der Wissenschaft als wurmstichig nachgewiesen worden sind, weil sie die Prüfung noch nicht zum Abschluß gebracht hat.

Die Propaganda der Theosophen, die in jüngster Zeit große Fortschritte gemacht hat, beweist nur, daß die Menschheit sich schwer von den alten Anschauungen trennen kann.

„Das Interessanteste an den theosophischen Lehren ist, daß man aus ihnen die Lehren sämmtlicher bisherigen religiösen Systeme der Welt erfährt, sofern sie noch nicht durch die Wissenschaften widerlegt sind; sie enthalten eine Seelenwanderung der Systeme.“ — (Unbekannter.)

Ueberall sucht der Mensch den Kerker in der Freiheit und die Freiheit im Kerker.

Wie Alles in der begrenzten Natur, ist auch der Glaube ein Paradoxon. Da suchen sie die himmlische Freiheit in der Ewigkeit und spinnen sich, wie die Raupe, in zeitliche Gefängnisse ein, um gleich dem Schmetterling aus der Puppe hervorkriechen zu können.

Auch die Tage des Schmetterlings sind begrenzt. Wenn er sein schönes Dasein vergaukelt hat, ist seine Frucht doch nur wiederum ein kriechender, häßlicher Wurm.

Im Lande der Freiheit der Freiheit entsagen! das ungefähr bedeutet die Ankunft von zwölf Mädchen aus Oesterreich in den Vereinigten Staaten, welche aus dem Lande der Staatsreligion fortzogen, um im religionslosen Lande den Schleier zu nehmen. Im Lande der unbeschränkten Individualitäten der Individualität zu entsagen; im Lande der Frauenrechte die Rechte als Frauen abzugeloben; im Lande des unveräußerlichen Menschenthums des Menschenthums sich zu entäußern; welche Widersprüche!

Freilich beleben Widersprüche die Handlungen der Menschen in aller Welt Länder. Der Mensch ist eben in sich selbst ein ewiger Widerspruch.

Es ist mit den Schätzen unseres Geistes wie mit den Reichthümern der Welt: nur Wenige besitzen sie, die große Masse muß sich in der Armuth durchschlagen.

Auch der Geist will unterhalten sein. Geist wird immer nur bei denen wohnen, die unablässig bemüht sind, ihm Nahrung zuzuführen.

Der Spruch: „Selig sind die Armen im Geiste! ist aus einer falschen Auffassung des psychologischen Lebens entstanden. Es kann damit nur gemeint sein, daß Diejenigen, die von dem höheren Geistesleben keinen Begriff haben, sich oft glücklicher fühlen, als die geistig höher entwickelten Naturen. Sonst könnte man in gleicher Weise den Schläfrigen über den Munteren, den Tramp über den Thätigen und den Thoren über den Weisen glücklich oder selig preisen.

Der Mensch, der den eigenen Himmel erdacht,
Hat auch sich die eigene Hölle gemacht.

Schätze im Himmel angelegt, sagt man, stehen sicher, aber man kann keinen Wechsel darauf ziehen.

Wo wahrer Edelsinn lebt im Herzen,
Sucht man nicht Freuden, die Andern schmerzen.

Jede wahrhaft große Idee, die eine neue Offenbarung in sich birgt, erregt Anstoß bei den verknöcherten Pedanten, die über das ihnen Bekannte und den Buchstabenkram des Ueberlieferten ihren Blick nicht zu erheben vermögen, und die sofort mit dem Ruf; „Kreuzige! Kreuzige!" bei der Hand sind. Spinoza wurde von seinen Glaubensgenossen wegen seiner neuen Lehre mit Steinigung bedroht.



Neue Ideen überraschen die Menschen durch das Fremdartige ihrer Erscheinung. Man sucht sich ihrer klar zu werden und ehe man sie noch ganz begreift, gelten sie gewöhnlich als Phantastereien. Erst wenn nach längerer Prüfung der Geist klar geworden, gewährt man ihnen Anerkennung.

Gutes hielt nie die Probe mit dem Besseren aus. "Satis Quercus" galt nur so lange, bis man aus Weizen Brod backen lernte, worauf die Eichel nicht mehr genügte.

Das Gute lernt man an dem Bösen kennen,
Wenn man sich muß von diesem, jenem trennen:
Schlimm ist das Gute, müssen wir's entbehren;
Gut, wenn dem Bösen wir den Rücken kehren.

Das Gute erkennen wir erst seinem vollen Werthe nach, wenn wir es verloren haben.

Ein altes lateinisches Sprichwort sagt: Das vollkommen Gute ist nicht auf Erden zu finden, darum ist das, was dem Guten nahe kommt, gut, das vom Guten entfernte, böse.

Der Tugendhafte in unserer Zeit
Muß besser sein, als der Vergangenheit.

Die Erinnerung ist ein Prophet Jeremias, der uns das Verlorene in goldigem Glanz schildert, die Gegenwart aber in düsteren Farben malt.

Das nenne ich wahres Glück, dessen Erwerb uns leicht ward, obwohl wir es mit schwieligen Händen und schweißiger Stirn erringen mußten.

Was gern man thut, wird leicht gethan;
Schwer kommt die Last dem Trägen an.

Das "Jacta est alea!" ist ein herrliches Schlagwort des kühnen Geistes, aber ehe du den Würfel fallen läßt, bedenke stets, ob du auch die Mittel hast, die Wette zu bezahlen, im Fall du sie verlierst.

Glück wohnt immer in der Tugend,
Nicht die Tugend wohnt im Glück:
Glücklich sein im Mißgeschick
Ist die größte aller Tugend.

Die Tugend wird nicht durch das liebe Gold erweckt; umgekehrt aber wecken die zuströmenden goldenen Schätze mehr oder minder Laster, Sünde und Verbrechen.

Oder glaubt am Ende der scheinfromme Geizhals nicht, daß er ein großer Sünder ist?

Das ist ein großer, großer Mann,
Der selbst sein Glück sich schmieden kann;
Doch niemals werde groß genannt,
Der's schmieden läßt von fremder Hand.

Tugend ist kein abstrakter, sondern ein relativer Begriff. Was der eine Mensch Tugend nennt, hält der andere möglicher Weise für ein Laster. Grundsätze bestimmen die Tugend.

Beispiel: — Bei allen Naturvölkern ist die Befriedigung der Rachsucht eine Tugend (und zwar, je grausamer, desto vollkommener), während die höhere Kultur sie als unsittlich und mit der Moral in Widerspruch stehend, verdammt.

Die so vielfach als Tugend gepriesene Ehelosigkeit und das Cölibat können keine Tugend sein, weil sie mit der Natur im Gegensatz stehen.



Wo wäre die Menschheit in einem Jahrhundert, wenn alle Menschen das Cölibat strenge befolgen wollten?

Jedes absolute Genießen oder Entsagen ist eine Versündigung an die Göttlichkeit der schöpferischen Einrichtung der Natur.

Diejenigen, welche sich rühmen, daß sie die Wahrheit suchen, bloß um der Wahrheit willen, suchen keine Wahrheit. Sie haben sich das, was sie Wahrheit nennen, längst eingebildet und nach ihrer Weise systematisch zurechtgelegt, und suchen nur Zeugen der Bestätigung dieses Systems; und wenn sie auch nichts als Scheinbeweise, bloße Schatten finden, so sind sie schon zufrieden. Stellt sich ihnen aber ein lebendiger Gegenzeuge in den Weg, so schieben sie ihn beiseite und wollen nichts von ihm wissen.

Theorien sind Keime des denkenden Geistes. Sie wachsen mit dem vermehrten Prüfen, ohne welches sie immer nur leere Hirngespinnste bleiben.

Das Unbekannte tritt nur durch Ueberlieferung zu uns heran. Soweit diese Ueberlieferung historisch ist, wird sie uns leicht zur Erkenntniß, zur Wahrheit. Was über dem Historischen liegt, ist mythisch. An dem mythischen mögen wir herumdenken und deuteln, wie wir wollen, frei von Widersprüchen kann es niemals werden und so mangelt es der Wahrheit. Ein noch weiteres Zurückgreifen in das Gebiet des Unbekannten erregt sentimentale Geistesüberspannung, die wir Mystizismus nennen. Mit Gemüthern, deren Neigung ein hinüberhimmeln in die transzendentalen Regionen der Mystik äußern, kann man nicht streiten, da sie auch das Unglaubliche für wahr nehmen.

Alles Objektive äußert sich uns durch den praktischen Sinn, aus dem sich dann die That entwickelt. Ideal, ·Genie sind subjektiv und wirken aus dem Innern. Hier keimt das Symbolische in Zahlen und Formen, in Rede, Poesie und Sang, im ureigentlich Menschlichen.



Manches hat mich im Leben durch schiefe Anschauungen auf falsche Prämissen geführt, wo ich mich denn auch mit Tendenzen abquälte, die unmöglich zu erreichen waren. Verloren ist die Mühe indessen nicht gewesen, denn ich habe dadurch endlich das Rechte begreifen gelernt.

Wahrheit und Irrthum gleichen häufig den siamesischen Zwillingen; sie sind in ihrer Geburt zusammengewachsen. Man müßte, um den Irrthum zu vernichten, oft die verzwillingte Wahrheit mit ihm tödten; weshalb man, der Schwester zu lieb, den verhaßten Bruder am Leben läßt.

Eine fehlerlose Menschheit ist undenkbar, nur müssen wir die Fehler und Vorzüge stets an den Individuen suchen und anerkennen, nicht an der Gesammtheit. Das Schicksal ist Allen gemein, wie auch das Mangelhafte; nur die Tugenden sind jedem Einzelnen eigen.

„Die geistige Ungleichheit der Wesen," sagt Jean Paul, „ist ein bloßes Produkt der körperlichen, da beide einander gegenseitig in Einem organischen Sein voraussetzen."

Die pessimistischen Unglücksboten der Gegenwart, die immer von einer Verderbtheit der Zeit und der Menschheit in ihrer Zeit reden und klagen, sind nur kurzsichtige Menschen, welche die ihnen knapp vor Augen liegenden Verkehrtheiten des Tages sehen. Sie suchen beständig mit ihrem geistigen Mikroskop bewaffnet nach den sittenverderbenden Mikroben der Gesellschaft und verkünden dann eine kommende epidemische Moralpestilenz und den gänzlichen Untergang der Gesellschaft. Eine neue Sintflut oder das Feuer, welches über Sodom und Gomorrha vom Himmel regnete, ist noch das Geringste, was sie der Zukunft prophezeihen.

Es sucht Jeder gern das, was er finden möchte.

Diesen krächzenden Unglücksraben sollte man fleißig große weltgeschichtliche Massen, wie mit einem Riesenteleskop gesehen, vor Augen halten. Ob man sie damit überzeugt, ist freilich eine andere Sache.



Obgleich ich als ein Beisitzer des großen Weltgerichts mitberufen worden, wenn auch nur mit beschränkter Stimme, bin ich weder so pessimistisch angelegt, das verkündete grenzenlose Uebel grenzenlos zu finden, noch so optimistisch, um alles Uebel gänzlich zu verkennen. Mir gilt die Weltgeschichte als das wichtigste Zeugniß, nach dem ich mein Urtheil bezüglich der Gegenwart und Zukunft bilde. — Es ist ein Glück, daß wir tüchtige Referendare finden, welche uns die welthistorischen Akten der Vorzeit in voller Klarheit unterbreiten. Von Müller, von Raumer, Niebuhr, Gibbons, Motley, Bancroft, Buckle, Jansen, Michelet, Mommsen und vor allen der ehrwürdige Vater der Kulturgeschichte, Justus Möser und der unbefangene Leopold von Ranke sind für mich die Darsteller, deren Ausführungen ich mit großem Vertrauen nach ihren mancherlei Richtungen folge.

„Aberglaube ist so wenig eine Tugend, wie der Glaube," sagt Robert Ingersoll: aber der Unglaube, den er predigt, ist gerade so weit von der Tugend entfernt, wie die beiden andern.

Wer Wahrheit in Phrasen und schönen Worten sucht, findet, wie das Kind am Weihnachtsbaum, unter der vergoldeten Nußschale immer die hohle Lüge.

Ein gutes Werk vergissest du? —
Soll's dein Gedächtniß nicht verwischen,
Füg noch ein gutes Werk hinzu,
Erinn'rung wieder aufzufrischen.

„Gemeine Menschen, wenn ihnen etwas Böses passirt, werfen gern die Schuld auf andere; ein Anfänger der Philosophie klagt sich selber an; ein Weiser beschuldigt weder diesen, noch jenen." (Epiktetus.)

Die Wahrheit, sagt Demokritos, liegt, wie das Gold, tief im Schacht verborgen, und wenn es ausgegraben ist, muß es immer noch geläutert werden von den rauhen Schlacken, bevor es für Alle in schimmernder Reinheit glänzt.



An schönen Seelen ist nicht nur der Lenz, sondern auch der Herbst des Lebens angenehm.

Liebe, als ob du später hassen solltest;
Hasse, als ob du später lieben wolltest.

Der Spiritismus ist nicht immer zu verwerfen. Auch ich glaube an Geistererscheinungen nach dem Tode: an den Geist der großen Denker und Dichter in ihren Schriften, mit welchen ich mich gern beschäftige, um von ihnen Belehrung und Unterhaltung zu gewinnen. Diese Geister gaukeln mir keine Illusionen vor die Sinne, sie sind in Wahrheit die Freunde und Freude meiner Seele.

Der Seemann zu dem Weisen sprach:
„Ich fürchte nichts, und du kannst beben?" —
Der Weise drauf: „Es fließt der Bach
Hinab in's Meer, dem Auge zu entschweben,
Und Millionen Tropfen fließen nach,
Ohn' daß wir Klage drob erheben;
Wird aber nur ein Gläschen Wein
Verschüttet, stellt sich gleich der Jammer ein.

Sieh, uns're Wette ist nicht gleich,
Weil wir verschied'nen Werth im Reich
Und Haushalt der Natur bedeuten;
Es galt der Wein stets mehr zu allen Zeiten,
Als bloßes Wasser. — Merkst du den Vergleich? —
Du bist das Wasser, ich der Saft der Reben:
Nicht Wasser, nur der Wein kann Wonne geben."

Unser Urtheil über unsere Nebenmenschen ist immer subjektiv gefärbt: Wir schätzen ihre Tugenden und Fehler stets nach unseren eigenen. Dadurch geräth unser Urtheil häufig in eine schiefe Richtung, weil unsere spezifischen Neigungen und Anschauungen — besonders in religiöser und politi-



scher Hinsicht — naturgemäß befangen sind und wir uns nur schwer davon losreißen können. Je mehr wir bei Beurtheilung unserer Mitmenschen unsere eigenen Meinungen und Neigungen beiseite setzen, desto gerechter fällt unser Urtheil aus.

Der Keim, der den Glauben gebiert, belebt auch den Zweifel. Selbst die vorsichtigsten und besten dogmatischen Lehranstalten erziehen ihre geistreichen Schüler zu Denkern und entfremden sie dadurch oftmals der Kirche und dem Glauben.

Die Physik ist das Gebiet der Wahrheit. Hier ist, soweit wir schauen können, alles klar und bestimmt. Aber wir sind ungenügsam und wollen weiter sehen, wobei wir über die Grenzen des Abstrakten auf das Feld der Hypothese, der Metaphysik gelangen, wo uns dann der Blick umnebelt wird von den sich widerstreitenden Gedanken des Glaubens und der Zweifel.

Begnügen wir uns mit den Total-Eindrücken der Schöpfung, des Alls, die wir sowenig in deutliche Begriffe auflösen, als mit Worten bezeichnen können.

Die Natur ist Eins in ihrem unfaßbaren Zwiespalt des Stoffes und der Kraft, die sich wechselseitig anziehen und beleben, aber auch wiederum abstoßen und auflösen.

Unfaßbar für den Menschengeist ist die Schöpfung, ein Räthsel, das nur Gott entziffern kann.

Das ist das Geheimniß, welches so Viele seit undenklichen Tagen zu lösen sich bemühen.

Uebersinnliches und Sinnliches lassen sich nicht aneinander prüfen. — „Erdenluft und Himmelsseligkeit," sagt Felix Dahn, „kann man nicht, wie zwei gleiche Dinge, in einer Wage wiegen."



Ich mag darüber nicht fruchtlos weiter grübeln und lasse deshalb gern Gott Gott sein.

Bei der Zergliederung unserer Gesammt - Eindrücke, welche das Schauen des Universums in uns hervorruft, geht so manche von den Empfindungen verloren, daß es für den gewöhnlichen Verstand gewiß vom Uebel ist, wenn er, statt wie vorher bei dem Anblick der Schöpfung dankbar auf sein Antlitz niederzufallen und Gott in der Natur zu verehren, mit dem Berechnen der Zahlen sein Glück in Nebelschatten verrinnen sieht.

Der Geist des Menschen gleicht einem Ackerfeld. Wird es von der Sonne des Glaubens zu ausschließlich und glühend beschienen, so trocknet es aus und wird steril. Die Skepsis aber gleicht dem Regen, dessen Wolken wohl die Sonne öfters verdunkeln, der jedoch dem Feld immer wieder frische, labende Erquickung zuführt und es zur Fruchtbarkeit erweicht. Nur wo sich Glaube und Zweifel bekämpfen und wechselseitig ablösen, ist gedeihliches Leben.

In Glaubenssachen kann man nicht liberal genug sein.

Nicht der felsenharte Glaube, nicht der frostige Unglaube wecken in der Seele den lebendigen Geist und die Freude an der Natur und ihrem Schöpfer. Eine gesunde Skepsis, die stets bereit ist, zu denken und zu prüfen, die nie in Voreingenommenheit urtheilt und verdammt, läßt allein den Keim des innigen Vergnügens am Schauen des Unendlichen und den wahren innerlichen Frieden der Menschenbrust wachsen und gedeihen.

Alle Phänomena, welche uns vor Augen treten, wecken Gedanken in unserem Geiste. Diese Regungen der Seele zurückdrängen oder eindämmen wollen, hieße der Seele die naturgemäße Nahrung verbieten und statt an der wohlgefüllten Tafel, sie mit dem gedruckten Küchenzettel sättigen wollen.

Wir mögen in unsern Anschauungen irren: es ist der Irrthum ebensogut, als eine Wahrheit, die wir nicht fassen können. Nur das starre Festhalten am einen wie am andern ist verderblich.

Ein scheinheilig Andächtiger und ein heuchlerisch Frommer gleichen den Hehlern, die zwar nicht selbst stehlen, aber doch dem Diebstahl mehr förderlich sind, als die Einbrecher selber. Zehn offen erklärte Ungläubige schaden der Religion weniger, als ein einziger frömmelnder Lippenheiliger.

Nicht Alles, was beim ersten Blick gut scheint, ist gut. Das Laster hüllt sich häufig in den Mantel der Tugend und die Heuchelei lebt gern unter dem Dach der Frömmigkeit.

Beim Denken müssen wir immer thätig sein und es aufrichtig meinen; dürfen jedoch nicht über unsere Kräfte hinausgehen, weil wir dann zu einer Sysiphus-Thätigkeit greifen, die nur unlöschliche Qualen in uns erwecken. Wenn die Begriffe nicht weiter können, setze man sich ruhig am Weg in den Schatten des uns bereits bekannten schönen grünen Baumes und lausche freudigen Herzens der Symphonie der Natur, die mit tausendfältigen Melodien und der reinen göttlichen Harmonie uns die Seele und das Gemüth erfüllt.

Die Welt in ihrer Schönheit schauen,
Wird sinnige Seelen stets erbauen.

Unser Leben ist ein Traum. Warum mögen wohl Menschen mit ewiger Mysanthropie sich diesen Traum zur Qual gestalten, da er doch nur eine kurze Zeit dauert?

Die Ewigkeit hat keine Schrecken,
Die wir nicht in uns selbst erwecken.
Nur was gesäet wird in der Zeit
Lebt fort in der Unendlichkeit.

Das nenne ich eine schöne Seele, die das Gute, das Bessere schnell gewahr wird, es sich aneignet, rein heraushebt und unentwegt festhält.

Es gibt keine freiwillige Handlung des Menschen, die nicht mit einiger Lust verknüpft wäre.

Die Lust des Menschen in den Kanal des Guten zu lenken, ist der Zweck der Erziehung, der Bildung. Nur der ist ein wahrhaft gebildeter, ein edler Mensch, der die Lust am Schönen und Guten besitzt.

Im Alter verliert sich beim Menschen die Stärke der Sinne, doch gewinnt er dafür an Verstandeskräften. Hält aber der Gewinn dem Verlust nicht mehr als das Gleichgewicht, so geht der Mensch geistig zurück.

Es gibt einen Grad der Reue, von der keine Absolution möglich ist: die Reue über eine nicht genossene Jugend.

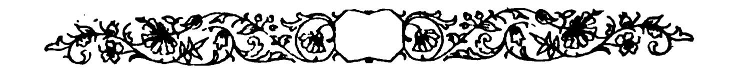
Philosophie ist die Poesie der Physik, Physik die nüchterne Prosa der Philosophie.

Während wir die Goldkörner der Poesie lieben, können wir die Bausteine der Prosa doch nicht entbehren.

Meinungsfreiheit.

Warum sollte ich nicht reden, was ich fühle, was ich denke? —
Schenkt mir willig doch zurück das, was ich gern euch Allen schenke!







Buch III.

Gedanken über Litteratur, Poesie und Geschichte.

Es gibt Seelen, die so wenig in den Geist einer Dichtung einzugehen vermögen, daß sie zufällige Staffage mit dem Wesen verwechseln; die an dem Goldschaum des Weihnachtsapfels sich erfreuen und keine Ahnung von der saftigen Würze des Innern haben; die eine Trüffelpastete, sei sie auch in unsauberem Geschirr aufgetragen, einem reinlichen Gericht vaterländischer Kartoffeln vorziehen.

Fritz Reuter: „Hannesiken."





Gedanken über Litteratur, Poesie und Geschichte.

Schöne Worte, schöne Gedanken,
Schöne Formen, schöne Schranken,
Schönes, geistiges Belehren
Sind zu achten, sind zu ehren.

Schriftsteller sind die Protokollführer des menschlichen Geistes.

Scharfsinnige Denker sind als Schriftsteller nicht selten nur wenig beim Volk erfolgreich, während es den rasch auffassenden Darstellern gewöhnlich leicht wird, Anerkennung zu finden, selbst wenn sie nur oberflächlich sind. Dafür werden sie auch leicht wieder vergessen, jene aber, wenn sie einmal festen Boden gefaßt, nie mehr.

Die eitle Sonnenblume schießt in wenigen Wochen zu ihrer ganzen Größe empor. Sie breitet dann ihre tellergroßen, goldgelben Blüten sorgsam dem liebenden Helios entgegen, dessen huldvolle Glut ihr hundertfache Körner der Gunst und Gnade in den Schooß streut; und der Pöbel bewundert sie. Aber die eilende Sichel der Zeit, die Vergänglichkeit, mäht sie nach wenigen Wochen wieder hinweg und — vergangen, vergessen!

Die mächtige Fichte aber, die hundert Jahre zum Aufwuchs nöthig hatte, lebt auch nach dem Tode noch als Mastbaum fort, und der Schiffer erfreut sich ihrer treibenden Kraft.



Unbeachtet von der Menge und fast unmerklich wächst die Eiche heran, in ihrer Entwickelung nur von dem geübten Auge des Forstwirths verfolgt. Ganze Menschenalter vergehen, bis sie zur vollen Reife und Größe gelangt. Hunderte von Jahresringe bilden den Stamm und ihre Krone breitet sich über ein weites Feld. Dann erst erkennt auch die Menge ihren Werth und lagert sich in ihrem Schatten.

Eintagsfliegen sumsen den Alltagsmenschen überall um die Ohren; den Flügelschlag des Adlers vernehmen nur diejenigen, die höhere Regionen aufsuchen.

Im großen Ganzen schreitet jede Litteratur vorwärts, im Einzelnen fast unbemerkbar. Aus tausend Schriftstellern gibt es wohl kaum einen, der aus dem eigenen Selbst hervor zu schaffen im Stande ist.

Die große Mehrzahl der neueren Schriftsteller gehört zu dem Geschlecht der Wiederkäuer. Sie können nur das von andern Geschaffene in nochmals gekauter Gestalt und meist sogar ganz unverdaut wiedergeben.

Sie sind den Tröblern zu vergleichen, die verbrauchtes Geräth aufs Neue verhandeln. Aber nur Bettler und Arme im Geiste können sich an dem abgestandenen Kram erfreuen.

Was sollen wir uns darüber ärgern? Werden doch aus jeder Lotterie mehr Nieten als Treffer gezogen.

Es ist wahr, je mehr die Litteratur produzirt hat, desto schwieriger wird es dem Schriftsteller, Neues hervorzubringen; aber ganz unmöglich ist es trotzdem nicht.

Es gibt vornehmlich zwei Perioden, die den Dichtern und Künstlern günstig sind: Erstens: Ein rohes, ungebildetes Zeitalter, in welchem das Genie alles wagen darf, weil nichts vorgebaut ist. — In einer solchen au-



ßerordentlich glücklichen Epoche treffen wir die ältesten griechischen Dichter an: Homer, Pindar, Anakreon, Sappho, Aeschylos, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Aristoteles ꝛc. Hierher gehören auch die Psalmensänger und Geschichtschreiber der Juden, die alten Dichter und Dydaktiker der Inder, Assyrer, Perser und Aegypter, die Dichter der Veda, der Edda und der Volsungasage, der gälischen, angelsächsischen, altnordischen und altgermanischen Helden- und Volkssagen (darunter wahrscheinlich eine ursprünglich heidnische Fassung des Nibelungenliedes) und die Sagendichter der amerikanischen wilden Völker.

Zweitens: Wenn nach langem Zeitraum der Blüte wiederum ein Sittenverfall und eine Verrohung des Volkes eingetreten war, wodurch Kunst und Wissenschaften aufs Neue versumpften. — In solchen dunkeln Perioden sehen wir plötzlich einen oder auch mehrere Genies emporsteigen, die dann Musterstücke der Ursprünglichkeit, der Reinheit und des Geschmacks zu Tage fördern. Vergil, Horaz und Ovid bei den Römern; Dante, Torquato Tasso und Petrarka, auch Ariost bei den Italienern; Calderon, Lope de Vega nnd Cervantes bei den Spaniern; Moliere, Corneille, Racine und Voltaire in Frankreich; Shakspeare, Spenser und Milton in England; Opitz, Klopstock und Lessing, sowie auf diese folgend Wieland, Herder, Bürger, Goethe, Schiller, Jean Paul, A. von Humboldt, Platen, Heine ꝛc. in Deutschland. Diese sprengten die barbarischen Fesseln des Geschmacks und geißelten die Versumpftheit, die vor ihnen herrschte. — Was geschah? Niemand wagte zu widersprechen und die alten Zustände zu vertheidigen: und nur Wenige hatten überhaupt die Fähigkeit, mit diesen Meistern zu rivalisiren. Neuerungen sind gefährlich. Nach und nach reißen freilich Künstelei, Tändelei und Geschmacklosigkeit wieder ein und Bombast usurpirt auf's Neue den Thron, der dann durch ein Schmachtlappengeschlecht abermals verunziert wird. Auf einer hohen Geistesflut folgt wiederum eine tiefe Geistesebbe.

Zeiten, welche keine großen Menschen haben, gleichen den Prairien, wo es weder Berge, noch Bäume gibt. Hier rauscht kein Wald, dort braust kein Krieg, aber beide sind — langweilig.



Die Zeit gewährt den halben Ruhm der Großen. Wenn in dunkeln Epochen ein Genie sich geltend macht, so leuchtet es, wie die Sonne durch die Ritze einer Fensterblende, mit hellerer Kraft, als wenn ringsum alles Licht wäre.

Auch die Litteratur hat ihre Evolutionen. Wenn ein Schriftsteller nach hundert Jahren wiederkommen könnte, wie würde er staunen über die Wandlungen seiner eigenen Werke! Der Eine würde sie in der Ummodelung oder Verstümmelung, die sie erfuhren, gar nicht mehr erkennen; der Andere nur mehr Fragmente von den seinigen wiederfinden. Ein Dritter, dessen Bücher einst in Saffian und Goldschnitt gebunden auf allen Tafeln der Salonwelt prangten, dürfte sie höchstens noch in den Antiquariaten und Tröblerbuden, zerrissen und beschmutzt und für ein paar Pfennige feil, auftreiben können. Ein Vierter aber, der nur mit Mühe einen Verleger fand und dann unter Anstrengung einige wenige Exemplare in die Hände eines bescheidenen Hauslehrers oder befreundeten Dorfpfarrers oder eines sonstigen guten Bekannten absetzte, vom Verlagsherrn aber über die „Ladenhüter" und vielen „Krebse" lange Jammerlitaneien anhören mußte, so daß er scheu das Antlitz des „klugen Handelsherrn" mied, könnte sie jetzt in hundertster Auflage, in Oktav und Duodez, in Pracht- und Volksausgaben, überall und in jeder gebildeten Familie antreffen.

Heinrich Clauren's (Hofrath Heun's) Schriften wurden mit Gold bezahlt und von den hervorragendsten Verlegern herausgegeben. Wer kennt Clauren heute noch? — Fritz Reuter konnte für seine „Läuschen und Riemels" keinen Herausgeber finden. Und jetzt! — — — Darum nur Muth! Vielleicht werden auch deine Bücher noch in Leipzig oder Berlin gedruckt.

Beifall ist die Amme des Genius. — Einer Tugend darf ich mich sicherlich rühmen, daß ich nie zauderte, zu loben, was ich für lobenswerth hielt. Es gibt viele Menschen, die gern mit ihrem Urtheil hinter dem Berge halten, bis die öffentliche Meinung zu ihnen herüberschallt. Zeige ihnen ein Manuskript, ein Modell, einen Entwurf, und wenn in ihrem Herzen sie es gutheißen, so sind sie doch zu besorgt, sich bloßzustellen, indem sie sich aussprechen. Manch werthvolles Werk ist aus dieser Ursache verloren gegangen. Ein talentvoller Schriftsteller ist oft eine sensitive Pflanze in Bezug auf das



Urtheil über seine eigenen Erzeugnisse. Einige Kritteleien des englischen Dichters Mason (wie unbedeutend als Dichter und Kenner!) hätten den Odendichter Gray fast bewogen, seine herrliche Elegie „Auf einem Dorfkirchhofe" wieder zu vernichten.

Wir sollten ein aufstrebendes Talent nicht nur loben, sondern mit unserem Beifall geradezu eilen.

Es ist höchst weltbürgerlich und höchst sittlich, gleichviel ob die Masse dafür Sinn hat oder nicht, das eigene Wissen mitzutheilen. Durch Mittheilung tritt Etwas in Existenz, das, wenn es auch mangelhaft ist, doch Dasein hat. Das Ungeborene ist werthlos.

Wenn du fühlst, daß du Etwas weißt, was, wie du glaubst, allgemeinen oder besonderen Nutzen bietet, so theile es der Welt mit, denn nur dadurch erhält dein Wissen erst Werth. Ob du Recht oder Unrecht hast, das wird sich schon herausstellen, wenn die Kritik den Gegenstand prüft. Hattest du Recht, so hast du dann etwas Gutes gestiftet; hattest du Unrecht, so hast du mindestens das Verdienst, etwas Gutes gewollt zu haben.

Spürst du in dir die Kraft, ein Buch zu schreiben, so schreibe es. Mag das Buch mangelhaft sein, aber laß es in's Dasein treten: das Mangelhafte kann verbessert werden. Mag das Buch kalt sein, immerhin laß es erscheinen: aus dem vorhandenen Kalten läßt sich Warmes erzeugen.

Willst du aber ein Buch schreiben, so sei dir zuerst vollkommen klar in deinen Ideen, oder schreibe lieber gar nicht; sonst wirst du nur Unkraut und Verwirrung säen.

Wer kein Getreide zur Aussaat hat, der soll auch seine Disteln nicht in's Weizenfeld der Litteratur streuen.

Sorgsames Denken und rastloses Streben
Können allein dich zur Größe erheben.



Warum so viele Schriftsteller verworrenes Zeug schreiben? — Klar schrieben sie schon, wenn sie nur klar denken könnten.

Leute mit unklaren Gedanken stiften, wenn sie dieselben verbreiten, immer nur Unheil, indem sie die Menge verwirren.

Manche Schriftsteller kaufen sich, wie Daniel Wunderlich, ein Buch mit weißem Papier, beschreiben dieses und nennen es dann „mein Buch."

Mancher hält das für Originalität,
Wen er selber es nicht und kein Andrer versteht.

Jedes Buch ist die Prägung der Gedanken des Autors in gangbare Münze. Manche Schriftsteller aber zirkuliren falsches Geld.

Wenn ein Schriftsteller seine Gedanken in ein bauschiges, faltenreiches Gewand, voll strotzender Phrasen kleidet, so kann man sicher darauf rechnen, daß unter diesem Wust nur ein armseliger Geist wohnt, der seine Winzigkeit mit Schnörkel und Floskeln und adjektivischem Krimskrams zu verdecken sich bemüht. Ein großer Geist braucht, wie eine schöne Gestalt, keine Umhüllung: beide erscheinen uns edel und rein in ihrer nackten, ungeschminkten Klarheit.

Wo die Klarheit eines Schriftstellers aufhört, hat ihn der Verstand verlassen.

Nichts ist widerlicher, als die Ueberladnng von Gedichten mit Adjektiven. Adjektive sind Krücken, auf welchen die krüppelhaften Dichter einherhumpeln, um zu zeigen, daß sie, trotz ihrer Gebrechen, Füße machen können.

Wer mit Krücken marschieren muß, taugt nicht zum Soldaten; — wer mit unaufhörlichen Adjektiven seine Gedankenarmuth verbergen muß, nicht zum Dichter.



Bombastische Titel, wie prunkende Kaufmannsschilder verrathen gewöhnlich ein leeres Buch und ein leeres Magazin.

Manche Schriftsteller glauben, sie müßten immer im Großen leisten; wenn sie sich selbst aber recht erkennen würden, so entdeckten sie leicht, daß sie im Großen nichts Besonderes, im Besondern aber möchlicher Weise Großes leisten könnten.

Lerne nicht, um bloß Etwas zu wissen, sondern um den Wissensschatz der Welt zu mehren. Was du unverkündigt mit in's Grab nimmst, war nur eine taube Aehre, die kein nährendes Brod brachte.

"Noblesse oblige!" — Der Adel des Geistes legt nicht minder Pflichten auf, als der Personenadel.

Nur der soll dichten, der's vermag
Den idealen Geist zu fassen:
Wer im Alltäglichen nur lebt,
Der soll das Dichten unterlassen.

Gedichte sind Edelsteine, die man nicht in einen Kieshaufen mischen darf, wenn sie glänzen sollen.

Die Poesie soll ein Garten sein, voll schöner, wohlriechender Blumen, ein prangender Weizenacker, voll goldener Aehren.

Es gibt eine ganze Naturgeschichte von schlechten Dichtern. — Viele sogenannte Poeten schreiten einher auf dem abgeackerten Weizenfelde früherer Dichter und bieten uns Stoppeln, statt Aehren — das sind die Nachdichter. Andere führen uns auf eine Haide mit dürrem Kraut bewachsen — das sind die Schwachdichter. Noch andere waten immer in den Moräften des Unästhetischen — das sind die Sumpfdichter. Und wieder anderen gefällt es, auf dem kahlen Sande der absoluten Gedankenlosigkeit umherzuwandeln — das sind die Stumpfdichter. — Soll ich noch mehr nennen?



Viele dünken sich zum Dichter berufen, aber nur Wenige erfassen den Beruf.

Bloß Phrasen schichten
Und Worte sichten,
Ist noch kein Dichten;

Jedoch Gedanken
In Formenschranken
Zusammenranken,

Daß sie erblühen,
In Schönheit glühen
Und Funken sprühen,

Die klar berichten
Vom Geist, dem lichten,
Das nenn ich Dichten!

Jede Poesie muß sich durch Erhabenheit, Würde oder Grazie kundgeben. Die Epik sei erhaben, die Dydaktik würdevoll, die Lyrik anmuthig. Das Drama hat, je nach Umständen, alle drei Eigenschaften nöthig. Wo diese Eigenschaften fehlen, fehlt der Geist, der die wahre Poesie belebt.

Die Griechen zeigten Anmuth in allen ihren Künsten, in der Poesie, der Rhetorik, der Plastik, der Architektur und wahrscheinlich auch in der Musik und Malerei.

Die Römer waren in Bezug auf Poesie die Nachahmer der Griechen und übertrugen deren Anmuth auch auf ihre Nachbildungen. Dieses verlieh ihren Werken einen Gehalt, der sie fast zum Range von Originalen erhebt. Unzweifelhaft erlangten die Oden des Horaz mehr ihren stolzen Ruhm von der Grazie, welche der Dichter über sie ausgoß, als von der Reinheit der Sprache und der Formenschönheit, die in ihnen waltet.

Keckheit wird oft mit Anmuth verwechselt, wie Pedanterie nicht selten für Würde gehalten wird. Das allzu vertrauliche Wesen der einen, wie



das stumpfe, schwerfällige Gebahren der andern verhindert die Anmuth und entstellt die Würde.

Wieland, Balde, Milton und Petrarka sind anmuthig, graziös; Heine und Voltaire keck; Klopstock, Dante, Herder, Schiller und Platen würdevoll; A. Gryphius, Corneille, Gleim und Pyrker pedantisch; Lessing verbindet Grazie mit Würde, seine Dichtungen sind klar wie Krystall, scharf wie Stahl und rein wie Gold. Shakspeare ist gewaltig, als Tragiker ein Adler, als Lustspieldichter Lerche und Nachtigall zugleich, als Lyriker ein Schwan, so keusch und majestätisch. Calderon war feurig begeistert und dabei gedankentief, geistreich witzig und doch würdevoll, erschütternd und lieblich. Moliere ist anmuthig und heiter, was von Racine wohl kaum behauptet wird. Goethe vereinigt in sich alle diese Eigenschaften, ohne jedoch in's Pedantische zu verfallen.

Weit bedeutender als der Grieche Anakreon ist der Deutsche Walter von der Vogelweide, obwohl der letztere vorwiegend dem Eros, seltener dem Lyäos Opfer streut. Bei dem Deutschen ist mehr Anmuth, bei dem Griechen mehr Munterkeit anzutreffen. Dem Anakreon näher verwandt sind der Schotte Burns und der Deutsche Bodenstedt.

Geibel und Ewald von Kleist sind lieblich, weniger erhaben; Herwegh ist flammend; Uhland und Arndt sind würdevoll; Rückert ist munter, Bürger und Freiligrath sind schwungvoll; Viktor Scheffel ist byzarr; Byron stolz und kühn; die Romantiker sind zumeist krankhaft affektirt; Voltaire aber ist ein gottesleugnender Romantiker.

Die lebenden Dichter übergehe ich, weil sie, wie der Apfel am Baum, noch nicht geschüttelt werden sollten. Manche darunter mag noch die Spätsonne mehr röthen; andere werden, vor der Reife vom Wurm der Unzulänglichkeit angebohrt, von selber fallen.

Dichter wie den Homer, wie die drei großen Tragöden der Griechen, wie Vergil und Horaz, Dante und Tasso, Shakspeare, Calderon und Mil-

ton und Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Bürger, Goethe, Schiller, Platen und Geibel mußt du fleißig lesen, mein Sohn. Diese Meister liefern dir kräftige Geisteskost. An den Süßigkeiten der meisten Andern nascht man nur, nachdem man gesättigt ist.

Wir müssen annehmen, indem wir das menschliche Denken und Handeln lediglich als aus Erfahrung hervorgegangen betrachten, daß auch die Kunst des Schriftstellers darin besteht, das Erfahrene in den Bereich seiner Darstellung zu ziehen und durch Nachahmung und Erweiterung karakteristische Züge des eigenen Selbsts zu liefern. So ergänzen sich Erfahrung und Spekulation in dem durch die Schrift bildlich Dargestellten.

Werke, welche zugleich durch den Reichthum der Gedanken und durch die Kühnheit ihres Baues anziehen, sind von jeher ein Gegenstand der Forschung, und wenn noch nebenbei ihr Inhalt dem Fassungsvermögen Schwierigkeiten darbietet, auch ein Gegenstand der Erklärung gewesen. Ich zeige nur auf Shakspeare's „Hamlet" und Goethe's „Faust" als Beweise hin.

Mit solcher Durchgrübelung der Werke tritt dann auch jedesmal eine Umschau nach den Verfassern derselben und deren Lebenswege mit in die Reihe, weil man möglicherweise aus diesen und den Karaktereigenschaften der Schriftsteller Schlüsse auf ihre Ideen ziehen könnte. Da trifft es sich nun nicht selten, daß beides für den Nachforschenden Räthsel sind, die den Reiz der Denker immer und immer wieder zu neuen Lösungsversuchen anspornen, aber stets einer vollständig klaren Lösung spotten.

Vor hundert Jahren machte der alte Homer den Wolfianern große Sorgen und sie wollten ihn nicht gelten lassen. Obwohl nun auch noch gelinde Zweifel über die Person des Dichters der „Ilias" und „Odyssee" walten mögen, der Homer, wenn er auch nie gelebt hat, wird dennoch ewig leben.

Neben anderen Anzweifelungen, z. B. über Dante, Lessing's contra Goethe's „Faust," rc. ist besonders in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die grassirende „Bacomanie" zur förmlichen Krankheit geworden. Aber



die Bocksprünge Donnelly's, Owen's, Appleton Morgan's und der Mistreß Potts werden sowenig den Lord Bacon zum Shakspeare machen, als Wolf den Homer umbringen konnte.

Allzukühne Theorien fallen in das Absurde. Hierher rechne ich unter andern die Spekulationen Edwin Bormann's, welcher die Philosophie Lord Bacon's mit Sophistereien aus den Shakspeare'schen Dramen herausdeuteln möchte.

Was hat Shakspeare's „Sturm" mit Bacon's "Historia Ventorum" gemein? Weil Lord Verulam von den Winden phantasirt und der Dichter vom Avon einen Sturm möglichst dramatisch auf die Bühne bringt, worin er des Seefahrers Sir George Somer's Schilderung eines Orkans in Westindien zum Vorbild nahm, soll deshalb Bacon den Shakspeare gedichtet haben? Weiß Herr Bormann nicht, daß es mehr Bäume in einem Walde gibt, als einen? Was die Caliban Mißgestalt betrifft und die von Bacon besprochenen Mittelformen zwischen Menschen und Reptilien, so ist die Darstellung hier wie dort in keinem Fall eine ursprüngliche Erfindung, die des Dichters sowenig, wie die des Philosophen; beide haben sie aus Sir Walter Raleigh's phantastischer Schilderung einer Reise nach Guiana geschöpft, was man dem Dichter weit eher verzeihen kann, als dem Philosophen. Hierzu paßt auch der alte klassische Spruch vortrefflich: "Quod licet Jovi" &c., denn es steht dem Dichter frei, sein Stück mit allen Wirkungsmitteln des Effekts nach Herzenslust seiner Phantasie auszuschmücken, während der Philosoph, der über Fakta schreibt, kein Recht hat, Fabeln als Wahrheiten aufzutischen, wenn man ihm später nicht die Unwissenheit vorrücken soll.

Wenn die Henne sich zu breit macht, legt sie ihr Ei über das Nest hinaus.

Alle Vergleiche zwischen Bacon und Shakspeare humpeln auf wurmstichigen Stelzen einher, die, wenn man sie nur leise prüft, zusammenbrechen, und den Stelzenwandler auf den Boden setzen.

Der übergroße Enthusiasmus in Bezug auf neuere Schriften ist nur zu tadeln. Die Moden wechseln bekanntlich mit der Zeit, und das Neue al-

tert bald und wird dann nicht selten weggeworfen. Nur die Meister altern nicht.

Lies nicht Alles, was von den Rezensenten als modisch herausgeputzt wird. Aber die anerkannten Meister mußt du dir zu eigen machen. Mit diesen vertrödelt man sich nicht die Zeit. Man lernt von und kräftigt sich an ihnen. Hundert Menschenleben würden nicht hinreichen um alles, was heute Mode ist, kennen zu lernen.

Die modischen Dichter kommen und vergehen. Aus tausend bleibt nach hundert Jahren kaum einer übrig.

„Mit Süßigkeiten, Back- und Zuckerwerk zieht man keine Kinder zu gesunden Menschen," sagt Robert Schumann. „Wie die leibliche, so muß auch die geistige Kost einfach und kräftig sein. Die Meister haben hinlänglich für die letztere gesorgt; haltet euch an diese."

Mich ergreift ein Dichter nur, wenn er seinen Gegenstand so umfaßt, daß ich darüber hinaus nichts weiter sehen kann; erst dann ist er mir ein Schöpfer, ein Held.

Der wahre Dichter spinnt Goldfäden der Phantasie; die falschen aber können nur grobe hänfene Taue schlagen.

Will der Dichter Wohlgefallen erwecken, so mag er Lerche oder Nachtigall sein, deren süßen Klänge die Herzen entzücken; er mag Löwe oder Adler sein und durch Gewalt den Busen seiner Hörer erschüttern; er mag Kolibri oder Quetzal sein und durch schimmernde Pracht die Augen mit Lust erfüllen; aber er darf weder Aasvogel noch Natter, weder Spinne noch Wurm, weder Hyäne noch Schwein sein, will er nicht Widerwillen und Abscheu erregen. Diese Gegensätze, welche die Natur mit herrschender Macht schafft, um durch gewaltige Kontraste zu wirken, sind dem Dichter nicht gestattet. Die von ihm erzeugten Musenkinder müssen sich in klare Wellen spiegeln und nicht in den Pfützen des Gemeinen, Schmutzigen wälzen.

Im Uebrigen ist die Natur auch dem Dichter die wahre Prophetin, die aus ihm, dem Menschen, vom Menschen zum Menschen redet.

Aber nicht Alles was die Natur schafft, kann nachgebildet werden und Vieles nicht, ohne Widerwillen zu erwecken. Der Geschmack, der über den Dichter herrscht, ist ein tausendstimmiger republikanischer Staat, in welchem die meisten Stimmen entscheiden.

Die menschliche Natur ist in allen denkenden Geschöpfen die gleiche; und was in den Bereich des Natürlichen fällt, soweit es wahr und schön ist, das wird allezeit Freunde und Bewunderer finden unter den Lesern aller Stände und den mannigfaltigsten Gemüthsempfindungen und Anlagen.

Bürger sagt höchst treffend und wahr: „Was die Dichter nicht populär gedichtet haben, das ist zuverlässig schon bei ihren lebendigen Leibern vergessen, oder gar niemals in die Vorstellungskraft und das Gedächtniß ihrer Leser aufgenommen worden."

Volkslieder, mein Sohn, mußt du lesen, wenn du ein Dichter werden willst.

Das Volkslied ist der Kern aller wahren Poesie.

Um ein gutes Lied zu dichten, dazu bedarf es eines besonderen Talents, eines eigenartigen Genies, das nur die Natur verleiht.

Es ist fraglich, ob die Forderungen der Gegenwart auf dem Gebiete der Poesie nicht bereits das Maß überschritten haben, welches die Grenze zwischen Kunst und Künstelei bildet. Alle Worte der Sprache sind so mannigfaltig schon angewandt worden, um einfache Bilder darzustellen, ohne welche es kein gutes Lied geben kann, und so unendliche Massen von lyrischer Makulatur und schlechten Versen sind schon zu Tage gefördert worden, daß ich großes Bedenken habe, ob die lautere, unverfälschte Simplizität, wenn sie uns auch ein wahrhaftiger Genius vorführen könnte, jetzt noch Gefallen finden würde. Wir kennen diese hohe, erhabene Einfachheit kaum

mehr. Unser gegenwärtiger Chor von poetischen Vestalinnen wandelt nicht mehr in einfachen weißen Gewändern, sondern kleidet sich in groteskem Rokoko-Kostüm. Nicht auf dem keuschen Marmoraltar wird das Opfer mehr dargebracht, sondern an buntgeschmückter Tafel, unter sinnverwirrendem Gekimper und Geklingel. Die heutigen Erato's statten ihre Dichtungen mit so vielem Flitter gesuchter und zierlicher Phrasen aus, daß ihre eigenen Gewänder nicht romantischer und phantastischer aussehen können. Ihre Nachtigallen singen nicht mehr in süßen, schmelzenden Weisen, sondern ergehen sich in lauter Triller, Schnörkel und Kadenzen, wie eine italienische Koloratursängerin. Wir vernehmen nur mehr Worte, aber keine Seele.

Wenn ein Feld gänzlich ausgeackert ist, so wird es unergiebig und bringt nur mehr dürftige Früchte hervor. Deshalb haben wir in der Neuzeit kaum ein frisches religiöses Lied aufzuweisen.

Vergangene Jahrhunderte haben das Kirchenlied dermaßen lebendig gepflegt, daß ein annehmbares Produkt zu ziehen, fast nicht mehr möglich ist. Alle neueren Dichtungen auf diesem Gebiet, die mir zu Gesicht kamen, waren, mit einer einzigen Ausnahme, nur saft- und kraftlose, farbarme Wiederholungen alter Gedanken in verdünnter und verweichlichter Gestalt. Um etwas Neues auf diesem Gebiet zu ziehen, müßten neue Ackerfelder gefunden werden. Das Asketenthum, die Reformation, der Mystizismus waren solche neuen Aecker, die stets eigenartige Früchte trugen.

Die freisinnige Richtung unserer Zeit verweltlichte das Kirchenlied und raubte ihm die innere selische Wärme, welche wir an den alten Hymnen so sehr bewundern.

Die formvollendete realistische Einkleidung der religiösen Gesänge mag uns angenehm berühren, aber das schlichte Gewand der alten lateinischen Kantaten und Hymnen, wie z. B. das

Veni Creator Spiritus!

und der kräftigen Lutherlieder konnte allein zur Begeisterung, zum Fanatismus entflammen.



Freilich sind nicht alle alten Kirchenlieder vortrefflich, und auch bei Luther und seinen Zeitgenossen findet sich manches, das uns heute abstoßen würde. Dasselbe gilt von den lateinischen Hymnen, unter denen es viele gibt, die bloßes Reimgeklingel sind. Besonders bei den Neulateinern schlichen sich mancher alberne Zopf und viele groteske Spielereien ein, die nur infolge ihres Alters und der dem Volke nicht verständlichen Fremdsprache fortbestehen konnten. Wie unpoetisch, um nicht zu sagen roh, ist nicht die folgende Allegorie in dem sonst ehrwürdigen Hymnus "Pange lingua:"

Vere panis filiorum,
Non mittende canibus.

Ich mag sie nicht übersetzen, um die Illusion der Gläubigen nicht zu stören. Die vorgebrachte Entschuldigung, daß „Hunde" hier für „Heiden" gelten solle, ist zu albern, um beachtet zu werden.

Milton spricht sich über die Reime in der Dichtkunst wie folgt aus: — „Das Reimen ist die Erfindung eines barbarischen Zeitalters, um miserabele Gedanken und lahme Verse zu verdecken. Man sehe nur die mönchischen Knittelreime:

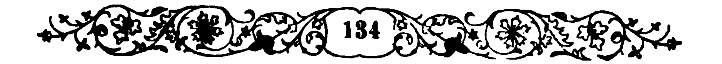
Dies irae, dies illa,
Solvet saeclum in favilla,
Teste David cum Sybilla.

Welch prosaische Geistesöde wird uns in diesem Geklingel und Bimbam geboten!"

Poesie ist die Kunst des Himmels; wir werden aber von schlechten Dichtern nur allzuhäufig in's Fegefeuer oder gar in die Hölle versetzt.

Manche schlechte Dichter glauben, es könne aus ihrem Gehirn Gold regnen, und haben doch kein einziges Körnchen Gold im Kopfe.

Ein Gedicht, das voll Quisquilien - Gelehrsamkeit steckt, ist kein echtes Gedicht. Wer empfindet wohl bei einer gelehrten Phrase in einem Lied ein wahrhaftes Vergnügen? da doch bei einem neuen, urwüchsigen, natürlichen Ausdruck jedes Herz unwillkürlich vor Freude aufhüpft!



Wie Wenigen heimeln die dunkeln Schwärmereien eines Hamann an, während die Klänge der Volkslieder eines Bürger, Claudius, Hölty, Goethe, Eichendorff, Uhland und Geibel &c. überall singen und klingen, bei Hoch und Nieder, bei Arm und Reich.

Ich will lieber in Wald und Feld, Bauernstuben und Dorfschenken und auf den Gassen gesungen, als in den gelehrten Akademien und Hochschulen stilgerecht zergliedert werden.

Der Leser muß von allem Anfang an Wohlgefallen an einem Gedicht empfinden, wenn er es in sich schließen und bewahren soll, als ein gefundenes Juwel. Das Alltägliche kann nicht befriedigen und Gemeines nicht das empfängliche Gemüth erquicken.

Der Poet ist weder Landwirth noch Handwerker, weder Koch, Bäcker, noch Bierbrauer, weder Kaufmann noch Geldmakler. Alle diese nützlichen Berufe kennt er als Dichter nicht, und was sollten ihm auch diese? Die Poesie will weder Mist fahren, noch säen, noch Beil und Hammer schwingen; sie vermag auch nicht die hungernden Mägen zu sättigen und am allerwenigsten Anlagen hat sie zum Zählen und Berechnen von dem, was wir die Schätze dieser Welt nennen; Aber was sie vermag, ist, den Geist zu erfreuen und zu heben. Reifen ihr auch keine Feldfrüchte zur Ernährung des Leibes, so blühen ihr doch Blumen zur Freude des Herzens. Nicht wohnliche Häuser zum Obdach für den Körper erbaut sie, aber sie errichtet herrliche Tempel für die Seelen zur Erquickung des Geistes. Klingen ihr nicht die rollenden Münzen in den Taschen und Kästen, so tönen ihr dafür die goldenen Saiten der wonnigen Lust in den hehren Akkorden, welche den fühlenden Menschen über das Getriebe des Alltagslebens erhebt und ihn auf eine höhere Stufe stellt, als die der bloßen Befriedigung der sinnlichen Gelüste. Kurz, die Poesie macht den Menschen erst zum lebensfrohen Menschen.

Das echte Gedicht ist nicht schüchtern. Es lebt, liebt, trinkt und singt, regt freudige und betrübte Empfindungen an und lockt die Thräne aus ihrer Quelle. Es umfächelt uns mild wie ein Zephyrlüftchen im Lenz; leuchtet und wärmt, wie ein heller Sonnenstrahl; erschüttert das Herz wie zu-

ckender Blitz und rollender Donner; starrt unsre Pulse voll Grausen wie der eisige Boreas; und flößt uns Angst und Schrecken ein gleich einem verheerenden Orkan und Entsetzen bringenden Erdbeben. Alle Gefühle, alle Neigungen und Leidenschaften, alle Triebe, welche die Natur in unsre Seelen pflanzte, sind der wahren Poesie unterthan. Dem Dichter klingen alle Saiten, alle Stimmungen des menschlichen Gemüths.

Der Dichter zieht seine Leser entweder aufwärts oder abwärts. Unsere sog. Naturalisten, welche das Elend der Gesellschaft in ihren Darstellungen mit Fleiß suchen und in krasser Weise auftischen, zerren ihr Publikum herab in den Pfuhl der Versunkenheit, des Lasters und Verbrechens. Glauben sie wirklich, damit etwas Gutes zu stiften?

Es ist eine falsche Auffassung, daß das geschilderte Elend Sympathien wachruft und Abhülfe schafft. Viktor Hugo's "Les miserables" hat bestimmt Armuth und Elend in Frankreich nicht gehoben, und ebensowenig werden Hauptmann's „Weber“ und „Hannele“ die dargestellten Zustände verbessern. Ueberlaßt dieses der Staatskunst, ihr Dichter, und laßt die Poesie in den höheren, idealen Regionen ihre berufene Heimath finden.

Goethe war gewiß ein Realist, allein er hat niemals das Greuliche in seinen Dichtungen dargestellt. Selbst sein Jugendwerk, „Werthers Leiden,“ bewegt sich nicht in dem Schlamm der Versunkenheit. Sein Roman weckt sentimentale Gefühle, reizt die Frauenwelt zu Thränen, aber er spielt nicht mit der Abscheulichkeit, der Verrottung der Gesellschaft.

Das Flügelroß der Dichtkunst soll kein blinder Gaul am Schwengel der Mühle sein, der im Kreise des Niedrigen herumzieht, bis er todt niederfällt. Das Dichterroß lebt nicht am Boden des Alltäglichen, es steigt empor in die himmlischen Sphären der Ideale.

Wer möchte wohl einen „Höllenbreughel“ einer Madonna von Dürer, Rafael oder Murillo vorziehen?



Himmelsfreude soll die Poesie erregen, keine Höllenqualen.

Die Natur schuf und bildete vor und für die äußeren Sinne, der Dichter bilde nach für den innern Sinn, meint Bürger, und wenn er das durch die äußern Sinne Aufgefangene ebenso lebendig für den innern Sinn darzustellen vermag, so ist er ein wahrer Dichter.

Immer strebe der Dichter der Natur nahe zu kommen, und wenn er Geist hat und feines Gefühl, so wird er dann was Schönes und Nützliches schaffen.

Der eigentliche Werth aller Volkslieder besteht darin, daß, weil ihre Motive unmittelbar der Natur entnommen sind, sie dem ursprünglichen natürlichen Sinn des Volkes nahe liegen und so eine unvermittelte freudige Aufnahme finden. Das Volk will beim Lied empfinden, nicht nachdenken, studiren und zergliedern. Goethe hat sich dieses Vortheils der sogenannten Naturdichter in seinen Liedern vorwiegend, obwohl nicht immer, mit Nutzen bedient.

Lakonismus ist in der Poesie freilich nur eine Wald- und Wiesenblume, aber das wild wachsende und lieblich duftende Heckenveilchen regt wärmere Gefühle in uns an, als ihre künstlich in den Gärten der vornehmen Welt gezüchtete Schwester, die Pensee.

Prüderie ist eine solenn gemalte spanische Wand, hinter welcher sich gern lüsterne Geister verbergen.

Schüchternheit sollte den Dichter niemals abhalten, das passende Wort am passenden Ort anzuwenden, wenn auch alle ästhetisirenden Petersilienjungfrauen darüber in Ohnmacht fallen. "Omnia verba sunt alicubi optima" (alle Worte sind irgendwo die besten), sagt der große Kritiker Quintilian, und unsere Meister sind gerade deshalb groß geworden, weil sie sich nicht vor den Buchstaben fürchteten, die, gesprochen, den Gedanken ausdrückten, der ihren Geist bewegte.

Eine falsche Prüderie hält manches poetisch beanlagte Talent ab von der Darstellung dessen, was die menschliche Seele vor allen andern Empfindungen am tiefsten bewegt — die Liebe. Ich halte es keineswegs für Tadelnswerth, wenn ein Dichter auch in vorgeschrittenen Jahren noch die Wunder des Eros besingt, an welchen vorwiegend allerdings die Jugend mit glühender Seele glaubt, ein Glaube, der sich mit der Zeit abschwächt. Wer mag es Goethe'n verargen, daß er noch im höchsten Alter den Talisman nicht verloren hatte, der ihn zum ersten Lyriker unserer Sprache erhob? Es ist eine bloße Einbildung, anzunehmen, daß die Rosen der Liebespoesie nur der Jugend und nicht auch dem Alter blühen dürfen. Die wahre, die ideale Liebe blüht noch im Spätherbst des Lebens, wenn die Wurzeln der physischen Triebe ausgetrocknet und längst verdorrt sind. Nach dem Tode des Dichters fragt man nicht, ob Rückert seinen „Liebesfrühling" oder Chamisso „Frauenliebe und Leben" in der Jugend oder im Alter gedichtet haben.

Ein Dichter, der nichts von Liebe weiß,
Schnitzt nur Figuren aus Holz und Eis:
Da glänzt kein Marmor, da schimmert kein Erz,
Wo ausgetrocknet das Dichterherz.

Die Gefühle der Liebe in der Dichtung gewinnen erst im Alter des Dichters die wahrhaft ideale Färbung, über welche sich die Jugend oft unbewußt hinwegsetzt.

Der Jesuit Jakob Balde, als Dichter unter dem Ehrennamen „Der deutsche Horaz" gerühmt, hat uns in seinen Schöpfungen gezeigt, daß die Liebe ein würdiger Gegenstand des Dichterideals sein kann, ohne vom Sinnlichen berührt zu werden. Man vergleiche nur seine „Nachtfeier der Liebe" und den darin mit aufgenommenen Kehrreim der alten "Pervigilio Veneris" des älteren Katull mit dem Original selbst oder den zahlreichen Uebertragungen der modernen Dichter, um sich davon zu überzeugen. Balde's Gedicht ist ebenso voll Glut und Flammen, als z. B. Bürgers „Nachtfeier der Venus" — eine freie Nachbildung des alten Lateiners; aber die Dichtung Balde's zeigt eine Liebesglut ganz eigner Art, voll himmlischer Reinheit. Wer Balde's Dichtungen nicht in der lateinischen Ursprache hat



oder lesen kann, der mag Herder's auszügliche Uebersetzungen in dem Band „Terpsichore" zur Hand nehmen und wird dieses vollauf bestätigt finden.

Die Liebe ist dem Dichter eine silberne Glocke, welche ihn zur frommen Andacht ladet, die gerade in der Zeit ruft, da noch das ganze Herz voll ist von den heiligen Gefühlen, die der Himmel in ihm erweckt hat.

Wo der Glaube an die Göttlichkeit der Liebe sich in eine kalte Skepsis verliert, da hört auch die poetische Liebesandacht auf.

Der Spruch Salomon's: „Alles ist eitel!" ist nur der eines abgelebten, übersättigten Cynismus, an den die immer neu erstehende Welt der Jugend in Ewigkeit nicht glauben wird.

Glücklich der Dichter, dem die heilige Flamme nicht erlischt, bis der Tod ihm das Auge zudrückt.

Wahrhaft poetisch verklärt dargestellt hat Balde dieses Leben der Liebe bis in den Tod mit der folgenden Strophe:

„Liebe jetzt, wer nie geliebt hat, wer geliebt hat, liebe jetzt!
Schweigt ihr Thränen! Keine Flöte klage den gesunk'nen Staub.
Eine Stimme tönet droben, eine tausendstimmige —
Freude! Freude! Keinen sel'gen Märthyrer beweint man mehr;
Man besingt ihn! — Auf! besinget, singt der Liebe Märthyrer!"

Jenes Gesetz der Natur, das mit eiserner Macht zum Verwelken
Alles was schön und was jung zwingt in absehbarer Zeit,
Euch, ihr Dichter, nicht gilt's: Euch mögen im Winter die Rosen
Blühen der Liebe so hold, hold wie im wonnigen Lenz!

Der Dichter sei keine Tante, welche Pfeffernüsse unter die Kleinen austheilt.



Von Geburtstags- und Gelegenheitsgedichten, wie sie manche Dichter zu Hunderten fabriziren, besonders dann, wenn sie mit Akrostichen und Chronogrammen spielen, wie Kinder mit der Klapper, halte ich nicht viel.

Den wahren Geist kann man sich nicht auf die Stunde und für diesen oder jenen besondern Zweck bestellen.

Gelegenheit macht — schlechte Dichter!

Die Musen apportiren nicht wie dressirte Pudel.

Wenn einem Dichter die poetische Quelle zu viel und unausgesetzt strömt, fließt selten edler Wein, meistens nur Wasser.

Wohl viele Poeten gesungen haben: —
Wollt' mir's gefallen? — — —
Es gibt in der Welt mehr Raben
Als Nachtigallen.

Spekulative Philosophie läßt sich in der Dichtkunst sowenig anwenden, sowenig wie man Eis zum Einheizen benutzen kann. Ein philosophisches Gedicht ist entweder eine verkrüppelte Poesie oder eine philosophische Verstümmelung. Hier wie dort Eunuchenthum.

Die Philosophie kennt keine Gefühlsempfindungen, die Poesie keine Spekulationen.

Der Philosoph wirkt für den Verstand, der Dichter für das Gemüth.

Alles was mit Empfindung oder Leidenschaft dargestellt wird, erfüllt die Sinne, regt das Gemüth an und ist Poesie.

Der Dichter darf und muß idealisiren, aber wenn er darauf besteht, daß die Menschen nur im Karakter von Engeln dargestellt werden sollten, so fällt er in's Absurde. Jede Uebertreibung ist Karrikatur.

Sensationelle Dichtungen leben nicht lange.

Den Geist macht weder Frack noch Kittel,
So wenig als ein Doktortitel.

Die nordisch-germanische Mythologie liefert uns das schönste Bild von der Unsterblichkeit der Poesie, welches wir kennen, weit herrlicher, als die griechische und römische Mythologie eins aufweisen:

Braga, der Gott der Dichtkunst, hat zur Gemahlin Iduna, die Göttin, welche den Apfel der Unsterblichkeit verwahrt. Altern die Götter, so werden sie von dem Genuß des Apfels der Iduua, der nie abnimmt, wieder verjüngt.

Kann man sich die göttliche Kraft des Gesanges sinnreicher ausmalen? Das Lied rejuvenirt selbst die Götter, denn der Idunenapfel versinnbildlicht, klar genug, die Poesie, an welcher sich die Götter erquicken und die Menschen begeistern und beide sich in den grauen, trüben Tagen des Alters wieder verjüngen. Und dennoch wollen die Graekomanen behaupten, die nordisch-germanische Sage sei poesielos, roh und ungeschlacht!

Gewöhnlich werden Romane in der Litteratur falsch gruppirt. Statt an der Spitze, sollten sie erst am Ende genanut werden.

Romane beschäftigen zumeist nur die zeittödtende, gedankenlose Leserwelt.

Walter Scott's und Charles Sealsfield's Schriften nennt man fälschlich Romane; es sind aber in Wahrheit philosophisch-historische oder vielmehr kulturgeschichtliche Darstellungen im glänzenden Gewande des Romans. Sie werden deshalb auch von den gewöhnlichen Romanlesern nicht berücksichtigt.



Die sogenannten historischen Romane sollten eigentlich verboten sein, weil sie in Bezug auf die wirkliche Geschichte falsche Begriffe verbreiten.

Die Geschichtsromane der Mühlbach, in ihrer Seichtheit, haben fast ebensoviel Unheil gestiftet, als die Reiseschriften Gerstäckers, obgleich letzterer seine Aufschneidereien unverhüllt zur Schau trägt und keinen Hehl daraus macht.

Wie oft wurde ich nicht in Aufregung versetzt, wenn belesene Leute, mit mehr als gewöhnlicher Schulbildung, mir aus Rellstab's „Drei Jahre von Dreißigen" oder „1812" Sachen als wirkliche Geschichte vorbringen wollten, die einzig von der Phantasie des Dichters ausgeheckt worden waren! Das ist das Verderbliche dieser Geschichtsfabeleien, daß sie den Blick des Volkes verwirren, wie der Zauberspiegel des Taschenspielers sein Publikum betrügt.

Ich habe dahingegen nichts einzuwenden gegen solche kulturhistorische Romane wie Scheffel's „Ekkehart," Freitag's „Ahnen," Ebers' „Egyptische Königstochter," Felix Dahn's „Kampf um Rom" ꝛc., welche uns in ferne Zeiten der Geschichte zurückversetzen, von welchen das Volk keine historische Kenntniß haben kann und die selbst den Gelehrten in die mythische Vorzeit zurückführen, die sie mit dem lichten Glanz der Dichtung gleichsam verklären.

Wie wenige von den Romandichtern haben es verstanden, das Volk ihrer Zeit treffend zu karakterisiren! Charles Sealsfield, Berthold Auerbach und Fritz Reuter sind darin glänzende Ausnahmen.

Das Seelenleben des Menschen in der Dichtung darzustellen, ist eine hohe Kunst. Dafür wählt man besser das gebundene Wort, welches mehr Nachdenken erfordert, als die Prosa des Romans.

Romanschreiber wollen zumeist mit kleinen Gedanken große Druckbogen füllen, und lassen deshalb ihre müssige Phantasie mit überspannter Kraft



spielen, uns Ungestalten, Teufel oder Engel, aber keine Menschen schildernd. Einblick in ein höheres Seelenleben offenbaren sie selten oder gar nicht, und zeichnen darum gewöhnlich psychologische Karrikaturen, die umso verderblicher sind, wenn sie in das Sinnliche oder gar in das Schmutzige hinüberspielen.

Die gewöhnlichen Romane sind nur Nahrung für die Phantasie von verliebte veilchenblaue Mondscheinjungfrauen und sentimentale Köchinnen.

Wilhelm Hauff hat mit seiner Parodie, „Der Mann im Mond," die schleimigen, saft- und kraftlosen Romane Heinrich Clauren's (Hofrath Heun's) glücklich und gründlich beseitigt. O daß ein zweiter Hauff erstünde, um das heutige Gesudel ebenso abzuthun.

Aus dem Mimili-Spiel Clauren's sind wir glücklich heraus, dafür aber haben wir das tausendmal verderblichere, weil schamlosere Mammelli Betasten der Dümas' (Vater und Sohn), de Kock's, Sue's, Ibsen's, Liliencron's, Tolstoi's und ähnlichen Gelichters, dem Nichts mehr heilig ist.

Frau von Staël in ihrem Buch: "de l' Allemagne," sagt in Bezug auf Romane, daß selbst die reinsten derselben großes Unheil stifteten. „Sie haben uns," schreibt die geistreiche Französin, „zu genau die geheimsten Empfindungen kennen gelehrt. Man kann beinahe Nichts mehr empfinden, ohne sich zu erinnern, daß man es schon irgendwo gelesen hat: Alle Schleier des Herzens sind zerrissen worden. Die Alten würden ihre Seelen nie in solcher Weise zu einem Dichtungsstoff gemacht haben, für sie blieb darin immer noch ein Allerheiligstes, in das selbst der eigene Blick sich scheute einzudringen."

O, lebte die Dichterin der „Corinna" heute noch, wie würde sie sich da erst recht verwundern über ihre eigenen Landsleute, die Zola's, Sardou's ꝛc., und unsere „Neuesten," die Sudermann's, Henckel's, Liliencron's u. A. Diese Darsteller des „Natürlichen" legen nicht nur alle menschlichen Empfindungen bloß, sie erhellen sogar die geheimsten Winkel der Bordelle und führen die Leser an das thätige Lager der Prostitution. Sie analisiren



und anatomisiren mit ihren schildernden Federn das Laster in allen seinen mikroskopischen Einzelnheiten; sie verfolgen es auf allen Wegen und Gängen, selbst bis in das unnennbare Lokal, welches weder König noch Bettler vermeiden kann, so daß man beim Lesen ihrer Schriften unwillkürlich nach dem Riechfläschchen oder der Schnupftabaksdose greift.

Diese „Neuesten" lieben die Natur in ihrer ganzen Realität, aber sie suchen immer und immer wieder nur die schmutzigsten Pfützen auf, in welchen sie sich mit Wollust wälzen.

Was wollen wir uns darüber ärgern? — Es muß unter den Litteraten auch das Genus „Schwein" vertreten sein.

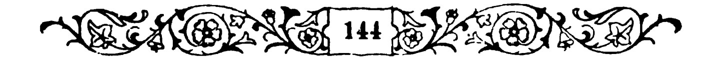
Ein Mensch, der etwas auf Reinlichkeit hält, geht einem Schwein aus dem Weg. — Man lasse diese litterarischen Schweinställe deshalb bei ihren Verlegern.

Die Erzeugnisse der Schönlitteratur sind Früchten zu vergleichen, welche erquicken sollen. Viele Romane sind indessen faules Obst, das nur ein durch und durch verdorbener Geschmack genießbar findet.

Erheitern soll die Schönlitteratur, nicht aber ein Mikroskop sein, unter das der Forscher den Faulpilz nimmt, um den Verwesungsprozeß zu studiren.

Die naturalistischen Mistkäfer entschuldigen ihre litterarischen Kloaken damit, daß sie wahrheitsgetreu seien. Welches Vergnügen aber bereitet eine übelriechende Wahrheit?

Dichter und Gedichte,
Richter und Gerichte,
Sollen sie nicht schlecht sein,
Müssen sie gerecht sein.



Wilhelm Hauff's „Lichtenstein," und Fritz Reuter's „Ut mine Stromtied" kann man nicht zu den Romanen rechnen. Beides sind wahre Epen in Prosa; ihre Verfasser aber sind die Homere des deutschen Volks- und Sittenlebens, jener im Süden, dieser im Norden.

Dichter sind Geschichtschreiber einer idealen Welt, Romanschriftsteller die einer unmöglichen oder gar auf den Kopf gestellten. Bei beiden vollzieht sich alles von selbst und ohne Mühe, was in der Wirklichkeit nur mit der größten Anstrengung und Ausdauer und einer rastlosen Thätigkeil vollbracht werden kann.

„Unter allen Schriften ragt die bürgerliche Geschichte an Ansehen und Würde hoch empor." (Bacon.)

Nichts ist wichtiger für uns, als die Kenntniß des Menschengeschlechts.

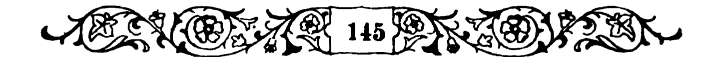
Ein Blatt, das immer wächst: das Blatt der Geschichte.

Rechtfertige dein Volk in der Geschichte und du rechtfertigst dich sebst.

Die Geschichte ist stets die beste Lehrmeisterin: leider aber hat sie oft die ungelehrigsten Schüler.

Aus der Geschichte der Vergangenheit läßt sich leicht die Geschichte der Zukunft vorhersagen. Es ist jedoch ein Zug im Menschen, daß er sich stets für besser hält, als seine Vorfahren und daß deshalb in seinem Fall die Geschichte nicht maßgebend sei.

Die Zukunft aber ist eine Nemesis, welche die Kurzsichtigkeit der Gegenwart furchtbar rächt. Nur ein verblendetes Volk kann den Ausspruch thun: "Après nous le deluge!" Die Geschichte Frankreichs ist ein mahnendes Beispiel.



Die Geschichte ist die Biographie des Menschengeschlechts. Kann man etwas Anderes karakterisiren, als Individuen?

Die ganze Geschichte der Menschheit ist eine kombinirte Handlung von Individuen. Ist die sogenannte Staatengeschichte etwas Anderes, als eine genetische Schilderung von Phänomena des politischen Zustandes eines Volkes, das sich aus Individuen zusammensetzt?

Die Thaten großer Männer sind die Marksteine an der Straße der Geschichte; an ihnen erkennt man den Weg, welchen die Völker wandelten.

Ein wirklich großer Mann ist wie ein Eichbaum, den man nicht in einem glasbedeckten Gemüsebeete großziehen kann. Dort muß er entweder vergehen, oder er sprengt das gläserne Dach, das ihn gefangen hält.

Die Geschichte gleicht der Photographie. Man kann wohl ein ganzes Bild vergrößern oder verkleinern, nicht aber einzelne Theile desselben dadurch hervorheben, daß man das Uebrige verkleinert.

Wer seine Mitgenossen heruntersetzt, um über sie groß zu erscheinen, verkleinert sich selbst mit ihnen.

Jeder Karakter erscheint in der Geschichte mit der Umgebung, in welcher er sich befindet, und kann nur nach dieser gemessen werden.

Freilich wird von lügnerischen Geschichtsfabrikanten mancher kleine Geist, mancher Schurke zum großen Helden, mancher Zufallsmensch und Idiot zum Staatsweisen aufgebauscht; aber in den so zusammengemogelten Geschichtslügen bleibt immer ein hinkender Teufel zurück, der schließlich mit grinsender Fratze die Lügen an den Tag bringt.

Um sich zu erheben setze man nie seine Rivalen herunter; wenn man sie erhebt, wächst man mit ihnen.

Ich will lieber unter Riesen für klein gelten, als unter Zwergen groß.

Biographien sollten nie generalisiren; dadurch werden sie zu historischen Fragmenten. Sie sollten vielmehr individualisiren, dann erst sind sie in sich abgeschlossene Werke.

Nicht den Helden des Schwertes sollte man, wie das noch üblich ist, die ersten Denkmäler setzen, sondern den Fürsten des Geistes.

Die Sammler der Geschichte sind den Säemännern zu vergleichen, ohne welchen die Schnitter nicht ernten können. Was sie säen, wird die Zukunft ernten.

Es mag zu tadeln sein, wenn fremde Geschichtschreiber unsere Geschichte übergehen, allein sie haben dieses nur sich selbst gegenüber zu verantworten. Wollen wir unsere Geschichte geschrieben haben, so müssen wir die eigene Hand an's Werk legen. Nur wer sich selber hilft, dem ist sicher geholfen.

Wir sollten uns nicht damit begnügen, daß Andere für uns gedacht, für uns gewirkt haben, und deren Werke als das Höchsterreichbare annehmen und anstaunen, sondern vielmehr uns selbst bemühen, auf dem bereits Vorhandenen weiter zu bauen. Kann dann nicht Jeder ein Baumeister sein, so ist doch auch der Mörtelträger nützlich.

Geschichte kann nicht in der gleichen Zeit geschrieben werden, in welcher sie handelt, da sie nicht offen erkannt sein will und zu Viele daran interessirt sind und ihre wahre Gestalt zu verbergen streben.

Die handelnde Zeit ist wie ein kokettes Frauenzimmer, umhangen mit allerhand Putz und Tand und ausgestattet mit allen Mitteln einer trügerischen Darstellung. Was die Kokette mit ihren falschen Haarlocken und Zähnen und Brüsten und Hüften und Waden, ihrem geschminkten Gesicht, ihrem geschminkten Nacken und ihren geschminkten Armen, gemalten Wangen und Augenbrauen ist, das ist die Zeitgeschichte in ihrer Darstellung:



geschminkt, gemalt und verhüllt unter allerlei Prunk und Flitter, welche die zahlreichen Gebrechen verbergen, lauter Falschheiten, die sich für Wahrheiten ausgeben. Noch auf dem Paradebett der Hingeschiedenen bietet sie sich in falscher Gestalt. Sie muß erst bestattet sein, endgültig bestattet, ehe man die von jeglicher Umhüllung entkleidete nackte Wahrheit erkennen kann.

Die Geschichte gleicht einem Fluß, in den aus jedem Nest jeder Spießbürger sein schmutziges Wasser und den Unrath seiner Kloaken leitet. Dort wo die Völker leben und handeln, sind deshalb des Stromes Wasser getrübt. Aber der Strom besitzt die geheimnißvolle Kraft, sich selbst zu läutern. Weitab von dem menschlichen Getriebe, wo die Dissonannzen der Selbstsucht nicht mehr die Harmonien der Wahrheit übertönen, dort fließen seine Wellen in silberner Klarheit und dort schöpft auch der Weise den herrlichen, labenden Trunk. So in der Geschichte. So lange die handelnde Mitwelt interessirt ist, werden die historischen Gewässer dunkel und trübe fließen und erst die Nachwelt kann aus dem geläuterten Strom Wahrheit und Weisheit schöpfen.

Die Welt sieht immer nur das Gemeine:
Auf den Gassen liegen keine Edelsteine.

Die Geschichte ist mit einer Orgel zu vergleichen, deren Harmonien nie ganz rein sind; aber die kleinen Dissonnanzen verschwinden vor der Gewalt der zusammenklingenden Akkorde.

Nichts dünkt uns wichtiger, als die Gegenwart; nichts seltener und größer, als was wir selbst erleben.

Die Ereignisse müssen erst in die Ferne treten, in der allein sie einen reinen Anblick gewähren.

Wer im Walde steht, sieht immer nur einzelne Bäume.

Die Geschichte ist eine fortgesetzte Entwickelung: sie thut alles nur einmal.

Jede große Erscheinung in der Geschichte bildet ein in sich abgeschlossenes Ganzes.

Es konnte nur einen Moses, nur einen Christus, nur einen Luther geben, auch nur einen Cäsar, nur einen Washington, nur einen Napoleon. Jede Nachbildung der bei diesen zu Tage tretenden Eigenheiten ward eine Lächerlichkeit.

Christus war kein Moses, Mohammet kein Christus, Heinrich VIII. kein Luther, Washington kein Cromwell, Napoleon kein Cäsar, und der dritte Napoleon war nur ein schwächlicher Gipsabdruck seines großen marmornen Onkels.

Die Geschichte kann für ihre Haupterscheinungen freilich Vorbilder, Verkünder des Gewaltigen haben, ist aber der Gipfel erreicht, so läßt sich der Bau nicht weiter führen.

Die Geschichte fordert Neues, nicht Nachbildungen.

Nicht bloß Könige machen Geschichte.

Daß durch die Schrift in der Geschichte oft das Geringe zur Wichtigkeit wird, sehen wir klar aus der Bibel, welche die unbedeutende und durchaus prosaische Darstellung des vor-mosaischen Judenthums zu einer Größe emporhebt, als ob die Welt an ihren Fäden gehangen habe. Und doch ist es nur die Chronik einer ganz untergeordneten Hirtenfamilie, eine armselige, mit plumpen Lüsternheiten roh ausgeschmückte Bauerngeschichte, von welcher die Menschheit, ohne ihre seltsamen und unbeabsichtigten Folgen, wohl nie Notiz genommen haben würde.

Alle Anfänge sind epochemachend, wenn sie sich nur günstig entwickeln können. Aus einfachen Dirnen sind schon öfters Königinnen geworden.



Die Sonne bescheint täglich Millionen Objekte, aber nur wenige derselben gelangen in den Bereich der fixirenden Kamera, um als photographische Abdrucke Permanenz zu erlangen und für die Zukunft im Bild erhalten zu bleiben.

Wer am fleißigsten bestrebt ist, vergängliche Bilder zu sammeln und zu fixiren, dem bleiben auch die meisten Bilder erhalten; die Nachwelt aber zollt nur dem Erhaltenen Beifall.

Jede Gesellschaft macht sich ihr eigenes Bett in der Geschichte.

„An deiner Geschichte wird nicht gerüttelt." —
Hab's auch nicht aus dem Aermel geschüttelt.

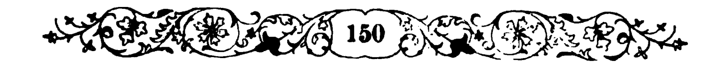
Macht selbst Etwas aus euch, ihr Deutsch-Amerikaner, so seid ihr Etwas!

Man rede mir nicht von der Bedeutungslosigkeit des deutschen Elements in der amerikanischen Geschichte!

So lange die Errungenschaften des amerikanischen Deutschthums nicht geschrieben waren, wußte man nichts von der hohen Stellung, welche dieses Element in der Kulturgeschichte der westlichen Erdhälfte einnimmt; seitdem man aber begonnen hat, ihre Geschichte zu sammeln, zeigt sich auch ihre Wichtigkeit in glänzendem Licht. Je mehr diese Sammlung fortgesetzt wird, desto höher wird auch der Name des Deutsch-Amerikanerthums in der Kulturgeschichte dieses Landes steigen.

Rege deine Schwingen, deutscher Aar,
Und dein Adlerflug wird offenbar!

Das Unbekannte kann man nicht anerkennen und preisen.



Uebergroße Blödigkeit im Fordern der gebührenden Anerkennung ist ebenso tadelnswerth, als übergroße Frechheit.

Bei der Keckheit, womit der Anglo-Amerikaner allen Ruhm und alle Errungenschaften in der Geschichte dieses Landes für sich allein in Anspruch nahm, fiel das deutsche Element in gänzliches Dunkel.

Das Deutschthum ist das Aschenbrödel der amerikanischen Geschichte; aber auch ihm wird einst ein Prinz kommen, der es heimführt als Königin über ihre eitlen, aufgeblasenen Schwestern.

Was nützet es, Geschichte schreiben,
Wenn man nicht kann bei der Wahrheit bleiben!

Vorstehenden Spruch rufe ich den Geschichtsfabulanten der Zeitungen zu, die, ach! gar zu gern etwas aus der Geschichte auftischen, die sie aber nicht kennen, und die dann ihr armseliges Gehirn sprudeln lassen von Sachen, die in der Phantasie ihrer müssigen Schädel geboren wurden.

Schweigt doch, ihr Geschichtsverhunzer!

Zeitungen sind die Ziegelstreicher, die Steinbrecher der Geschichte. Wie diese, liefern sie nur Rohmaterial, das erst dann Werth erhält, wenn es von verständigen Meistern gesichtet und in gehöriger Form zum Bau gestaltet wird.

Da aber die Zeitungen nach der Quantität arbeiten, so liefern sie Alles: neben wenigen guten Steinen eine Menge Erde, Schmutz und Unrath, wodurch sie den gewissenhaften Baumeistern ihr Werk erschweren.

Journalistische Geschichtsverübereien.

Euer Gesudel soll ich noch loben? —
Wie habt ihr nur das Zeug erfunden?
Geschichte lernt man nur in mühsamen Stunden,
Sie fällt nicht vom Himmel droben.

Am höchsten hat sich die Journalistik in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika entwickelt, weil sie hier frei, man mag sagen ungezügelt zu ihrer Größe treiben konnte. Es sind freilich keine zierlichen Zwergbäume, hübsch von der Zensur zugestutzt, vielmehr kräftige und durch die Stürme der Zeit verknorrte Eichen mit rauher Rinde. Weniger Zier als ergiebiger Holzschlag.

Schlimmer als die Geschichtspfuscher der Journale spielen die frechen Freibeuter, die Hopp'e, Zimmermann, Cronau's &c. den Geschichtsforschern mit, deren Arbeiten sie in unverschämtester Weise stehlen und, ohne Kredit zu geben, als ihre eigenen Forschungen darstellen.

Du beschwerst dich darüber, daß das litterarische Diebsgesindel deine Gedanken stiehlt? Bedenke, du bist, wie der fruchttragende Kirschbaum, niemals vor den Spatzen sicher.

Plagiatoren sind den Schmarotzern zu vergleichen, die sich von fremden Säften nähren. Sie gleichen aber wiederum den Schmarotzerpflanzen nicht: Plagiarier haben keine eigenen Blüten.

Es gibt nur eine Klasse Menschen, welche sich zur Vaterschaft fremder Kinder bekennt: — die Plagiatoren.

Das Leben aller Schmarotzerthiere ist zum Glück sehr kurz. Man macht auf die litterarischen Flöhe ebensowohl Jagd, als auf die wirklichen pulex. Wird ein solcher erwischt, so knickt man ihn.

Gleichwohl ist das Ungeziefer unvertilgbar.

In Betreff des siebenten Gebotes in der Litteratur gilt leider dieselbe Maxime, wie in Bezug auf das siebente Gebot überhaupt: Die kleinen Diebe werden gehängt, die großen — in Ehren gehalten.

Der litterarische Dieb ist unter allen Dieben ungleich der verächtlichste. Während der gewöhnliche Dieb nur Sachen stiehlt, raubt der litterarische Freibeuter geistiges Eigenthum, das man nicht verschließen kann, und bietet es im offenen Markte feil.

Plagiate, wie Lügen, haben kurze Beine: man holt sie immer ein.

Worin sind Plagiatoren den vorsichtigen Kaufleuten zu vergleichen? — Sie geben beide keinen Kredit.

„Aber," sagen die litterarischen Schnapphähne, „das Kredit geben macht bankerott!" — Ganz wahr. Wer indessen keine eigenen Mittel hat, soll nicht Kaufmann spielen wollen.

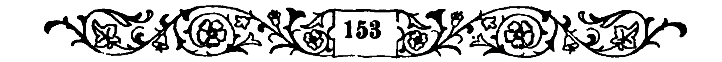
Den Herausgebern von Journalen, wie auch den Verlegern sind die Plagiaristen das, was in der Handelswelt die Wechselfälscher sind. Es ist unmöglich, sich ganz vor ihnen zu schützen.

Man muß bei Beurtheilung von Plagiaten besonders sorgfältig zu Werke gehen. Nicht Alles, was ähnlich ist, ist gestohlen.

Die Worte der Sprache sind, wie die Bäume des Waldes, noch kein fertiger Bau. Jeder mag sie nehmen und seinen Tempel daraus errichten, vorausgesetzt daß er ein Baumeister ist.

Wer aber aus dem Tempel eines Andern ganze fertige Säulen und gemeißelte Kapitäler entwendet und sie seiner elenden Hütte einfügt, ist ein Dieb.

Die Nachbildung eines fremden Tempels zeugt von keiner Meisterschaft. Werden aber die Säulen und Karnieße anders gestaltet, zierlicher geformt, wird die Struktur mit neuem Geiste belebt, so ist der Meister anzuerkennen.



Vorhandene Gedanken eigenartig bearbeiten, ist kein litterarischer Diebstahl.

Wenn aber dieselben Gedanken wiederholt werden, ohne eine neue Gestalt, einen neuen Geist zu erhalten, so ist das verdammungswürdiger Plagiarismus.

Die Originalität eines Schriftstellers äußert sich nicht in dem absoluten Vermeiden von Worten oder Gedanken, welche vielleicht ein Anderer vor ihm geäußert haben mag, sonderu in der Reinheit und Frische seiner Arbeiten und der Ursprünglichkeit ihrer Behandlung.

Man hat ein Buch veröffentlicht: „Die Quellen Shakspeare's;“ es wurde nachgewiesen, wie viele Sätze und Ideen Goethe's schon früher ein Anderer ausgesprochen habe; auch Humboldt ist vor diesen mikroskopisch bewaffneten Schnüfflern nicht bewahrt geblieben. Was haben sie aber alle bewiesen? Obwohl ein Baum köstliche Früchte tragen mag, soll er deshalb nichts gelten, weil schon früher an einem andern Baum ähnliche Aepfel oder Birnen wuchsen?

Man wird freilich nur veredelte Früchte preisen.

Amerika ist zweimal entdeckt worden. Warum sollte ein Schriftsteller einen bereits früher geäußerten Gedanken, vielleicht sogar ohne es zu wissen, nicht nochmals aussprechen dürfen? — Nur die Krittler sind dann sofort mit der Loupe bei der Hand und schreien über Plagiarismus. Wirkliche Plagiate lassen sich leicht erkennen.

Es möge ein neuer Shakspeare erstehen und noch tausendmal mehr Quellen benutzen, als dieser gethan haben soll; wenn er aus all den ihm zu Gebote stehenden Fundgruben einen ebenso herrlichen Schatz zu Tage fördert, wie der große, unerreichte Brite, so wird er sich gleichfalls und wohlverdient die Huldigung der ganzen Welt sichern.

Macht's ihm nach, ihr Krittler!



Kritikaster
Fröhnen Laster:
Rezensiren
Ohn' genieren
Was sie sehen
Und nicht verstehen.

Wer über eine Sache urtheilt, die er nicht versteht, ist wie ein Blinder, der über Farben streitet oder ein Tauber, welcher Musik kritisiren will.

Kritiker gleichen den Bedienten, welche uns den Rock bürsten. Ist der Stoff gut und dauerhaft, so putzen sie ihn nur heraus; ist er aber fadenscheinig und brüchig, so werden sie ihn bald zerfetzen.

Weit besser ists von Sachen schweigen,
Als in verstückter Rede sich verbreiten
Und durch gemeine Albernheiten
Sein Unvermögen anzuzeigen.

Nur wer sich selbst prüft, darf Andere prüfen.

Die Jugend ist leicht mit dem Tadel bei der Hand. Ein junger Schriftsteller von Talent glaubt, er könne eine Welt für sich schaffen; wenn er älter wird, findet er, daß er die Welt nehmen muß, wie sie ist.

Junge Autoren sollten sich hüten, durch allzu offene Kritik sich Feinde zu machen. Sir Horace Walpole räth ihnen, keine lebende Person anzugreifen.

Der englische Dichter Pope wandte in seiner Jugend alle nur denkbaren Kunstgriffe an, um sich die Gunst des Publikums zu sichern. Seine Schweigsamkeit den älteren Kollegen gegenüber, damit diese eine günstige Meinung von ihm äußern möchten, überstieg zuweilen die Grenzen der Würde. Er ist besonders dadurch ein Muster der Vorsicht geworden, daß er erst dann seinen beißenden Sarkasmus sprudeln ließ, als er bereits den Gipfel seines Ruhms erklommen hatte.

Goethe goß die Lauge seiner Satyre nicht früher über die kleinen Kläffer aus, die ihn anbellten, bis seine Stellung als Großmeister unter den Dichtern Deutschlands vollkommen gesichert war.

Heinrich Heine hat das denkbar schlechteste Beispiel für junge Schriftsteller gegeben, das ich kenne. Er ist einer ganzen Generation das Urbild der litterarischen Frechheit gewesen. Seine Nachahmer aber besaßen nicht Heine's Genie und blieben deshalb ohne Ausnahme litterarische Harlekins.

Es ist Klugheit, Freunde zu Rathe zu ziehen, bevor man Etwas in Druck gibt, — aber jede Person hat ihre eigenen Anschauungen und ist ebensowohl dem Irrthum ausgesetzt, als eine andere. Junge Leute urtheilen oft hastig; ältere, die schon Erfahrung genossen, erwarben zu gleicher Zeit Vorurtheile mit der Erfahrung. Das Alter hat gewöhnlich zwei Fehler an sich: Es ist streitsüchtig gegen die Thorheiten und Irrthümer der Gegenwart und blind gegen diejenigen, welche in der Zeit ihrer eigenen Jugend herrschten. An diesen nahm es selbst Theil oder bewunderte sie aus der Anschauung, und fährt nun fort, sie in der Erinnerung zu bewundern. — Am Ende muß aber doch das eigene Urtheil für jeden Schriftsteller maßgebend sein.

Selbstkritik ist die nothwendigste Tugend aller Litteraten; aber sie gehört auch zu den seltensten der Künste.

Diese Selbstkritik kann nur dadurch geübt werden, daß man das eigene Werk an den verwandten Werken der allgemeiu anerkannten Meister prüft. Man vergleiche das eigene Erzeugniß z. B. dem Geiste nach mit Shakspeare's, Goethe's, Klopstock's, Wieland's, Schiller's; der Form nach mit Platen's oder Geibel's 2c. Schriften, und wenn man sich bei ruhiger, kalter Ueberlegung sagen muß, daß der Vergleich für die neue Schöpfung ungünstig lautet, so nehme man sie nochmals vor, feile sie, streiche hinweg oder füge hinzu, feile wieder und vergleiche sie abermals. Wenn sie dann noch den jungen Autor zu dem beschönigenden Gedanken leitet: Es können nicht alle Dichter Goethen, Schiller und Platen sein, so hat das Erzeugniß keine Lebensfähigkeit, weil naturgemäß die Selbstzufriedenheit das eigene Produkt höher schätzt, als es wirklichen Werth hat.



Ein Werk mag wohl aus besonderen Gründen, die nichts mit dem innern Gehalt zu thun haben, augenblickliche Sensation erregen und dadurch Erfolg haben — was hat das zu bedeuten?! Bav's und Marull's Schriften machten ihrer Zeit auch Sensation; sie sind dennoch vergessen, während Vergil's und Horazen's Werke noch heute leben.

Werke die nicht leben können nach deinem Tode, haben auch keinen Werth, vor deinem Tode zu leben.

Eine gründliche, unbefangene Kritik ist die Aetze, welche den unächten Ueberzug des verhüllten Goldes auflöst und das reine Edelmetall zum glänzenden Anblick bringt. War es aber ein goldener Flitter auf falschem Grunde, so wird die kritische Aetze den werthlosen Schund vollends zersetzen und vernichten.

Die Selbstkritik gleicht der Feile des Mechanikers: Ohne Reibung wird aus dem Eisenklumpen kein zierliches Schloß.

Schlechte Dichter und Schriftsteller fürchten die Kritik oder verachten sie; da doch eine sachverständige Kritik der helle Sonnenschein ist, in welchem die Früchte der Kunst reifen.

Beifall ist sicherlich jedem Dichter und Künstler recht angenehm, aber es fragt sich am Ende doch, wer den Beifall zollt.

Einem jungen Künstler und Schriftsteller ist der Beifall der Menge immer gefährlich; manches vielversprechende Talent wird dadurch von allem Anfang an verdorben.

Eine vernünftige Kritik an Anfängern geübt, hebt die Tüchtigen empor und verscheucht die Halbtalente. Faule Köpfe kümmern sich darum nicht und bleiben was sie sind.



Die potenzirte Kritik ist die Satyre.

Böswillige Deutungen von Satyren kann man immer erwarten, es sei denn, man nimmt die Gegenstände dazu aus Jerusalem oder dem Land Kanaan; und selbst da werden sie noch mit Verdruß aufgenommen, wenn sie nicht aus dem alten Testament stammen.

Wenn man die shortcomings in den Nachbarhäusern mit satyrischer Lauge begießt, so fangeu die nächster Thür wohnenden modernen Baalspfaffen an zu schmunzeln, wie alte Jungfern, wenn sie sich malen lassen; befaßt man sich aber mit ihren eigenen Sünden, so brechen sie in ein Gebelfer aus, wie die zusammengelaufenen Dorfköter, wenn ein fremder Hund durch die Gasse zieht.

Wer Satyren schreibt muß sich das kaffeeschwesterliche Gezischel, sowie das deutelnde Gemurmel der sich getroffeu fühlenden hochnäsigen Ohnmacht und pharisäischen Frommthuerei eben gefallen lassen.

Die bündigste und schneidigste Form der Satyre aber ist das Epigramm.

Epigrammatiker sind die eigentlichen Kritiker unter den Dichtern. Nur ein wirklicher Kritiker kann Epigramme schreiben. Ohne kritisches Verständniß wird dem Epigramm stets der Stachel fehlen, der es kennzeichnen muß.

Aller Witz, der nicht epigrammatisch ist, ist kein Witz.

Der fein und trefflich zündende Witz
Ist wie aus heiterm Himmel der Blitz:
Doch wenn erst langweil'ge Wolken ihn künden,
So kann er nicht überraschend mehr zünden.



Der Humor ist ein angenehmes Gewürz, welches der gewandte Autor seiner dem Volk gebotenen Geisteskost beimischt. Nur darf er nicht vorwiegen. Sobald der Witz vorwiegt, wird er eine Eigenheit und verdrängt die wirkliche Nahrung. Der gesuchte Witz ist widerlicher, als der ungewürzte Gedanke.

Eine ungesalzene Suppe schmeckt fade, eine übersalzene bewirkt Uebelkeit und Erbrechen.

In dem Maße, wie der Witz in der Litteratur zunimmt, nehmen Geist und Kunst ab. Das sehen wir klar an unseren heutigen Witzblättern, die in Amerika sowohl, als die in Deutschland, England und Frankreich erscheinenden: Der wirkliche Humor schwindet vor dem gesuchten Witz.

Der englische Humorist und Geschichtschreiber Hume war einst mit Gattin und Kindern auf Besuch bei seinem witzigen Freund Lamb. Während der Unterhaltung über die Nachahmungsucht in der Litteratur äußerte Hume sein bekanntes Sprichwort: „Ein Narr macht viele!“ — „Wahr,“ entgegnete Lamb, „was haben Sie doch für eine prächtige Familie!“

Fein angebrachte Pikantereien sind prickelnder Champagner, in grober Form gebotene aber ein ekelerregendes Vomitiv.

Nur ein grober Geist empfindet bei einem vulgären Witz wohlthuenden Kitzel.

Man hat es Goethen vorgeworfen, er entwickele zuweilen Züge des Vulgären in seinen Schriften. Das ist eine falsche Auffassung. Goethe als Kritiker schrieb derb, aber niemals vulgär. Wo er eine Elephantenhaut stacheln wollte, durfte er keinen Pinsel von Kameelhaaren gebrauchen.

Ein deutsch-amerikanischer Ex-Schulmeister äußerte sich einst mir gegenüber, daß Goethe öfters sowohl wider den guten Geschmack als auch die Grammatik der deutschen Sprache gesündigt habe. „Ach!“ antwortete

ich dem aufgeblasenen Patron, „wären Sie oder irgend ein anderer von den Bekrittlern des Altmeisters nur halb so groß wie dieser, so würde jeder derselben größer sein, als alle amerikanischen Dichter nnd Schulmeister zusammengenommen.“

Das Geniale wird häufig getadelt und noch öfter gelobt, ohne verstanden zu werden.

Mancher wahrhaft göttliche Gedanke fliegt einem Dichter oder Künstler im günstigen Augenblick zu, ohne daß er ihn besonders rufen mußte; oftmals so ganz von selbst, daß sich der Meister es kaum bewußt wurde, von wannen er gekommen war. Mozart ist ein Beispiel.

Ueber die meisten der Shakspeare'schen Dichtungen läßt sich gar nicht streiten, weil wir mit dem Studium derselben nicht fertig werden. Es würde ein Methusalemsalter dazu gehören, verbunden mit Mezzofanti's Gedächtniß, um sie alle klar zu fassen.

Ich habe fünfzig Kritiken des Hamlet gelesen und es war alles unzulänglich. Warum Shakspeare den Hamlet gerade so gedichtet hat, ist ihm vielleicht selbst nicht vorher bewußt gewesen. Der Genius flog an den Meister heran und lenkte ihm die Feder.

Große Gedanken wandeln oft im Kreise umher, aber es bleibt sich doch nicht gleich, ob Goethe, Grabbe oder Lenau den „Faust“ dichteten.

„Die Masse will Massen,“ sagt Robert Schumann. — Dem Pöbel gilt es gleich, ob sie in zerfetzten, schmutzigen Kitteln erscheinen oder anders, aber der Kenner will die Masse nur in schmucken, glänzenden Uniformen schauen: sonst ist ihm der einzelne, zierlich gekleidete und geistreiche Gast doch unendlich lieber. Das gilt sowohl von der Schönlitteratur als auch von der Kunst.

Wenn du dichtest, denke, und nur wenn du denkst, dichte.



Schreibe stets so, als wenn dir ein Meister über die Schulter auf das Papier und die Schrift schaute, vor dem du dich schämen müßtest, wenn das Geschriebene nicht was Gescheites wäre.

Spiele nie mit der Feder! Wenn du etwas niederschreibst, mußt du damit was sagen wollen, das dir selbst und Andern Freude machen soll.

Hofiere dem Volksgeschmack niemals. Das thun alle Zeitungsklecker. Deshalb sind die meisten Zeitungsartikel auch nur Wischi - Waschi, um den haut gout des Pöbels zu kitzeln.

Die mit Worten ausgedrückten Gedanken sind Waaren im Weltmarkt des Geistes. Die Worte selbst sind nur das Geld, womit der Werth deines Genies bezeichnet wird.

Am meisten zirkuliren Pfennigmünzen in der Welt für die Geistesarmen; du aber spende goldene Adler zur Freude der Geistesfürsten.

Ein elegantes, subtiles Gewebe wird immer höher geschätzt, als der gemeine hänfene Zwillich.

Jede Schöpfung eines Dichters oder Künstlers ist das Produkt der Begeisterung, welche seinen Genius befruchtete.

Bei den allzusehr gekünstelten beschreibenden Gedichten * * 's rufe ich mit Cicero aus: „Hier ist genug zu bewundern, aber was bleibt uns zu loben?"

Da zimmern sie Tempel für kleines Gelichter,
Verachten die großen Propheten!
Rühmen Hoppsa, Knarre und Nieswurz als Dichter: — —
Ich glaube an Schillern und Goethen.



Die Blume fragt nicht erst, werden mich die Menschen wegen meiner schönen Form und herrlichen Farbenpracht bewundern, meines süßen Duftes wegen sich über mich freuen? Sie blüht uud duftet aus innerem Naturtriebe. So auch der wahre Dichter und Künstler: er dichtet und bildet, weil ihn der Genius dazu treibt. Nur die Stümper berechnen im Voraus, wie sie wohl am besten das Lob der Menge ergattern können.

Nicht das Wissen kann genügen,
Wollt' man es in sich verschließen;
Können gilt nichts: — man muß pflügen,
Soll die Frucht im Acker sprießen.

„Wenn Etwas im Geschmack der Zeit geschrieben wird, bedarf es keiner Rechtfertigung," sagt Friedrich Jacobi: aber bildet das Geschriebene nicht den Geschmack der Zeit? Ich setze dafür: Das was geschrieben wird, bedarf der Rechtfertigung, weil es den Geschmack der Zeit bildet, entweder veredelnd oder verwildernd.

Einstimmung des Publikums ist kein Beweis, daß Etwas auch wirklich gut oder schön sei. Die Geschichte lehrt uns, daß alles wahrhaft Große anfänglich auf mächtigen Widerspruch stieß, und erst anerkannt wurde, nachdem der Zeitgeschmack genügend herangebildet war, die ächten Schönheiten zu fassen.

Einem jungen Anfänger auf dem Felde der Schriftstellerei ist zu empfehlen, nicht leichtfertig in den Modeton, der eben der herrschende ist, mit einzustimmen, noch auch die allzusehr ausgefahrenen Wege des Alltäglichen zu betreten.

Vorwärts in der Welt kommt man am leichtesten, wenn man das Gedränge der anstürmenden Menge meidet und geräuschlos, aber mit festem, entschlossenem Schritt den allgemeinen Knäuel umgeht. Der Weg mag länger sein, dafür aber wird man auch nicht an den Rockschößen neidisch zurückgehalten und es werden einem keine Steine in den Pfad geworfen, darüber zu stolpern. Auf der bekannten Gasse will eben jeder wandeln und alles katzbalgt sich um den Vortritt. Man kann von Glück sagen, wenn man dort nicht unter die Füße getreten wird.

Man sieht es dem Gedicht nicht an, ob es mit einem Gänsekiel oder einer Goldfeder geschrieben wurde, aber der Geist des Dichters kommt darin stets zu Gesicht.

Lese keine Bücher um dir die Langeweile zu vertreiben, auch nicht um der leichten Lust willen, immer lese um zu lernen.

Sammle die Worte der Weisen: Mit ihnen häufst du echte Goldmünzen in die Schatzkammer deines Geistes auf; verschmähe jedoch die blinkenden Schaumünzen der Thoren, die stets falsch und ohne Werth sind.

Schreibe täglich nur einen geistreichen Gedanken nieder, dann hast du am Ende des Jahres ein interessantes Büchlein vollendet.

Das Hervorbringen des absolut Neuen ist noch keine Originalität, wenn das Dargestellte nicht ein Ideal, eine Erhabenheit offenbart. Einen Strich Land mit Bäumen oder Blumen bepflanzen, kann jeder Bauer, aber diesen Baumgruppen oder Blumenbeeten die künstlerische Gestalt zu verleihen, daß sie von allen mit Vergnügen geschaut werden, kennzeichnet das Genie. Nur ein Genie ist originell.

Dem Historiker ist vor allem eine thätige Skepsis zu empfehlen. Zu wenig Glauben hält ihn ab, falsche Nachrichten für wahre zu nehmen, während ein leichtgläubiger Darsteller nur allzuhäufig auf falscher Fährte geräth, auf welcher man ihn sicher einmal ertappt, und dann ist seine ganze Arbeit vergebens gewesen. Die beiden Geschichtswerke Schiller's sind ein lebendiges Beispiel.

Mancher glaubt im Ideenland zu wohnen
Und schwabbelt auf dem Meer in wilden Zonen.

Im Roman den du schreibst ist immer der eigentliche Held kein Anderer, als du selbst. Du schreibst die Handlung, wie du sie selber gespielt haben würdest.

Das Studium der Meisterwerke älterer Dichter aus den verschiedenen Epochen, nicht das bloße Lesen, sondern das Zergliedern derselben, verbunden mit dem damals herrschenden Zeitgeschmack nach Formen und Inhalt, wird einen angehenden jungen Poeten am schnellsten von Eigendünkel und Eitelkeit kuriren.

Wähle, junger Dichter, zu deiner Lektüre nur das Vollendete: Dieses reizt dich empor, während das Unvollkommene Nachlässigkeit erzeugt. Für die deutsche Dichtkunst ist „Wolff's poetischer Hausschatz des deutschen Volkes" (Oltrogge's Erneuerung) unter allen das empfehlenswertheste und dankbarste Handbuch.

Angehende Dichter und Künstler sollten den geselligen Verkehr mit solchen suchen, die mehr wissen, als sie. Nur von Größeren kann man lernen.

Die Weisheit gelangt erst im Alter des Menschen zur größten Vollkommenheit, wie der Apfel am Baum, der erst im Herbst zur vollen, üppigen Reife gedeiht.

Stets schmiege sich die Jugend an das Alter, um Weisheit zu lernen; und das Alter an die Jugend, um frisch zu bleiben.

Zum höchsten Glanz der gedankentiefen Vollendung gedeihen zumeist die Schriften erst im Alter; während die der Jugend häufig mehr ungezügelte, frisch sprudelnde Kraft äußern.

Weise einen jungen Anfänger, der deinen Rath sucht, nicht ab: vielleicht wird einmal ein Meister daraus.

Gute Gedichte zu lesen versäume nie; aber prüfe ihren Werth durch Vergleich mit ähnlichen oder verwandten Produktionen der Meister.

Einem begabten Menschen, der für das eine oder andere Fach der Schriftstellerei Talent hat, möchte ich rathen, nicht zu viel Zeit mit dem

bloßen Lesen zu verbringen. Lesen ist immer nöthig, weil es Anregung gibt und Gedanken erweckt. Aber nur lesen — da fließt alles Wasser über das Rad, ohne die Mühlsteine zu drehen. Man muß sich vornehmen, was immer Einem beim Lesen einfällt, gleich auf das Papier zu bringen, ohne jedoch das Gelesene abzuschreiben. Dadurch sammeln sich die Gedanken und werden nach und nach zum werthvollen Material, das man später nur zu verarbeiten braucht, um ein schönes Werk fertig zu stellen.

An eine Regel sei Alles gebunden:
Nütze mit Vorsicht und Lust die Zeit.
Und was du erfindest, das sei empfunden,
Doch niemals sei mit dir selbst im Streit.

Man muß sich für seinen Gegenstand begeistern. Ohne Enthusiasmus wird nichts Rechtes zuwege gebracht.

Lust und Begeisterung, Fleiß und Ausdauer werden alsdann den Dichter, den Künstler immer mehr heben und zur Größe fördern.

Immer liesest du Andrer Gedanken,
Halte dich in die eigenen Schranken;
Für diese doch mußt du dich warm begeistern,
Und hast du Verstand, so wirst du sie meistern.

Das Ideal strebt nicht nach Gelderwerb. Wer die „milchgebende Kuh" immer im Auge hat, dem ist auch die Studierstube ein Kuhstall, in welchem sich Mist ansammelt.

Einem schlechten Geist ist alles Gute langweilig.

Menschen die jedes Gedicht, jeden Vortrag, jedes Schauspiel, jedes Tonwerk ihrer Länge wegen tadeln, haben faule Köpfe.



Robert Schumann spricht von der „himmlischen Länge" der 7. Symphonie Franz Schubert's; den faulen Köpfen gegenüber, die sich an Gassenhauer und elendem Geschreibsel ergötzen, möchte ich ihr Vergnügen eine „höllische Kürze" betiteln: Lieber ein ganzes Jahr in einem Schubert- oder Goethe'schen Himmel, als eine Minute in der Hölle eines elenden Skribenten oder Gassenhauer's zu sein.

Man verachte aber deshalb die kleinen Sprößlinge der Musen nicht. Wenn alle erste Geige spielen wollten, wo bliebe da das Orchester?

Aber auch das Kleine sei wohlbedacht und wohlgestaltet.

Das schöne Gesicht eines Musenkindes wird ebensowohl Bewunderung finden, wie eine menschliche Schönheit. Buckelige Dichtungen sind nur dann Aesope, wenn sie, wie dieser, von satyrischer Laune und Witz sprudeln.

Ueber die Schriften vieler unserer neueren Dichter und Litteraten, die ein schlechter Geschmack zu Berühmtheiten aufgeschrieen hat, möchte man ausrufen: Wehe der Kunst, das Gemeine hat gesiegt!

Niedrige Sudeleien, besonders wenn sie mit hochklingenden Namen auftreten, vermeide ich mit peinlicher Sorgfalt. Ich rühre sie nicht an, wie schmutzige Gefäße, an denen der Teufel seine Henckel befestigte und die mit Asafoetida gefüllt sind.

Manch Büchlein kauf ich mit Vergnügen,
Doch prahlt der Titel, laß ich's liegen.

Wie mancher unbefangene Leser wird mit diesen Mistgruben der Litteratur beschmutzt. Umgekehrt wie Tischbein's Esel, welcher Annanas für Disteln fraß, verzehren sie Disteln und glauben Annanas zu speisen.

Sie kauften in gutem Glauben
Und erhielten saure Trauben.

Wenn du ein Gedicht oder einen Roman lesen willst, immer achte auf die schöne Form. Klingt gleich alles wie gehackt, zerstückelt und geflickt, so sparst du nur Zeit, wenn du es nicht zu Ende liest.

Gefällt dir der Anfang nicht, so versuche einen Abschnitt, eine Strophe in der Mitte und einen dritten Satz gegen den Schluß. Bleiben sich diese Proben gleich, so wirst du wohl kaum einen andern Ton zu hören bekommen.

Ein formloses poetisches Erzeugniß ist wie ein mißrathenes Gebilde der Natur, eine Ungestalt.

Form ist Wohlklang, Wohlklang Form.

Am Wohlklang erkennt man erst das Gedicht: dieser Wohlklang muß aber frisch und ungezwungen erscheinen.

Zwang in den Versen und erzwungene Reime erfreuen das Herz des Lesers nie. In einem wohlgeformten Gedicht muß jeder Gedanke, jedes Wort so erscheinen, als ob sie sich ohne Befehl von selbst hingestellt hätten. Das wird dem Dichter zwar Mühe kosten, aber auch Freude bringen: wie man ja an dem mühsam Erworbenen immer das größte Wohlgefallen hat.

An Heinrich Heine's Gedichten glaubt mancher Nachlässigkeiten des Dichters zu beobachten, da sich die Verse oft in ungezwungener Natürlichkeit, gleichsam im Negligee zeigen. Man denke aber ja nicht, daß diese Gestaltungen dem Heine so leicht hingeflossen seien, als ob sie ihm gar keinen Schweiß gekostet hätten. Kein Dichter hat mit größerer Mühe gearbeitet, als Heinrich Heine; und sein Fleiß ist auch durch einen sonst unerhörten Beifall belohnt worden.

Schade daß Heine seine Musenkinder mit Fleiß allzuoft im Nachtröckchen auftreten läßt, so daß man fast überall die zerknitterten Falten und derangirten Schöße beobachten kann.

Diese Uebertreibung hat denn auch dem Dichter viel von seinem dauernden Ruhm geraubt, den ihm sein reiches Genie sonst ungetheilt geerntet haben würde.

Ein gutes Werk muß man öfters lesen. Das Beste wird selten beim ersten Blick verstanden. Die Meister wollen studirt sein. Manches, das anfänglich nicht gefiel, lernt man erst im hohen Alter schätzen.

Oft begreift nur der Genius den Genius ganz.

Goethe ist der größte Meister der Prosa wie der gebundenen Rede, aber er ist immer Dichter. Selbst seine Farbenlehre und Pflanzenmetamorphose sind gewissermaßen Dichtungen.

Ich Goethe tadeln? — Sage mir, wo Goethe nicht groß ist, und ich werde dir sagen, wo alle Uebrigen — Stümper sind!

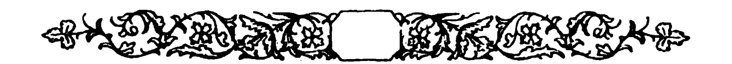
„Möge das Studium der griechischen und römischen Litteratur immerfort die Basis der höheren Bildung bleiben." (Goethe.)

Möge die deutsche Litteratur so hoch, rein und edel emporwachsen, daß das Studium der griechischen und römischen Litteratur als Basis der höheren Bildung überflüssig wird!

Beispiele regen zu Thaten an. Wir sollten deshalb die deutsche Litteratur (auch in Amerika) soviel möglich pflegen, versteht sich, nur die gute.

Richte deinen Blick nach innen:
Eigne Thaten nur gewinnen!







Buch IV.

Gedanken über Kunst und Aesthetik.

Schöne Worte der Kunst sind immer zuverlässig Siegel und Pfand schöner Natur.

Wieland: „Die Ideale.“





Gedanken über Kunst und Aesthetik.

Dichter und Künstler gleichen den Weinen:
Wir preisen die edlen nur, nicht die gemeinen.

Tonkunst ist die Schwester der Poesie.

Musik ist die Kunst des Gemüths. Bei allen gemüthstiefen Völkern wird deshalb auch die Musik mit besonderer Vorliebe gepflegt.

Pythagoras ließ, wenn er sich zur Ruhe begeben wollte, ein wohlgestimmtes Saiteninstrument berühren, um seinen Sinnen, gefüllt mit lieblichen Klängen, das Gefühl der Göttlichkeit, der ewigen Harmonie zu verleihen.

Aeskulapius wandte die Harmonie der Töne zur Heilung des Irrsinns und des zerrütteten Gemüths an.

Man bezeichnet zutreffend Johann Sebastian Bach als den Mathemathiker in der Musik: Daher der Beifall der Kenner und die Apathie der Volkes seinen großen Schöpfungen gegenüber.

Mozart hat Werke geschaffen, an denen die Schulmeister Fehler entdeckten; aber das Volk jubelte den Kompositionen des großen Meisters seinen Beifall zu; denn sie sind, trotz der vorgeblichen Mängel, wundervoll ideale Schöpfungen eines Genius.



Wer die mathematische Genauigkeit in den Werken der Kunst nachmißt und nachrechnet, wird nie die wahre Kunst bewundern.

Ich rede nicht der Nachlässigkeit in der Kunst das Wort, aber das formvollendetste Werk ist kein Kunstgebilde, wenn ihm das Ideal abgeht.

Kunst will nicht mit Maß und Zirkel gemessen, noch mit Zahlen berechnet sein; sie muß empfunden werden.

Will die Kunst meistern,
So muß sie begeistern.

Alles was gelernt werden kann, ist Handwerk oder Fach. Deshalb sind auch so viele Menschen, die sich für Künstler (Bildhauer, Maler, Dichter, Komponisten 2c.) ausgeben, nur Facharbeiter. Ihre Werke sind geschickt, aber kunstlos.

Alle Künste entwickelten sich aus der Natur und dem Leben. Es ist anzunehmen, daß Erzählungen der Göttersagen und Heldenthaten im Krieg die Poesie veranlaßten. Anfänglich wurden diese Sagen von kundigen Personen mündlich mitgetheilt. Um sie dem Gedächtniß der Erzähler besser einzuprägen, brachte man sie zuerst in aphoristische, dann in metrische Formen, zuletzt in Versen. Diese wurden mit Pathos vorgetragen, welcher in Gesang überging. Die fesselndsten Szenen anschaulicher zu machen, traten Bewegung und Mimik hinzu und das Schauspiel entstand.

Die einfache Darstellung, verbunden mit Deklamation und Gesang, genügte später nicht mehr, und man erfand dann die Musik, um die Worte der Sprache zu begleiten; der graziöse Tanz aber ging aus der Mimik hervor.

Alle diese Produktionen der primitiven Künste waren jedoch vergänglich. Worte und Musik verhallten, die Gestalten und Formen der Darsteller und Tänzer verschwanden, die Bilder der Schaubühne nahmen ein Ende.



Mühsam nur vererbten Spieler, Deklamatoren, Musiker und Tänzer ihre Künste auf jüngere Kräfte, die entweder hinzuthaten oder wegließen, wie es die Talente und individuellen Auffassungen der Epigonen bedingten.

In Erinnerung und Sage blieben die Meister indessen lebendig. Man wünschte ihre Worte, ihre Melodien, ihre Darstellungen und ihre Gestalten bildlich für die Zukunft zu erhalten und auf die Nachwelt zu vererben. Der menschliche Geist ist erfinderisch. Für die Fortpflanzung der Worte und der melodischen Klänge erfand man einen Dolmetscher, die Schrift; für die Erhaltung der Gestalten die plastische Kunst, und für die Bewahrung der Gruppen und Handlungen im Bilde, wo die Plastik nicht ausreichte, die Malerei.

Zugleich mit und neben diesen Künsten entwickelte sich die Baukunst. Den Sängern und Deklamatoren erbaute man Hallen, den Darstellern Schaubühnen und den Bildnissen der Götter und Helden Tempel. Mehr und mehr wuchsen alle diese Künste empor. Sie wachsen und wandeln noch jetzt mit dem Geist und Geschmack des Menschengeschlechts.

Vorstehende Reihenfolge in der Entwickelung der Künste wird durch die Mythologie der Griechen bestätigt. Von den neun Musen widmet die hellenische Göttersage sieben den Künsten und zwei den Wissenschaften. Die beiden letzteren sind Urania, die Muse der Sternenkunde, und Klio, die Muse der Geschichte. Den Künsten der Poesie, des Gesanges, der Musik sind vier Musen geweiht: Euterpe, Kaliope, Erato und Polyhymnia; dem Schauspiel, bezw. der Tragödie zwei: Thalia und Melpomene; und eine der Tanzkunst: Terpsichore.

Es ist bemerkenswerth, daß die Griechen den Künsten der Bildhauerei, Malerei und Architektur keinen Rang unter den Musen eingeräumt haben, was unzweifelhaft bekundet, daß diese Künste die zuletztentstandenen sein müssen, als ihre mythologische Sagengeschichte bereits vollendet war.

Bildhauer, Maler, Baumeister leben fort in ihren Werken. Dichter und Komponisten singen und musiziren auch nach ihrem Tode noch: Sänger, Deklamatoren, Schauspieler und Musiker sind dann ihre Dolmetscher, durch die sie zu der Nachwelt reden.



Bei einem guten Gemälde ersetzt das Auge die übrigen Sinne, bei einer guten Musik das Ohr. Gleichwohl ist das Gehör entbehrlicher als das Gesicht. Beethoven, der in seinen letzten Jahren taub war, hörte die Musik mit den Augen.

Klang und Mimik sind nur für den Augenblick: Tonkünstler und Schauspieler vergehen mit ihrem letzten Klang und ihrer letzten Geste. Nur die Erinnerung hält ihre Namen wach; die Nachwelt urtheilt über sie vom bloßen Hörensagen.

Das Theater ist nicht nur ein Reflex, sondern auch die Dolmetscherin und das anregende Vorbild des Lebens. Wohl ihm, wenn es uns nur edle Bilder vorführt, welche zur Tugend leiten.

Auf den jeweiligen Schaubühnen eines Landes reflektirt sich der Karakter und die Kultur des Volkes und der Zeit.

Die Bühne des Schauspielhauses ist ein Spiegel, womit der Mensch sich in's eigene Herz sehen kann.

Nur ein moralisch verdorbenes Volk geht in's Theater, um Sensationsstücke und schlüpfrige, zweideutige Dramen zu sehen.

Der Tanz ist die Kunst der beweglichen Plastik.

Ein graziöser Tänzer ist eine lebendige Statue.

Es liegt mehr Poesie in der Kunst einer Tänzerin, als in derjenigen einer Koloratursängerin; diese tanzt mit ihrer Kehle, jene singt mit ihren Beinen.

Künstelei ist keine Kunst.





Ich kann nichts Frivoles im schönen, graziösen Tanz erblicken. Taglioni und Fanny Elßler waren keusche Göttinnen neben manchen frommthuenden Frauen, die nie ein Theater oder einen Tanzsaal gesehen haben.

Die meisten Kritiker beurtheilen eine Tragödie als den höchsten dramatischen Geistesausdruck, der einzig dem Epos an die Seite gestellt werden könne. Ich halte es für weit schwieriger, ein gutes Lustspiel zu dichten, als ein gutes Trauerspiel. Nicht nur, daß ein gleich hervorragendes Genie dazu gehört, sondern ein Lustspiel erfordert außerdem noch eine Vereinigung von vielen andern ungewöhnlichen Qualifikationen — Kenntniß der Welt, des Gesellschafts- und Volkslebens, Witz, Verstand, Urwüchsigkeit ꝛc., lauter Geistesfähigkeiten, welche noch den zu einem Trauerspiel nöthigen Eigenschaften eines Dichters hinzugefügt werden müssen.

Theodor Körner hat im Alter von zwanzig Jahren einige kleinere Lustspiele geschrieben, aber ihnen fehlt, bei aller drolligen Handlung (z. B. im „Nachtwächter,“ „Vetter aus Bremen,“ „Der grüne Domino“) das feine dramatische Verständniß, welches Lessings „Minna von Barnhelm“ noch jetzt zum vorzüglichsten Lustspiel der deutschen Bühne stempelt. An Witz mangelt es Körner nicht, der sprudelt oft schon in jugendlichen Jahren. Auch dramatisch ist er. Aber seine Karaktere sind nicht echt und seine Handlungen sind possenhaft.

Goethe's Lustspiele sind zu schwerfällig; Kotzebue's zu frivol; die der neueren deutschen Lustspieldichter entweder allzu grotesk aufgebaut oder sie drehen sich um lokale Eigenheiten, die für die Allgemeinheit unverstanden vorübergehen. Der Meister des Lustspiels ist und bleibt immer noch Shakspeare, der wohl in seinen Trauerspielen, z. B. von Calderon im „Standhaften Prinzen,„ „Richter von Zalamea“ ꝛc. oder von Schiller im „Wallenstein,“ „Tell“ und „Maria Stuart,“ nie aber im Lustspiel erreicht worden ist.

Alles Possenhafte in einem Lustspiel ist verächtlich.



In einem feinen Lustspiel muß sich das Komische aus der Handlung von selber gestalten. Wenn gleich von vornherein auf die lustige Verwickelung hingetrieben wird, so ist das Stück eine Mache, eine Posse, aber kein Lustspiel. Die komische Wendung muß aus dem Ernst unwillkürlich herauswachsen, das Lachen sich aus der Thräne gleichsam entwickeln, dann erst ist die Täuschung, welche die wahre Komik herbeiführt, vollkommen.

Das echte Lustspiel ist eine Tragödie, die sich in wohlgefälliger Heiterkeit löst.

Possen haben nur dann einen dichterischen Werth, wenn sie herrschende Unsitten karrikiren. Aber selbst da dürfen sie mit ihrer Satyre nicht das Anstandsgefühl und den gesunden Sinn verletzen.

Die Dramendichter lassen sich in zwei Klassen eintheilen: in solche, die nach dauerndem Ruhm streben, und in solche, die für den herrschenden Volksgeschmack schreiben. Der letzteren Klasse sind die meisten unserer heutigen Schauspieldichter zuzuzählen, die fast alle zur Ebene ihres Publikums herabsteigen.

Es ist wahr, daß selbst das höhere Drama etwas von seiner Unsterblichkeit einbüßen muß, um dem Verständniß der Zeit und den Launen der Gegenwart sich anzubequemen. Geschieht das aber in zu großem Maße, so wird das erhabenste Trauerspiel zur Posse. Es verliert seine durchsichtige Feinheit, seinen hellen Glanz.

Dies ist in noch viel höherem Maße beim Lustspiel der Fall. Die große Mehrzahl unserer gegenwärtigen Komödien bieten uns, statt feines Porzellan, grobes Töpfergeschirr, um einen Volksmarkt zu erlangen. So nöthig es auch ist, daß die Komödie, wie ihre derbere Schwester, die Satyre, dem Zeitgeist angepaßt wird, weil sonst die Illusionen verschwinden und die Ziele des Spottes aufhören zu existiren, so sehr sollte doch auch hier Maß gehalten werden. Pfeile, welche gegen allgemeine, aus der menschlichen



Natur hervorgehende Thorheiten gerichtet sind, bleiben ewig spitz; während jene, die auf zeitweilig herrschende Launen und Absurditäten abgeschossen werden, sehr bald als zerbrochene Waffen in die Rumpelkammer der Vergessenheit geworfen werden.

Ein Drama mit lauter scharf markirten, handelnden Karakteren ist unerträglich. Es ist wie ein Wald von lauter gleich hohen Palmen, ohne Unterholz, wie ein historisches Gemälde, auf dem alle Figuren gleichmäßig im Vordergrund stehen.

Die Welt spielt nie im Karakter, sondern die meisten Menschen suchen ihre wahren Eigenschaften unter dem Gewand der herrschenden Sitte oder Sittenlosigkeit zu verbergen.

Mancher Schauspieler darf sich Extravaganzen in seiner Darstellung von Karakteren erlauben; das Auditorium wird diese Uebertreibungen geduldig ertragen, wenn der Künstler mit unwiderstehlichem Humor oder mit dem nöthigen Quantum von Keckheit beanlagt ist, welche die Hörer zum Vergessen der richtigen Grenze hinreißen. Sie sind aber dann nur von einer angenehmen Ueberraschung ergriffen, die bei ruhigem Nachdenken gern in Widerwillen umschlägt. Solche Darsteller können sich eine geraume Zeit in der Gunst des Publikums halten, aber auf die Dauer gelingt ihnen das kaum, wenn sie nicht immer wieder neue Extravaganzen erfinnen, die doch schließlich in ungemäßigtem Nonsens auszuarten pflegen.

Unter meinen Bekanntschaften lieferte der Baß-Buffo, Hermann Goldsticker, ein lebendiges Beispiel für obige Behauptung. Goldsticker brillirte geradezu in seiner Wiedergabe der Rolle des Bürgermeisters in Lortzing's Oper, „Der Zar und der Zimmermann," wo er mit seiner kecken Ueberschreitung der Grenze der reinen Komik die Zuhörer thatsächlich mit sich fortriß. In der Rolle des Kellermeisters Hans, in Lortzing's „Undine," gelang ihm die Uebertreibung nur in geringem Maße und als Bakulus im „Wildschütz" brach er unter der Last des gesuchten Witzes zusammen, obwohl er die Partie mit wirklicher Begeisterung spielte und sang. Seitdem wollte auch sein Bürgermeister nicht mehr zur früheren Geltung kommen.



Eklektisiren
Heißt von Quenz und Quanz
Dich lassen inspiriren,
Doch du bleibst Hans,
Wie andre Hänse vor dir waren
Seit vielen, vielen Jahren.

Wir reden in der Welt von einer romantischen oder klassischen Dichterschule; von einer niederländischen, italienischen, deutschen Malerschule; von einer kantischen, hegelischen, schopenhauerschen Philosophenschule, und mehr derartiger Schulen auf den Gebieten der Künste und Wissenschaften. Wie absurd! Kunst und Wissenschaft hören auf, es zu sein, wenn sie sich in besondere Fesseln schmieden lassen. Schulen erzeugen nur Nachahmer. Der wahre Künstler aber wirkt aus dem Innern; die wahre Wissenschaft aber strebt nach dem Ungedachten und Unverkündeten.

Ich glaube, daß Goethe sich irrt, indem er die Künste zu den Wissenschaften rechnet, und nur die Poesie davon ausnimmt. Kunst wie Poesie ist intuitiv und kann nicht gelehrt, wohl aber geleitet und korrigirt werden, während die Wissenschaften deduktiv sind und sich durch Denken und Vergleichen erwerben lassen.

Vom Genius wird des Zunftzopfs Bann
Und Schulstaub streng gemieden:
Die wahre Kunst ist frei! man kann
Sie nicht in Fesseln schmieden.

Die Kunst muß ein Kind der Zeit sein, aber kein Sklave der Mode.

Die Mode ist eine feile Dienstmagd, die ihrer Herrin zu gefallen strebt. Sie fragt nicht danach, ob ihre Dienste der Tugend oder dem Laster gelten.

Die Mode liebt oft das Bizarre, Schauerliche, sogar das Unlautere, das Schmutzige, Laster und Verbrechen. Die wahre Kunst aber ist der Tu-



gend wie dem Schönen geweiht. Sie sucht nicht das Häßliche, Abschreckende, das Gemeine und Brutale darzustellen, sondern das Ideale, die wahre Schönheit und die schöne Wahrheit.

Ein Engel des Himmels soll die Kunst sein, keine Fratze der Hölle.

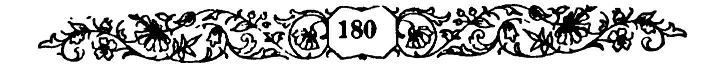
Junge Künstler und Dichter beginnen gern mit dem Starkkräftigen, dem Schauder Erregenden, Massiven, weil sie die feineren Züge des Mildgroßen, des Stillerhabenen noch nicht zu schauen und zu fassen vermögen, Eigenschaften, die erst dem geübteren geistigen Auge des Alters sichtbar werden. Man denke nur an Shakspeare's „Andronikus," Goethe's „Götz" und Schiller's „Räuber" und wird dieses bestätigt finden.

Das Klingen und Indieaugenfallen zeigt nicht die Tiefe der Kunst. die Kunst muß aus dem stillen, unsichtbaren Born der Seele quellen, mild und lebendig.

Die Wissenschaften bauen den Tempel der Weisheit auf den vorhandenen Fundamenten stets höher hinauf, wobei wohl zuweilen das eine oder andere falsch angelegte Stück niedergerissen werden muß; allein der Tempel wächst deshalb doch unaufhörlich immer mehr und mehr. Anders verhält es sich mit den Künsten. Hier baut jeder Meister für sich und nur die Pfuscher kleben ihre Nester, wie die Dorfschwalben, an fremde Giebel.

Ohne Fleiß kein Genie! Die sogenannten verkommenen Genies — meistens solche, die wohl Talente haben, aber nicht die Kraft und Ausdauer, es zur wirklichen Größe zu bringen — wollen in meinem Katalog einmal nicht aufkommen.

Jedes Ideal muß die Natur zum Boden, das Reale zur Wurzel haben, seine Krone aber, aus dem Laubwerk des wahrhaft Schönen geformt, im Lichte des klaren Verstandes ausbreiten.



Jeder Narr kann billig einen Pinsel bezahlen,
Doch wird ihm der Pinsel kein Kunstwerk malen.

Große Künstler bleiben immer in der Lehre.

Wohnt Kunstsinn dir inne und kluger Verstand,
So laß nicht an Fleiß es und Strebsamkeit fehlen:
Ausdauer und Lernbegier führen die Hand,
Sie weisen dir, wo du den Kunstweg mußt wählen.

Ueber Kunstwerke läßt sich streiten, über die Kunst nicht.

Die Kunst ist ein Engel des Himmels, welcher den Menschen das göttliche Geheimniß von der Inkarnation des Schönen und Erhabenen verkündigt.

Das Göttliche in der Kunst läßt sich nicht mit Worten darstellen; die Seele muß es fühlen. Wo die wahre Kunst redet, schweigt die Sprache der Lippen.

Oftmals ist das Ballet, die Pantomime beredter als das Drama.

Wenn ich in einer Rezension, mag es sich um ein Gemälde, ein plastisches Werk, ein Konzert, eine Theatervorstellung oder eine Dichtung handeln, wenn ich darin mit „Wenns" und „Abers" und Ergüssen wie „mit Ausnahme" 2c. oder „abgesehen von" 2c. umher schwadronieren sehe, dann offenbart sich mir sogleich die Unwissenheit oder Verständnißlosigkeit des Rezensenten, der mit Dummheitssteckenpferd Parade reitet.

Eine gehässige Kritik von einem sonst Berufenen geübt, gleicht dem Bumerang der Indier, dessen Pfeile stets den sie absendenden Schützen treffen und tödten.



Man denke nur an die seiner Zeit gegen Mozart geschleuderten Wuthergüsse der Italiener und die bissigen Auslassungen der Anti-Wagnerianer à la Hanslick, Laube ꝛc. gegen den Meister des Musikdramas nach der ersten Aufführung des „Rheingold." Die Kritiker haben sich in beiden Fällen selbst um ihren Ruf als Sachverständige gebracht, während die Meister in ihren Werken nicht nur fortleben, sondern von der Nachwelt geradezu vergöttert werden.

Diogenes nannte einen schlechten Sänger Hahn. Wie so, fragte der Sänger? — Ei, erwiederte der Weise, wenn der Hahn zu krähen anfängt, stehen alle Leute auf.

Die Philosophie übt ihren Einfluß auf alle Künste, aber sie schafft keinen Künstler und produzirt kein Kunstwerk. Ebenso üben die Künste auf die Wissenschaften einen gewissen Einfluß aus, aber sie lösen keine Probleme in der Physik, noch auch regen sie zu metaphysischen Spekulationen an.

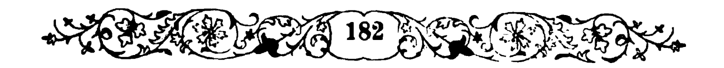
Ernst ist die Wissenschaft, heiter die Kunst.

Wer kann sich z. B. Schopenhauer mit seinem alleserdrückenden Pessimismus als Künstler vorstellen? Würde nicht jedes Gemälde von ihm eine Fratze, eine Karrikatur, jedes Tonwerk eine grelle Dissonanz geworden sein?

Pessimistische Zustände aber sollten in der Kunst nie dargestellt werden. Krankhafte Bilder regen zu krankhaften Empfindungen an und wirken niederdrückend auf den Geist des Schauenden. Nur das Gesunde erfrischt.

Der Einfluß der Kunst und besonders der Musik äußert sich auf die geistige und physische Entwickelung der Völker in weit höherem Maße, als man bisher angenommen hat.

Sentimentalität in der Kunst ist ein Zeichen der Schlaffheit des Volkskarakters.



Alle Nationen, deren Volksgesänge sich in weichen, mollartigen Akkorden ergehen, verloren ihre nationale Selbstständigkeit. Man sehe nur die Polen, die Serben, die Irländer, die Schotten rc.

Kraftvoll hingegen äußert sich die Kunst in einem lebensfrischen Volke.

Die Vollendung des Herrmanndenkmals im Teutoburger Wald und des Domes zu Köln haben sicherlich ihren Einfluß auf die deutsche Nation geübt, ihre Krieger zum Siegesmuth entflammt, der sie unter den Klängen der „Wacht am Rhein" triumphirend über Frankreichs Schlachtfelder geführt hat. Und rief nicht vor hundert Jahren die „Marseillaise" bei den Franzosen eine ähnliche Begeisterung wach?

Es ist das die Erklärung der Fabel von der Leyer des Orpheus, welche mit ihren Klängen Bestien bezähmte.

Die Kunst darf nicht klagen, sie muß jubeln!

Aufwärts, aufwärts! höher strebe!
Laß nicht Geist und Hand ermatten!
Wenn sich dann die Töne gatten,
Ruft der Geist erfreut: Ich lebe!

Kunst und Utilität sind immer bittere Gegner gewesen und werden es ewig bleiben. Sobald die Kunst nach Brod geht, hört sie auf Kunst zu sein. Das Streben nach dem Mammon schließt den Sinn für das Schöne, für die Kunst aus. Dem Habsüchtigen ist nichts schön, als Geld und Geldeswerth. Der Künstler befriedigt seine Lust am Schaffen des Schönen; der Alltagsmensch schafft nur, um seine Erwerbslust zu befriedigen.

Der Schönheitssinn erweckt hochherzige Empfindungen; der Nützlichkeitssinn stumpft alle erhabenen Gefühle ab. Ein Liebhaber des Schönen pflanzt sich einen Blumengarten, der sein Auge erfreut, während der Utili-

tätsmensch sich lieber mit der Schweinezucht abgibt, die ihm Gewinn für seine Geldtasche verspricht.

Das Gefühl für das Schöne würde verstärkter der Menschheit innewohnen, als es der Fall ist, wenn der Sinn für das Utile nicht allzusehr vorherrschte. Gelderwerb und der ewige, zur Mode gewordene Trieb nach absoluten Nutzzwecken bei allen Dingen, sind die größten Feinde des Schönheitssinnes.

Wenn das Schöne kostenfrei zu erlangen wäre, oder wenn die für den Gelderwerb oft über das Vernunftmaß ausgedehnte Zeit nicht das Genießen des unentgeldlich gebotenen Schönen verhinderte, so würde sicherlich ein erhöhtes Schönheitsgefühl die Welt beleben.

Mancher Töffel, der aus Gier nach dem Mammon sich allen Genuß des Schönen versagt, gönnt auch Andern diesen Genuß nicht.

Das Schöne ist solchen Leuten an und für sich nicht schön, das Gute nicht gut, wenn sich nicht auch zugleich ein Gelderwerb damit verbindet.

Warum ungebildete Menschen die höhere Bildung hassen? — Weil sie bei gebildeten Leuten ihre Rohheiten nicht für Witze ausgeben können.

Dünkel wird immer vom Wissen verdrängt. Dünkel ist ein Ballast des Geistes; sobald sich gute Fracht einstellt, wird der Ballast ausgeräumt.

Und hast du Geist, so laß ihn sehn,
Sonst muß ich meine Wege gehn.

Ueber nichts wird leichtfertiger abgeurtheilt, als über Poesie und Musik, diese Schwesterkünste des Gemüths; und gerade bei diesen beiden Künsten ist eine Kritik am allerschwierigsten.

Zur Beurtheilung eines Kunstwerks oder einer Kunstleistung genügt es nicht, daß man ein allgemeines Schönheitsgefühl besitzt, sondern man muß auch in die Details der Kunst selbst eingeweiht sein.

Loben oder tadeln ist nicht kritisiren. Der Kritiker muß seinen Gegenstand analysiren.

Kunst und Kritik stehen in jedem Lande, bei jedem Volke auf der gleichen Stufe. Wo es eine unverständige Kritik gibt, dort gibt es auch nur schwache, unvollkommene Kunstleistungen.

Wie die Kritikaster, so die Kritik;
Wie die Musikanten, so die Musik.

Amerika ist ein Beispiel hierfür.

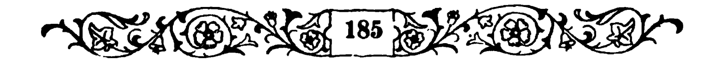
Die amerikanische Kunst ist freilich noch ein Wickelkind, aber Völker, wie Mütter, freuen sich ihrer Erstlinge.

Die einzige Kunst, die es in Amerika auf die Höhe der Zeit gebracht hat, ist die Musik.

Ueber uns're Maler, was soll ich sagen? —
Sie haben schon recht viel Schönes gemeistert;
Doch müssen sie noch etwas höher aufragen,
Bevor sich die Welt über sie begeistert.

Rhetorik, Poesie und Musik blühten in Amerika verhältnißmäßig rasch empor; sind sie doch ihrer Natur zufolge der Allgemeinheit besser zugänglich, als ihre Schwesterkünste.

Malerei und Bildhauerei hingegen gediehen hier nur in geringem Maße, weil Diejenigen, welche sie unterstützten, sie auch für sich allein besitzen wollten.



Die unverständigen Kunstmäcena's hängen Angeln mit Speckschwarten aus, um damit Adler zu fangen; sie fangen aber nur Fledermäuse.

Die wahre Kunst geht nie nach Brod, stirbt aber häufig wegen Mangel der Unterhaltungsmittel.

Die Kunst ist keine Heuchlerin,
Die Kunst ist keine Schmeichlerin:
Mit Heucheldunst und Schmeichelgunst
Umgibt sich nur die Pseudokunst.

Der Künstler muß sich in der Menge fühlen, aber sich nicht von der Menge absorbiren lassen.

Dem Pöbel schmeichelt kein wahrer Künstler.

Die amerikanischen portraitirenden Pseudokünstler, welche lange mit der Verständnißlosigkeit ihr ehrloses Wesen getrieben haben, wußten dem Protzenthum die Meinung beizubringen, daß man alle Falten und dunkeln Töne aus einem Gemälde fernhalten müsse, um ein vollkommenes Portrait zu erhalten. Daher die vielen gemalten Teichgesichter, welche man in den Wohnungen der sogenannten haut - ton antrifft.

Pinseln ist kein Malen.

Künstler mit schönen Worten
Findest du leicht aller Orten:
Aber von künstlerisch hohen Werken
Kannst du bei ihnen nichts merken.

Die wahre Kunst will der Welt gehören, sie läßt sich nicht einkaufen und absperren. Wo das geschieht krankt und verkümmert sie, wie eine gefangene Nachtigall.



Ein Philosoph nannte die Baukunst „erstarrte Musik," Goethe gab ihr den Namen „verstummte Tonkunst." Wir dürften in Bezug auf die bisherige amerikanische Architektur wohl annehmen, daß sie ein „versteinertes Bärengebrumm und Ochsengebrüll" ist. *)

Vorstehenden Satz schrieb ich im Jahr 1876. Seit ich die Weltausstellung in Chicago (1893) gesehen habe, modifizire ich diesen bittern Ausspruch: — Eine neue Aera bricht über Amerika herein. Büffel und Bären verschwinden und die Grazien des Geschmacks halten fröhlichen Einzug in Kolumbia's beglücktes Land. Ich sehe prophetisch die Zukunft der neuen Welt strahlen im Glanz des alten Hellas. Schon brach die Morgenröthe herein und der Tag der Glorie beginnt. Möge der Wahlspruch dieses Landes lauten: Hier ist die Stätte der Freiheit, hier, Genius, laß das Licht deiner Kunst leuchten!

Drei Jahre später. — Auch die Kunst hat ja ihre Ebben und Fluten. Welcher Abstand, welcher Rückschritt von der „Weißen Stadt" zum neuen Bibliothek-Gebäude in Washington! Ja, das Gebäude selbst offenbart noch das Echo der majestätischen Bauten in Chicago; aber die Auszierung desselben mit Malereien — — heiliger Apelles! Klexereien: Farben eigelb und grasgrün, darunter violette Fleischfarben. Welche Menschenraçe ist violafarbig? Ich wende meine Blicke hinweg von der Geschmacklosigkeit, die man hier Kunst nennen will!

Unbezweifelt war der leider zu früh verstorbene Bildhauer Franz X. Dengler der bisher begabteste Künstler Amerika's. Seine wundervollen Arbeiten befinden sich im Kunstmuseum zu Boston. Er besaß einen hochpoetischen Genius, der vornehmlich in seinen beiden Schöpfungen, „Dornröschen" und „Imelda und Azzo" zur schönsten Entfaltung kam. Schon als er noch ein Knabe war, fällte ein Kunstkritiker über ihn den Ausspruch: „Wenn man sämmtliche Bildhauer Amerika's zu einem Einzigen verschmelzen könnte, so würden sie diesen Knaben nicht aufwiegen."

*) Bulls and Bears nennt man in Amerika die Parteien des Börsenkampfes, statt hausse und baisse.

Sein Lehrer, Professor Wagmüller in München, selbst einer der größten Techniker unter den deutschen Bildhauern, gestand Dengler die bedeutendste Technik zu, die ihm je bei einem Schüler vorgekommen sei.

Das nachfolgende Sonett des amerikanischen Malers, T. C. Webber in Cincinnati, gibt dem Genius des begabten jungen Künstlers gebührenden Ausdruck:

F. X. DENGLER.

A boy's work! — No longer may the term,
From lips of mediocrity, grown old
In self-conceit, chill the unfolding germ
Of human thought. Of all the names enrolled
On fame's escutcheon, note, how many draw
Their brightest lustre from the deeds of youth!
We all, per-force, must follow nature's law,
(Youth wildly clasps Age to find the form of truth)
And rarely both extremes one mind engage;
Still, Dengler, in thy gifted mind we see
The youthful fire and wisdom of the sage,
And learn from purer spirits, such as thee,
How all in art remains forever young,
In poems painted, sculptured, played, or sung.

Lautlose Sprache redet die bildende Kunst: doch hauchet
Wonne ihr schweigend Gedicht, Jubel ihr stummer Paean.

Der amerikanische Bildhauer Hiram Powers hat formenschöne Werke geschaffen, aber Kunstgebilde sind es nicht. Seine Plastik ist klar wie Eis und rein wie Schnee, aber auch kalt wie Eis und Schnee.

Es befinden sich in der Domkirche zu Cincinnati zwei Engel aus karrarischem Marmor, von Powers gemacht. Als Erzbischof Purcell sie bei dem Künstler bestellte, der zur Zeit in Florenz in Italien lebte, und dieser den Prälaten fragte, wie er sie zu haben wünsche, antwortete ihm der Bischof:



„Nehmt die zwei schönsten Frauen von Florenz mit Flügeln daran.“ Dem Wunsche des Bischofs hat der Künstler voll entsprochen: Die beiden Bildwerke sind schöne Frauen, aber keine Engel.

In keines Künstlers Werken ist das Streben nach dem göttlichen Ideal so merklich ausgeprägt, als in den Schöpfungen von Hiram Powers, aber auch bei keinem Meister tritt der Fehlschlag dieses Strebens so klar zu Tage, wie bei diesem. Ihm leuchtete die Oriflamme des Ideals beständig vor Augen, aber in demselben Maße, in welchem er sich bemühte, ihr nahezukommen, wich sie immer wieder vor ihm zurück.

Deutlich ist dieses Ringen und Niederbrechen des Künstlers vor dem Genius in seiner Statue der Eva ausgeprägt, welche sich im Kunstmuseum zu Cincinnati befindet. Der emporgehobene Blick der Mutter aller Menschen kann nie und nimmer die paradiesische Unschuld darstellen, wie sie der Künstler beabsichtigte. Stellung und Ausdruck (nicht zu reden von den allzuüppigen Formen und der übernatürlichen Schlankheit des Körpers und Halses) künden vielmehr die gefallene Sünderin an, statt der Reinheit vor dem Fall. Alles ist theathralisch dargestellt. Dieses Weib hat vom Baum der Erkenntniß genossen, das zeigt der feierliche Ernst des Gesichtes, — die Unschuld hingegen ist heiter.

Moses Ezechiel's Christuskopf, schön und edel geformt, zeichnet sich besonders durch den orientalischen Typus des Christ aus. Ihn fanden alle Juden schön, und befreundeten sich dadurch wohl zum ersten Mal mit dem ihnen sonst verhaßten Nazarener.

Der intensive Realismus in der Kunst ist keine Kunst, sondern nur Nachahmung der Wirklichkeit, wobei die Natur dem Künstler stets überlegen bleibt.

Nach dem Maßstab der Vertreter des Realismus wäre ein geschickter Photograph der größte Künstler.



Kunst und Ideal sind identisch und lassen sich nicht getrennt denken.

Es ist fast unglaublich, wie wenig Verständniß die Masse von der wahren Kunst besitzt.

Der wahre Künstler sucht die Natur; er nimmt sie aber nicht kalt in sich auf, sondern unterzieht sie einer reflektirenden Prüfung. Mit der Progression des Selbstbewußtseins wird sie sich ihm immer mehr idealisiren und so zur Kunst werden.

Die unmittelbare Empfindung des Schönen nennen wir Geschmack.

Wenn Schulen Merkmale des Schönen aufstellen, so bezwecken sie nur, daß gewisse Richtungen gefördert werden, aber sie wecken damit nicht den Geschmack, den lebendigen Sinn zur Beurtheilung des wahrhaft Schönen. Das Schöne ist ursprünglich und rein und will ohne besondere Merkmale erkannt und empfunden werden. Man kann das Schöne in der Kunst dem geistigen Auge zeigen, aber man kann es nicht beweisen. Das Gefühl für das Schöne muß aus dem Schönen selbst geschöpft werden.

Das Empfindungsvermögen des Menschen ist ebenso mannigfaltig, wie alles in der Natur verschieden ist. Ich hatte einen ideal angelegten Freund, bei dem das Auge vollständig verschieden wirkte, wie das Ohr. An Gemälden, Skulpturen, Stichen ꝛc. bewunderte er immer das Zarte, Sinnige, Feinfühlige mit so vollkommener Würdigung des Ideals, daß ich oft darüber staunte. Eine Madonna von Rafael oder Murillo begeisterte ihn; ein zartes, aufs vollkommenste durchgeführtes Miniaturbild von Meyer von Bremen oder Knaus oder Koek-Koek, oder eine weiche Landschaft von Claudius-Genlée konte ihn entzücken, während er für die markigen Werke von Michael Angelo, Kaulbach oder Lessing, oder einer Calame'schen Landschaft absolut keinen Sinn hatte.

In Bezug auf Musik oder Poesie aber war er vollständig ein anderer Geist. Da mochten ihn nur rauschende Weisen oder gewaltig packende poetische Ergüsse fesseln. In Beethovens neunter Symphonie z. B. konnte er bei dem wundervollen Adagio einschlafen, während der Schlußchor ihn ge-



radezu zur Begeisterung entflammte. Richard Wagner war sein Lieblingskomponist, aber während des großen, entzückend schönen Duetts zwischen Lohengrin und Elsa verließ er das Theater, um wiederzukehren, sobald die Trompeten und Posaunen mit dem Finale begannen. Trotzdem hatte er ein feines, wohlgeübtes Ohr und war musikalisch gut gebildet. Die Ouverture zum „Tannhäuser" liebte er sehr, das Vorspiel des „Lohengrin" aber war ihm zuwider. Ebenso ging es ihm mit der Poesie. Bürger's „Leonore" und „Der wilde Jäger," sowie Goethe's „Erlkönig" schätzte er über Alles. Shakspeare's „König Lear" war sein Leibdrama, zunächst „Macbeth;" den „Hamlet" konnte er nicht ausstehen. Er dichtete selber, und die wenigen Gedichte, die von ihm erhalten sind, gehen alle auf das Ziel des Wuchtigen hinaus. Sein Lieblingsdichter war Heinrich Heine.

Wer kann diesen Zwiespalt des Geschmacks in einem Menschen erklären?

Nur durch sorgfältiges Studium, verbunden mit lebendiger Freude und Bewunderung kann man zum Verständniß der schönen Künste gelangen.

Liebe zur Kunst weckt, wie jede Liebe, die Aufmerksamkeit und den Erkenntnißbegriff. Nur der Genius entdeckt in den Meisterwerken der Kunst, wie der Verliebte in den Zügen der Geliebten, die seltenen Reize, welche erst durch die, dem Bewunderer eingeflößten Empfindungen sichtbar werden.

Um in den Geist der Kunst des Alterthums, vornehmlich der Griechen, eindringen zu können, muß man sich sozusagen zum Griechen machen, muß ihren Kultus der Schönheit, wie er beim griechischen Volk gepflegt wurde, und der sich häufig bis zur Vergötterung steigerte, voll Andacht mitleben und mitfeiern.

In der idealen Kunst ist alles symbolisch. Der dichterische Geist des Meisters offenbart sich durch tausend verschiedene Zeichen, die der Unbeweglichkeit dasjenige Leben eines Augenblicks verleihen, wie es die Natur der Seele des Menschen in rastloser Thätigkeit ewig wechselvoll aufprägt.



Wenn es einem Künstler gelingt, die Natur in ihren Geheimnissen darzustellen, so weckt er in uns ein Gefühl, als ob wir das Leben in seiner ganzen, vollen Wahrheit und Schönheit schauten.

Das Ideale in der Kunst ist das Empfinden der verklärten Natur, deren Urbild in der Phantasie und nicht in der Außenwelt lebt.

Die Deutschen sind auch bezüglich des Verständnisses der Kunst die erste Nation der Welt geworden, wie sie es überhaupt in Bezug auf alle Wissenschaften längst waren. Jeden einzelnen Gedanken Ruskins z. B. kann man mit Leichtigkeit auf Winckelmann, Lessing und Herder zurückführen, die das ganze Wesen der Kunst bis auf die genauesten Einzelnheiten zergliedert haben.

Ein geistreicher Franzose meinte vor hundert Jahren, die Deutschen hätten im Allgemeinen ein besseres Verständniß von der Kunst, als die Praxis der Ausübung derselben. Sie schöpften zu rasch Ideen aus kaum empfangenen Eindrücken. Das sei ein großer Nachtheil, besonders für die Künste, in denen die Empfindung vorwiege. Die Kunstschöpfungen dieser Art würden früher analysirt, als empfunden, und nachher predige man vergebens, daß, um die Kunst ungetrübt zu erhalten, man die Analyse fallen lassen müsse, aber man habe vom Baum der Erkenntniß gekostet, und die Unbefangenheit des Talents sei verloren gegangen.

Der Irrthum des Franzosen ist indessen längst aufgeklärt und auf die Grenze der Leichtfertigkeit im Behaupten, eine Bahn, welche die damals für das kunstsinnigste Volk Europa's gehaltene französische Nation so gern betrat, zurückgeführt worden.

Es ist leicht erklärlich, daß die gründlich geübte Kritik der Deutschen den Dilettantismus, der überall so gern wuchert, abschreckt, auch wohl die wirklichen Künstler ängstlich machte und so die Massenthätigkeit auf den verschiedenen Feldern der Kunst eine zeitlang einschränkte. Gerade diese Periode durchlebte der französische Kritiker und daher sein Urtheil. Aber



schon zu seiner Zeit, um die Wende des achtzehnten in das neunzehnte Jahrhundert zeigte sich die Grundlosigkeit seiner Behauptung.

Er redet von den Künsten, in denen die Empfindung hauptsächlich wirke. Unter diesen Künsten nimmt gewiß Musik die erste Stelle ein. Nun rechne man das Jahr 1803, die Zeit in welcher er schrieb, und was für ein Bild stellt sich uns dar? Die Namen Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, selbst Namen wie Dittersdorf, Weigl ꝛc. dürfen hinzugezogen werden, waren gewiß damals schon in aller Welt Munde und sind es heute noch. Daß sie noch lebendig sind, verdanken sie der in Deutschland geübten strengen Kritik. Und nun suche man ihre Rivalen bei anderen Völkern aus der beregten Periode auf und stelle sie daneben: die Salieri's, Martini's, Paer's und Rhighini's ꝛc., selbst die etwas später reif gewordenen Italiener: Bellini, Spontini, Rossini ꝛc., und die Franzosen: Mehul, Boieldieu, Auber, Herold ꝛc., wo stehen diese neben den genannten deutschen Meistern?

Aehnlich mit der Dichtkunst. Man nenne die Dichter der Franzosen, Engländer, Italiener ꝛc., die im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts neben Namen wie Wieland, Herder, Goethe, Klopstock, Schiller, Jean Paul überhaupt als ebenbürtig gestellt werden können! Selbst die Stollberge, Voß, Schlegel, Tieck, Hardenberg ꝛc., überragen diese nicht um Kopfeslänge alle damaligen Dichter der genannten Völker?

Auch in den plastischen und malerischen Künsten läßt sich dieser Vergleich festhalten. Da ist Canova unter den Italienern und wer sonst noch? Nun ziehe man mit diesen in Vergleich Thorwaldsen, Schadow, Rietschel, Rauch, Carstens, Mengs und viele Andere: wo ist da von einer schädlichen Beeinflussung durch die Kritik etwas zu bemerken? Nichts! Die Kritik, die gründliche Analyse der wahren Kunst ist es, was dem Dilettantismus den Abschied gab und den wirklichen Künstlern das Thor des erhabenen Tempels der Schönheit öffnete.

Und weshalb überragen die Deutschen in der Neuzeit auch in der Kunst alle übrigen Nationen? Die Antwort ist leicht gegeben: Sie betreiben die Kunst, wie die Wissenschaft nicht zum Zweck des momentanen Erweckens



der Lust, des Vergnügens, sondern sie bauen mehr auf die Dauer. Die ideale Schönheit zu erstreben und zu erreichen, das ist das Prinzip, nach welchem sie ihre Meisterwerke schaffen. Daß es ihnen dabei oft recht sauer wurde und noch wird, ist weltbekannt. Aber während ihre romanischen Rivalen goldene Schätze für flüchtige Trivialitäten einheimsten, ward den Deutschen der unvergängliche Ruhm zu Theil, Kunstwerke für die Ewigkeit geschaffen zu haben.

Wer sich der Kunst nicht ganz und auf Lebensdauer vermählt, bleibt stets ein Dilettant.

Den Stümpern sind nur Leinwand und Farben wichtig.

Bei schlechten Gemälden ziehe ich es vor, statt der Vorderseite die Rückseite der Leinwand zu sehen.

Geist ist der Vater der Weisheit, Phantasie die Mutter der Kunst. — Sie sind die gemeinsamen Stammeltern alles dessen, was gut und schön ist.

Wird die Phantasie nicht durch den Geist belebt, so bleibt der Schooß des Wissens und der Kunst unfruchtbar.

Bei Philosophen wiegt der Geist, der Gedanke vor, bei Dichtern und Künstlern die Phantasie.

Schöne Eltern haben gewöhnlich schöne Kinder. Geist erzeugt Geist.

Aber nicht alle Kinder des Geistes und der Phantasie sind schön: oft kommen auch Krüppel und Mißgestalten zur Welt.

Mancher Kunstliebhaber durchreist die Welt, um das Urbild der wahren Schönheit zu suchen. Wem das Ideal der Schönheit nicht in der Seele lebt und es so im Innern mit sich führt, der wird die wahre Schönheit nirgends finden.

Künstler, hast du dich getrieben
Mit Ideen,
Und dein Geist ist stehn geblieben,
Wollt' nicht gehn:
Fühlst du selbst, daß nicht getroffen
Du die Spur,
Dann steht dir der Weg schon offen,
Kunstnatur.

Die objektive Schönheit bedingt zur vollen Erkenntniß auch das würdige Subjekt, von dem es aufgefaßt wird.

Das Schöne ist nicht immer an sich allein schön; nur in die ihr gehörige Sphäre gebracht, tritt der vollkommene Effekt des wahrhaft Schönen klar und bestimmt hervor.

Jedes Schöne ist einem Gesetz der Natur unterworfen: Es muß in die richtige Erscheinung treten.

Man bringe ein noch so vortreffliches Genrebild, z. B. ein Makart'sches Gemälde, in eine Kirche, und es wird ein abstoßendes Gefühl erwecken. Eine ähnlich repulsive Wirkung würde eine Kreuzigung oder selbst eine Madonna in einem Tanzsaal hervorrufen.

Die Rose erscheint nur schön in der Umgebung ihres grünen Blätterschmuckes.

Der Künstler muß seinen Gegenstand in dem Sinn auffassen, in welchem er wirken soll. Ein Portrait Washington's im modernen Anzug, mit kurzgeschnittenem, ungepudertem Haarputz, würde kaum erkannt werden, wenn auch die Gesichtzüge mit der peinlichsten Genauigkeit wiedergegeben wären.



Die Natur wirkt immer die größten Wunder der Harmonie. Wie angenehm und dem Gesichtsinn wohlthuend erscheinen doch die Farben des Regenbogens in ihrer Zusammensetzung: dunkelroth (braun), hellroth, orangegelb, hellgelb, grün, blau, violett. Nun gruppire man sie anders, z. B. violett, gelb, braun, grün, roth, blau, orange: welch ein widerliches Gefühl bereiten sie dann unserem Auge, selbst wenn die Grenzen noch so sanft ineinander verschmolzen würden.

Beim Schaffen seiner Werke muß der Künstler dieses Naturprinzip stets im Auge haben.

Das Häßliche sollte in der Kunst nie dargestellt werden, weil es den guten Geschmack verdirbt. Nur mit Abscheu vermochte ich die unästhetischen Marterbilder anzusehen, welche ehemals eine Kirche Cincinnati's verunzierten. Das Schicklichkeitsgefühl der Gemeinde empörte sich indessen dagegen, und sie wurden wieder entfernt. Dies ist ein Beweis, daß auch im Volk ein natürlicher Zug für das Schöne lebt, verbunden mit einem instinktiven Begriff, welcher nur der Pflege bedarf, um zur allgemeineren Erkenntniß der wahren Kunst zu führen.

Landschaftsgemälde sind nur dann bedeutungsvoll, wenn sie von einem wirklich großen Künstler geschaffen wurden. Ich ziehe ein interessantes Portrait einer gemalten Landschaft vor.

Eine Landschaft ist vielleicht eine vorzügliche, immer aber eine gesuchte Eintheilung von Wald, Wiese und Wasser, zuweilen mit eingestreuten Gebäulichkeiten und nachläßig gemalten Menschen- und Thierfiguren ausgeschmückt. Das Gemälde ist ein vollendetes Kunstwerk, aber — wir gehen weiter und es läßt nicht eine Spur von nachhaltiger Wirkung in unserer Erinnerung zurück.

Der Effekt eines historischen Gemäldes ist bedeutender. Es ist eine erhabene Illusion. Dennoch fällt es zumeist hinter der Idee zurück. Es ist mangelhaft in den Zufälligkeiten der Geschichte, stets falsch in der Wiedergabe der Kostüme, zumeist fehlerhaft in den Portraits und geradezu phan-



tastisch in Stellung und Gruppirung der Figuren, die der Maler unmöglich nach der Wirklichkeit wiedergeben kann, weil ihm dann die Poesie fehlen würde. Nennt es Fabelgemälde, so habe ich nichts einzuwenden.

Ein historisches Gemälde verhält sich zur Wirklichkeit, wie das Märchen zur Geschichte. Wir lieben die Märchen, diese lieblichen Kinder der Phantasie, aber Belehrung ziehen wir nur aus der Geschichte.

Das Portrait (freilich nur ein von einem wahrhaften Künstler gemaltes) ist die Wahrheit selber. Es ruft uns so manche mitwirkenden Ideen ins Gedächtniß, daß wir uns jedesmal erquicken an dem Anblick desselben. Wir sehen den Freund, den Staatsmann, den Gelehrten, den Helden, die Freundin, die Künstlerin in Person vor unseren Augen, und alles was wir Gutes, Schönes, Erhabenes von ihnen wissen, wird uns aufs Neue wieder lebendig.

Gleichwohl bewundere ich die Kunst, in welcher Gestalt sie sich auch bieten mag. Ich erquicke mich an einer schönen Landschaft, ergötze mich an einem lieblichen oder neckischen Genrebilde und lasse mich von einem packenden historischen Gemälde gern zur Begeisterung hinreißen.

Wenn ich aber bewundern soll, will ich einen ganzen Künstler vor mir haben.

Wo die Kunst nur Spiel
Wird sie niemals viel;
Nur im ernsten Streben
Kann sie wachsend leben.

Lerne von der Natur, die nichts beginnt, was sie nicht auch vollendet.

Hast du auf der Spindel begonnen
Das Garn zu einem Gewand,
So rühre fleißig die Hand,
Bis du alles fein-sauber gesponnen:
Das fertige Werk wird allein begehrt,
Das Unfertige, Freund, hat keinen Werth.



Der erste Schritt von Nichts zu Etwas ist der größte und schwerste.

Ist nur der Anfang wohlgethan,
Schließt sich die Folge leichter an.

Eine Kritik der sogenannten Cäzilien-Musik.

(Makame.)

Da greifen sie mit der neu-antiken sogenannten Cäzilienmusik wieder zum alten Zopf zurück und zu den abgethanen Perrücken. Die Kirche, Pflegerin der Künste, rief auch die Musik in ihre Dienste und fragte nicht lange, ob die Schönheit zu schauen im Bild einer hübschen Frauen auch profan sei? Rafael in seiner heiligen Cäzilie malte sie schön wie eine Lilie, daran sich die Engel aus den himmlischen Auen, wie auch St. Paul und St. Johann erbauen; und der Statthalter Gottes auf Erden freut sich der Kunst im schönen Bilde, und denkt nicht, es könne gefährlich werden, daß auch eine Weltfrau unter dem Schilde des frommen Glaubens neben ihm auf der grünen Gottesau demüthiglich erscheine. Warum soll denn das Heitere, das jugendlich Reine der Musik eines Meister Haydn plötzlich so sündhaft geworden sein, daß diese Reformatoren mit Schrei'n nach ihren einseitigen Ohren sie wollen verdammen zu den Höllenflammen und aus der Kirche scheiden? Wohl mit der frivolen Bänkelsänger-Musik der Welschen und ihren Kapriolen, mit den Gassenhauern der Wenninger's und ähnlicher Bauern, *) sowie dem für einen Leyerkasten zu schlechten und mir in der Seele verhaßten Gedudel Lambillotti's, und verwandtes Gesudel, da mögen sie nicht säumen, mit vollem Eifer aufzuräumen; nur sollen sie die Gläubigen nicht mit Gewalt aus dem welschen Tanzsaal auf Knall und Fall in eine Strafanstalt führen, wo sie mit dem Wasser und trockenem Brod der Witt's und Singenberger's sich zur Noth begnügen müssen. Ein bischen Zuckerbrod und Lecker-

---

*) Heinrich Farmer, ein Amerikaner, der vielgesungene Messen komponirt hat, dem leichten Genre angehörig.



bissen von Beethoven, Mozart und Cherubini kann zum Glück die Andacht der Frommen, die zur Kirche kommen, so wenig stören, als die Musik von Lassus und Palestrini. Gott aber redet zu den Menschen in der Natur und nicht zu Engeln, und da sollte jede Spur der Freude begleitet sein von großen Mängeln? Seid ihr so grimme Ikonoklasten geworden, daß ihr nicht ruhen und rasten könnt, bis von der schönen, frohen Natur, die wir so freudig erkannt, auch die letzte Spur wird aus der Kirche verbannt? Das was ihr uns anpreis't ist nicht antik, es ist wahrlich nur eine zopfige Romantik, ohne Geist und Musik. Gott gab dem Menschen die Freude am Schönen, drum sollt ihr ihm nicht das Schöne verpönen.

Biet' magre Kost bei deinen Festen,
So bleibt die Tafel leer von Gästen.

Geschmack ist Geschmack! Aber Brod und Wasser, obwohl die nöthigste Nahrung für Alle, würden doch wohl kaum Gäste in den Speisesaal locken, wenn der Gastgeber nicht auch Braten und Wein daneben böte. Gebt der Gemeinde doch etwas von dem guten edlen Wein der Meister, statt der armseligen Jause, welche die Neu-Antiker für guten Wein anbieten! Brr!——

Albrecht Dürer, Bach, Dante — Michael Angelo, Shakspeare, Beethoven — Rafael, Calderon, Mozart — das sind die drei Riesengruppen der neueren Kunst, die nach Karakter und Genie zusammen gehören.

Es gibt freilich mehr Engel im Himmel, aber dies sind die Erzengel darunter.

Um die Heerführer der himmlischen Schaaren alle zu bezeichnen, nenne ich noch Homer, Schiller und Goethe hinzu: dann aber ist der oberste Himmel voll.

Die Kunst muß von der Strebsamkeit begleitet sein, wenn sie Erfolg haben will.



Der Jugend gehört die Kunst, die Philosophie dem Alter.

Kunstwerke in der Jugend geschaffen zeigen mehr Kraft, die des Alters mehr Feinheit, Vollendung.

„Produktivität gehört der Jugend," sagte Goethe. Eine geistige Produktivität hat auch wohl noch im Alter Bestand. Sie ist jedoch dann mehr eine Entwickelung, Vervollkommnung der unmittelbar inherenten Kraft.

Wird eine solche Produktivität erst im Alter beobachtet, so ist sie eben in der Jugend nicht zum Austrag gekommen.

Erfolgreiche Autodidakten sind selten. Kommen sie aber zum vollen Durchbruch, so werden oft die größten Meister daraus.

Die großen Genies sind in ihrer Art sämmtlich Autodidakten — sie stiegen über das was sie in Schulen gelernt hatten und lernen konnten weit hinaus; sonst wären sie keine Genies und keine Meister geworden.

Ihre Werke sind dann von einem eigenartigen Nimbus umgeben, welcher sich in der Unbefangenheit von den Fesseln der Schule äußert.

Der wilde Waldmeister und die wilde Walderdbeere haben ein feineres Aroma, als ihre künstlich gezüchteten Verwandten.

Was der Augenblick geboren,
Geht im Augenblick verloren:
Nur was langem Mühn und Ringen,
Schwerem Kampfe kann gelingen,
Wird zur fernen Nachwelt dringen.

Im voll entwickelten Alter schätzt man erst die mächtige Eiche.



Vieles, das die Jugend zu erfragen sich bemüht, kann erst das Alter beantworten.

Kannst du auf die Antwort warten, junger Künstler, ohne in der Zeit müssig zu sein, so wird sie dir aus dem Innern klingen.

Wenn der Kenner zum Künstler sagt, dein Werk ist vortrefflich, und dieser in sich fühlt, ich kann es noch besser machen, dann erst steckt ein Künstler in ihm.

Erkenntniß der eigenen Mängel ist der erste Schritt auf dem Pfad der wahren Kunst.

Wir Alle waren Dilettanten
Anfänglich in der Kunst.
Da gab es rauhe, harte Kanten
Und rings um uns war Dunst.
Wir aber fingen an zu schleifen,
Der dichte Nebel schwand,
Die wahre Kunst fing an zu reifen: —
Fort war der Dilettant!

Dem Dichter lebt die Zeit, dem Maler und Bildhauer der Raum.

Beim Dichter liegt die Kunst in der gesteigerten Entwickelung seines Gegenstandes. Ist der Gipfel erreicht, so genügt ein Satz, vielleicht ein einziges Wort zur Vollendung des Bildes. Die Phantasie des Lesers muß es dann in sich erfassen und deuten. Jede hinzugefügte Erklärung würde das Bild wieder verwischen.

Alles erklären, heißt Nichts erklären.

Da wo der Dichter aufhört, tritt die Kunst des Malers und Bildhauers erst in Thätigkeit.



Dem bildenden Künstler ist keine Zeit gegeben, er kann nur einen Augenblick erfassen und ihn darstellen.

In dieser Darstellung muß er sein ganzes Ideal, seine ganze schöpferische Kraft versenken und sich zu derjenigen Stimmung begeistern, welcher er Ausdruck geben will.

Aber auch hier muß er Maß zu halten wissen. Geräth er in eine Uebertreibung, dann wird sein Werk zur Karrikatur.

Ist der erfaßte Moment jedoch ein alltäglicher, so mangelt die Kunst.

Kunstsinn weckt, wie die warme Lenzsonne den Blumen ihren Farbenschmuck, dem Künstler die Keime der Ideen.

Die Kunst aber wird nur durch die Einbildungskraft genährt und zur vollen Produktionsfähigkeit großgezogen.

Geschmack veredelt die Einbildungskraft zur Kunst; ohne Geschmack schafft die Einbildungskraft nur Fratzen und Karrikaturen.

Ich erschrecke oft und ärgere mich, wenn ich sehe, wie Menschen ohne allen Geschmack sich an die Kunst wagen, sie ausüben oder beurtheilen wollen.

Man muß sich zuweilen zufrieden geben, wenn Andere sich über etwas freuen, worüber man sich selbst nur ärgern kann.

Bei mancher Halbkunst drücke ich ein Auge zu, weil ich die Menschen nicht irre machen will.

Das Manierirte in der Kunst ist einem konvenienten Gesellschaftston zu vergleichen, wenn wohlerzogene, zum Theil auch geistreiche Menschen sich in elegant eingeübten Artigkeitsformeln leicht zu unterhalten wissen. Aber



diese Künste gelangen nie aus dem subjektiven Dunstkreis der Mode in die reine, objektive Atmosphäre des Ideals.

Schönthuerei ist keine erhabene Weisheit.

Fleiß ohne Kenntniß kann nicht bestehen;
Kenntniß ohne Fleiß wird stets vergehen;
Kenntniß allein, gepaart mit Fleiß,
Erwirbt dem Künstler den Ehrenpreis.

Dem wirklichen Künstler wird das Schwere leicht und das Leichte schwer.

Unerreichbar in ihrer Schöpferkraft ist die Natur, man darf sie daher nicht kopiren wollen; denn dem Künstler fehlen ihre Formen, ihre Farben, ihr Licht und ihre Schatten, vor allem aber ihr Leben.

Der Künstler folge der Natur und idealisire sie, dann schafft er wahre Kunstwerke.

Die Sonne hebt den Nebelflor
Und läßt ihn segnend niederregnen:
Hebt sich dein Geist zur Kunst empor,
So wird sie dich als Meister segnen.

Der Neid in Künsten und Wissenschaften kommt zumeist von den Pfuschern her: — denn wer pfuscht, darf das Rechte nicht gelten lassen, weil er sonst selber nichts gilt.

Ausgezeichnete Menschen sind deshalb übel dran. Da man sich mit ihnen vergleicht, findet man sie über sich erhaben, und nun sucht man sie herabzuziehen, um selber ebensogroß zu erscheinen.

Erschließt sich das Ideal dem Künstler, so hat sich ihm die Natur bereits offenbart.

Was der Künstler, wenn jung, noch nicht hat, kann er sich durch Fleiß erwerben; was er aber besitzt, den Geist, den erwirbt er sich nicht.

Unter den Künstlern — man verzeihe mir das Wort — gibt es auch solche, die viel gelernt haben, die fleißig waren und doch nur Handwerker geblieben sind und bleiben werden. Es sind das die Talentlosen, die besser einem geschäftlichen Berufe, als der Kunst gefolgt wären.

Ich habe Klavierspieler gekannt, die eine große Uebung sich angeeignet hatten; der Kunst waren sie jedoch mit all ihrer Fertigkeit so fern geblieben, wie der Nordpol vom Aequator: sie waren im Besitz der eisigen Glätte des ersteren, ohne die warme Glut des letzteren zu fühlen — es mangelte ihnen die Seele.

Lieber Kraft und Gefühl, wenn auch zuweilen ein falscher Pinselstrich sich eindrängt, als tadellose Ausführung eines seelenlosen Bildes.

Wie der Wein, so der Trinker: saurer Wein, saurer Geschmack.

Der Edelstein mag rauhe Ecken haben, er ist doch ein werthvolles Juwel: — der noch so glatt geschliffene Kiesel blieb nur ein gemeiner Stein.

Auch in den Künsten gibt es eine Lehr-, Gesellen- und Meisterzeit. Viele bleiben ewig Lehrlinge.

Was Jugendarbeiten versprechen, muß das Alter halten.

Die Erstlingswerke von Künstlern sind nur Wechsel, die werthlos bleiben, wenn sie nicht im Alter eingelöst werden.



Der wahre Künstler wird nie vollendet. Beethovens letztes Wort war: „Ich glaubte erst am Anfang zu sein."

Kritiker, die klares Verständniß von der Kunst haben, sehen wie durch ein Fernrohr den Himmel und bewundern die Welt der Sterne; Kritikaster, die nur zu tadeln suchen, ohne den tiefdringenden Blick zu haben, bewaffnen sich mit Mikroskopen und suchen in jedem Werk nach Mikroben und Finnen.

Seichte Rezensenten verstecken sich immer hinter klingende Phrasen.

Der Künstler muß sich durch den Beifall des großen Haufens nicht irre machen lassen. Die gewöhnliche Masse bewundert nur das Grelle, das Gemeine; sie hat kein Verständniß für die Feinheiten der Kunst.

Nicht allein die meisterliche Technik macht den Künstler, sowenig wie die brillanteste Kadenz den vorzüglichen Sänger oder Geiger zeigt. Wenn bei der größten Technik, der vortrefflichsten Koloratur die Seele fehlt, so mangelt die Kunst.

Wie in der Musik die Melodie im untergeordneten Verhältniß zur Harmonie steht, so steht auch in den bildenden Künsten die bloße Technik vor dem Ideal, vor der Seele zurück.

Nicht Intrikationen und Komplikationen äußern die Kunst. Die wahre Kunst strahlt immer in der Einfachheit, in der stillen Größe und Anmuth.

Ruhe und Grazie, Heiterkeit und Anmuth kennzeichnen die Kunst der Griechen. Phydias schuf seinen Blitze schleudernden Zeus Olympikos mit einem lächelnden Antlitz. Auch in der Heitekeit leuchtet die Größe, oft mehr als aus den finsteren Brauen eines grollenden Achilles.

Nicht Alle, welche eine schöne Linie zeichnen können, sind berufene Künstler, sowenig wie Jene, die eine zierliche Hand schreiben, auch zugleich Dichter oder Weise genannt werden können. Beethoven malte gräßlich gekritzelte Noten auf das Papier, aber seine Noten klingen und jubiliren.

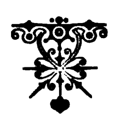


Mancher Bewunderer der Kunst, der mit feinem Verständniß die Schönheiten in den Meisterwerken schaut, wäre wohl selber ein Meister geworden, wenn er in der Jugend die Kunst zum Beruf gewählt hätte.

Wer die Schönheiten der Natur mit warmer Seele schauen und empfinden kann, ist schon ein Künstler, wenn er auch niemals Pinsel und Palette in den Händen gehabt hat.

Albrecht Dürers Mahnung an die Jünger der Kunst.

„Haltet euch an die Natur und wähnt in eitler Verblendung
Nicht, daß ihr möchtet wohl selbst Besseres schaffen, als sie!
Bloß einem Irrlicht würdet ihr folgen in thörichtem Irrwahn,
Und euch führte der Weg sicherem Abgrunde zu!“
Also hast du verkündet, o Meister, die herrliche Wahrheit,
Daß nur in der Natur liege verborgen die Kunst.
Jünger Apelles, wollt ihr mit der himmlischen Magd euch vermählen,
Werbet bei Mutter Natur treu um die göttliche Braut!
Schwer ist der Kampf, doch wer ausharrend die Spröde besieget,
Wird sie erringen und sich ihrer Liebkosung erfreun!







Buch V.

Gedanken über Bürgerthum und Volkssinn.

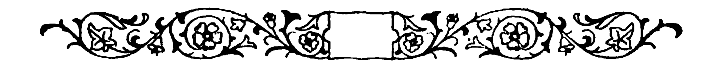
Mit 21 abgeänderten Sprüchen Schlabrendorf's vermischt.

All men are created equal, and endowed by their creator with certain inalienable rights; among which are life, liberty, and the pursuit of happiness.

THOMAS JEFFERSON: "Declaration of Independence."

Patria cara, carior libertas, veritas carissima.

FRANZ LIEBER: Wahlspruch.





Gedanken über Bürgerthum und Volkssinn.

Volkssinn, Prüfstein der wahren Kultur,
Spiegel der inneren Menschennatur,
Wie die Welt träumt, wie sie lacht, wie sie weint:
Glücklich der Staat, wo er edel erscheint!

Den Starken ist das Vaterland Alles: wie den Adlern die Luft, wie den Fischen das Meer.

Frei ist die Luft, frei ist das Meer: So sei auch dem Menschen die Welt und in der Welt das Vaterland, die Heimath frei!

Freiheit ist Geist, Geist ist Freiheit!

Die Freiheit ist ein fortgesetztes Wunder — da doch alle Menschen unabläſſig bemüht ſind, ſie zu erhalten und zu zerſtören.

Jeder ſieht die Freiheit in einer andern Geſtalt, aber nur die ihm zuſagende will er gelten laſſen. Die wahre Freiheit jedoch iſt eine Vereinigung, ein Ineinanderweben und Ineinanderklingen der mannigfaltigen Erſcheinungen zu einem gemeinſamen Mittelpunkt.

Wo dieſer Mittelpunkt mit dem Herzen eines Volkes zuſammentrifft, da iſt die Freiheit.

Ganz rein und voll ist die Freiheit nirgends zu finden. Sie ist überall temperirt, wie die Harmonie der Saiten eines wohlgestimmten Klaviers.

Wo Freiheit ist, da ist Sein und Kraft, Erfindungskraft, Schöpferkraft, Ursprünglichkeit, Selbstbewußtsein, Leben.

Mit dem Selbstbewußtsein, das aus der Freiheit entspringt, paart sich auch die Selbstsuchlosigkeit, das Hingeben des eignen Selbsts zum gemeinsamen Ganzen.

Die Ich - Naturen sind die Thiere unter den Menschen.

Das Thier kennt nur einen Trieb, den des eigenen Selbsts.

Der Mensch, der nicht einen schönen Theil Selbstsuchtlosigkeit in sich hat, kann kaum zu den Menschen gezählt werden. Es fragt sich nur, ob man ihn unter die zahmen oder reißenden Thiere klassifiziren muß.

Selbstsuchtloser Bürgersinn ist die Lösung der höchsten Aufgabe des Menschenthumes.

Wo die Menge Einsicht hat, ist das Volk auf dem rechten Wege.

Der Staat soll nicht Jedem helfen, aber Jeder helfe dem Staat.

Der Staat soll nur ordnen, nicht versorgen.

Wenig regiert, gut regiert.

Sozialismus im Staatswesen heißt den Staat die Sorge der Familie übernehmen.

Je mehr der Staat sorgt, desto weniger wird für das Wohl der Bürger gesorgt.



Wo der Staat Almosenier wird, schafft er Millionäre und Bettler.

Die Verschmelzung der Menschheit zur Gesellschaft ist ein Aufgeben kindlicher Beschränkung.

Volkswohlfahrt hebt sich nur dort, wo mit dem Materiellen auch der Geist gleichen Schritt hält.

Bei einem Volk, das allzuschnell reich wird, hinken Geist und Herz hinterdrein.

Ueppigkeit mehrt die Verderbtheit.

Allzurasch anschwellender Reichthum führt jedes Volk auf Laster- und Irrwege.

Wo Habsucht regiert
Wird Freiheit füsiliert.

Von allen Herrschern ist der Habsüchtige der gefährlichste.

Habsucht zeugt Despoten; Bürgersinn Helden wie Washington, Jefferson und Franklin.

Kein Staat erfüllt ganz seine Urpflicht. Kein Volk wandelt vollkommen auf reiner, edler Menschenbahn. Oft stehen Kirchen und Wechslerbuden in Wege.

Dienstwillig lief einst das Gold umher; heute ist ihm die Herrschaft zu Theil geworden.

Daß Herrschgier kneble den Freisinn, plündert Wucherlist die Welt.



Todter Stoff siegt über den lebendigen Geist. Fürsten und Völker dienen dem Mammon.

Bürgerthum ist Gemeingut des Volkes; doch der Reichthum nimmt Alles für sich in Besitz.

Handel und Wandel bedingen eine immer engere Annäherung der Völker. Chinesische Mauern müssen den Eisenbahnen und neueren Verkehrsmitteln weichen.

Der Volksacker, welcher immer und immer mit Geschäft und Handel, Handel und Geschäft bewirthschaftet wird, nutzt leicht aus und verwildert schließlich ganz.

Das flammende Wort tönt über den Erdkreis; alle Völker hören es.

Die Menschheit marschirt auf einer Riesenbahn. Schmiedet das Heer in Eisenketten und es wird gelähmt, der Marsch gehemmt.

Wer Großvatersitten lobt, ist zu spät auf die Welt gekommen.

Ein ummauertes Reich gibt es nur mehr für Verbrecher, Wahnsinnige und Idioten. Welcher denkende Mensch sucht es auf?

Wer mag sich noch als Einsiedler von der übrigen Welt abschließen?

Alte Gebräuche und alte Feilen nutzen ab und werden mit der Zeit werthlos.

Der gesellschaftliche Verkehr fordert wechselseitigen Ausgleich, ein Geben und Nehmen von Sitte und Art.

Individuelle wie nationale Reibungen bringen erst den Menschen heraus und vollenden, beziehungsweise erheben ihn.



Die Geschäftsthätigkeit der Menschen verursacht ein unaufhörliches Aneinanderstoßen von Interessen. Jeder sucht vorweg die seinigen zu wahren.

Ein Volk, das sich gewaltsam geltend machen will, hemmt erst alle anderen Völker, und dadurch zuletzt sich selbst.

In der Weltuhr der Völker greifen alle Räder ineinander. Nur eine thörichte Nation wird es versuchen, die Räder, welche die andern Nationen darstellen, zu hemmen. Wenn nur ein Rad in der Uhr gebrochen wird, steht die ganze Uhr still.

Gewalt erzeugt Gegengewalt, List Gegenlist; aber Uebermuth bringt Demüthigung und Ueppigkeit Armuth.

Kein Volk stand auf einem so hohen Gipfel der Macht, daß es nicht wieder zurücksank auf seine Durchschnittsebene.

Die Zeit ebnet jede Uebergipfelung.

Bürgerschaften und Jungfern kostet Vernunft viele Seufzer.

Weltklugheit und gepanschter Wein
Muß man verachten, sind beide nicht rein.

Volkssitten und Volkswesen stechen oft grell von einander ab, aber schal anwidert uns gesellschaftliche Eintönigkeit.

Der einsichtsvolle Mensch anerkennt die Weisheit auch bei fremden Menschen und Völkern; der Thor findet sie immer nur in sich selbst.

Jedes Volk muß an fremden Sitten und fremdem Wesen den eigenen Karakter prüfen und schärfen, wenn es nicht in der Kultur zurückfallen will.





Wenn eine Nation mit einer andern in Widerspruch geräth, so ist es immer fraglich, welche von beiden im Unrecht ist. Nur diejenige Nation wird Recht behalten, welche die andere zu überzeugen vermag, daß sie wirklich im Unrecht sei.

Das ist aber ganz unmöglich; denn Völker und Narren lassen sich nicht überzeugen, außer mit der Ruthe des Krieges, und die überzeugt erst recht nicht. Kanonen und Musketen sind schlechte Pädagogen.

Der Dualismus, welcher im menschlichen Wesen liegt, strebt unabläßig, alle Menschen sich gleich zu machen, und dann ist er ebenso emsig bemüht, alle unter sich hinabzudrücken, die Ungleichheit wieder herzustellen.

Das Gute wird immer eine willige Aufnahme im Volk finden, wenn es seinem Geschmack zusagt. Aber die Geschmacksrichtungen des Volkes sind so verschieden, wie es in guten Dingen Verschiedenheit gibt.

Es kann nicht geleugnet werden, daß es auch an üblen Geschmäckern im Volke nicht fehlt, (es muß auch Unkraut unter den nützlichen Früchten geben, damit das Gute umso besser gewürdigt wird,) aber leider wird dieser schlechten Geschmacksrichtung mehr gehuldigt, — weil es oft lohnender ist, als der guten.

Zum Glück siegt schließlich immer doch der gute Geschmack über den schlechten. Die auf niedrige Anschauungen gerichteten Sitten verschwinden mit ihren Propheten, nachdem der übergüldete Glanz der Neuheit daran verblaßt ist, regelmäßig wieder aus dem Gesichtskreis der Mode.

Gegen den Naturzweck stemmt sich muckerische Heuchelei ein Weilchen oft erfolgreich, auf die Dauer vergebens.

In Kirche und Staat wird Ränkelust gern zur Ränkesucht.

Ränkesucht bildet öffentliche Meinung in der Heuchlerschule.



Ein Buhlerpaar: Fanatismus und Heuchelei.

Sonst tödtete das Schwert des Henkers die Denkfreiheit; jetzt frißt sie der fanatisirte Volksgeist.

Von fanatischer Zuchtruthe vertrieben flüchtete sich die Wahrheit hinter verschlossene Thüren. An ihrer Statt tritt Heuchelei hervor und stolzirt auf offener Gasse.

Amerika's Bürger befreiten den Staat von fremder Herrschaft; aber sie befreiten sich nicht selbst zu — Menschen.

Kleine Geister, indem sie die Menschheit verbessern wollen, mühen sich, die großen Geister zu sich herabzuziehen.

Wollt ihr die Welt reformiren, ihr Heuchler und Mucker, so fangt mit den am meisten Besserungsbedürftigen, fangt bei euch selber an!

Volksthümlichkeit, obwohl Saatkorn des Bürgerthums, wirkt hemmend auf den Menschengeist.

Das Geschrei nach dem Populären ist das Rückwärts-Kommando im Kampf der menschlichen Entwickelung. Wird dem Befehl Folge geleistet, so bedeutet das eine Niederlage des Fortschritts.

Oeffentliche Meinungen, wie Segelschiffe, lassen sich nicht so plötzlich wenden.

Gewohnter Freiheitstrank begeistert, während Einzeltropfen einer ungewohnten Freiheit berauschen.

Freiheitssinn ist Menschenliebe.



Alle Gewaltstreiche der tyrannischsten Despoten hüllen sich in patriotische Wortgewänder ein.

Wer den Patriotismus beständig auf der Zunge führt, hat keinen im Herzen.

Der demagogische Ruf: Einer für Alle! entspringt aus dem Born des Egoismus. Wer ihn erschallen läßt, meint nur damit: Alle für mich!

Maulpatrioten sind Schauspieler. Vor dem Publikum rufen sie: „Ein Königreich für ein Pferd!“ und in der Wirklichkeit können sie ihrem Schneider die halbabgetragenen Hosen nicht einmal bezahlen, die sie seit sechs Monaten schuldig sind.

Hütet euch vor der Vaterlandsliebe der politischen Patrioten: sie ist falsch wie Flittergold!

Wahrer Bürgersinn handelt ohne marktschreierische Losungsrufe.

Das hofiren des Volkes ist weit schädlicher, als das Schweifwedeln vor Königsthronen.

Sag, wie's mit der Vaterlandsliebe steht? —
Verrückter Dubiismus:
Ein Patriot der betteln geht
Mit seinem Patriotismus

Auch in Republiken gibt's Höflinge: — Aemterbettelnde Patrioten.

Dienstbrod schmeckt manchen Thoren süßer, als das Brod der freien Arbeit.

Während das halbverhungerte Ackerpferd schweißtriefend den Pflug zieht, frißt sich das stolze Kutschpferd an gefüllter Krippe ein feistes Bäuchlein.

Opfert nicht jeder thätige Bürger seinen Schweiß und sein Blut auf dem Altar des Vaterlandes? Warum sollten diejenigen, die an der öffentlichen Tafel gespeis't haben, oder die mit einem Schießeisen einmal freiwillig in der Welt umherspaziert sind und zwar für voraus bedungenen Lohn, so große Helden sein, daß sie noch besondere klingende Anerkennung haben müssen?

Da bellt eine ganze Meute, und wenn ein Stück Fleisch fällt, schnappen die großen Hunde stets die leckersten Bissen.

Das dumme Volk, auf Schritt und Tritt
Folgt es den Demagogen.
Die führen den Betrug stets mit:
So wird die Welt betrogen.

Der freie Bürger fordert Recht, der Fürstenknecht Gnade.

Bettelnde Aemtersucher gleichen den Schmeißfliegen, die überall lästig sind und Menschen und Vieh plagen.

In den Aemterjägern steckt eine kriechende Wurmnatur, sie können sich nicht, wie der Vogel, frei und unabhängig von der Gunst des Pöbels, stolz in den Lüften bewegen, freie Arbeiter im freien Volke.

Der Wurm bleibt stets am Boden, aber wenn er sich zu sehr bemerkbar macht, wird er leicht zertreten.

Und doch denkt Mancher:

Wer kriecht
Fällt nicht.

Herrscher: Alle für Einen! — Warum sollten Völker den Spruch nicht umwandeln in: Alle über Einen!?

Der wahrhaft Große.

War A. in Wort und Thaten ein großer Mann, so bleibt
Im Volksmund er der Große, wenn man auch klein ihn schreibt.
War Z. nur unbedeutend als Mensch an Herz und Geist,
So bleibt er doch der Kleine, wie man auch groß ihn preist.

Nicht der Befehl eines Herrschers verleiht einem Mann den Ruhm des Großen, nur sein wahrhaft großer Geist erhebt ihn zur Größe. Ein Foliant nimmt größeren Raum in einer Bücherei ein, aber ein Duodezbändchen enthält oft mehr Weisheit, als der dickste Foliant.

Denkmäler beleben nicht das Andenken großer Männer, aber große Männer machen ihre Denkmäler des Andenkens werth.

Nicht alle Menschen, denen Denkmäler gesetzt wurden, waren eines Ehrendenkmales würdig.

Denkmäler gleichen den Bucheinbänden: Oftmals deckt Saffian und Goldschnitt einen schmutzigen Inhalt.

Nur die Kleinen bestreben sich, nicht vergessen zu werden; die wahrhaft Großen werden, auch ohne ihr Zuthun, niemals vergessen.

Nicht die Menschen als solche, sondern nur ihre Thaten leben mit den Trägern derselben für die Zukunft fort.

Gegen Wind und Flut stürmt kein Schiff, wohl aber drängt Herrschgier stets wider Vernunft und Recht.

Fürstenjoch und Pfaffenjoch erdrücken den Volkssinn.

Vom Thurm sieht jedes Auge frei, die Menschheit, wie sie in Wahrheit ist; vom Thron erschaut es nur den schweifwedelnden Nächstkreis, in und durch diesen aber der Menschheit Lüge.



Höflinge drängen sich zwischen Fürsten und Volk; verrätherische Seelenverkäufer-Journale zwischen ihre gläubigen Leser und der Wahrheit.

Ubi bene, ibi patria! — Dieser Spruch, welcher das Heimweh verachtet, stimmt doch nicht immer, selbst in Amerika nicht, wo das Heimweh fast unbekannt ist. Mancher Eingewanderte kam hierher, fand eine gesegnete Existenz und fühlte sich doch nicht glücklich.

Viele reiche Amerikaner hingegen kehren ihrem freien Heim den Rücken, um im monarchischen Europa zu leben und zu sterben.

Ist diesen Leuten von ihren Vorfahren vielleicht die Knechtschaft so fest angestammt, daß sie sich außerhalb derselben nicht glücklich fühlen? — Dort sind sie in der Fremde daheim, in der Unfreiheit frei; außerhalb der Knechtschaft aber in der Heimath fremd.

Manche Deutsche in den Vereinigten Staaten gemahnen mich an hypnotisirte Personen, die willenlos zu allen möglichen Thorheiten genöthigt werden können. So auch diese Deutschen. Wenn sie begreifen könnten, zu was für politische Narrenstreiche sie durch ihre Hypnotiseure, d. h. die gelben Seelenverkäufer-Zeitungen, verleitet werden, so würden sie sich ernsthaft schämen.

Regenten leben auch nicht länger, als andere Menschen; was sie aber Gutes oder Böses gethan, lebt noch lange nach: Fluch oder Segen.

Weltfreiheit schwebt höher, als der beutesuchende Adler über siegreichem Schlachtfelde.

Sparta's Staat für den Krieg, für den Frieden Athen.

Amerika's Pflug eroberte dem Volke das Land; das Schwert des Bürgerkrieges ihm Bettler und Knechte.



Wo Bürgerkrieg herrscht, gilt die freie Meinung als Hochverrath.

Sonst waren die freien (?) Schweizer die privilegirten Erbknechte von Fürsten und Edelingen; jetzt drängen sich die freien (?) Amerikanerinnen herbei, um deren Erbmägde zu werden. Muß denn alles Bedienten-thum aus Republiken kommen?

Das Fischen der amerikanischen Millionärstöchter nach abgelebten Prinzen und Adeligen beruht bestimmt auf eine Art von geistesverwandtem Seelenatavismus. Wollte man hier den Adels- und Fürstenstrom und dort den reichen Goldfluß bis an ihre Quellen erforschen, sie würden beide sicherlich den Spruch des Vespasian, "non olet!" herausfordern, daß nämlich die Zeit den üblen Geruch ihres Ursprungs beseitigt hat.

Lord Bacon erzählt in seinen „Apophthegma's," es hätte eine Heirath zwischen einer Frau vom Bürgerstande, die sehr reich war, und einem Lord vom ältesten und reinsten Adel, der aber mittellos war, stattgefunden, worüber ein Witzbold sich geäußert habe: „Diese Heirath gleicht einem schwarzen Pudding: der eine Theil liefert das Blut und der andere das Fett und die Grütze."

Knaben balgen sich um einen Ball, eine Kreisel oder einen Drachen; das amerikanische Volk katzbalgt sich um den befreiten Neger.

Nichts ist gefährlicher für ein Volk, als die künstlich herangebildete Selbstüberhebung und Selbstglorifikation. Dadurch wird der Fortentwickelungstrieb, das Streben nach Vervollkommnung, nach der Vertiefung des Geistes unterdrückt. Ich weiß Alles, was brauche ich noch zu lernen!

Der Durchschnitts-Amerikaner brüstet sich gern, wie ein gespreizter Pfauhahn mit seinen goldglänzenden Federn, mit der Größe und dem Wissen, so wie der Ueberlegenheit seines Volkes — man nennt das in der Landessprache "spread Eagle" (gespreizter Adler). — Es zeigt sich aber oft, daß dieser gespreizte Adler, besonders was Kunst und Wissenschaft be-



trifft, nie über die Grenzen des Landes hinausgeblickt hat. Der gebildete Amerikaner gesteht auch die Vorzüge der übrigen Welt mit Freuden ein.

Die Einbildung, daß wir Alles sind und können, ist die Hauptursache unserer geistigen Armuth und der beste Beweis, daß wir eben noch Nichts sind, Nichts besitzen und Nichts können.

Der Spruch ist zu hart. Er soll auch nur Jene treffen, die da meinen, sie segelten im mächtigen Adlerflug über die ganze Welt, während sie in Wirklichkeit nur auf dem Stalldach sitzende Bußhards sind, die mit ihren Flügeln schlagen, wenn sie den Kirchthurm des nächsten Dorfes sehen.

Unsere Eitelkeit wird uns freilich auch unbewußt weiter treiben, weil wir, indem wir mit andern Nationen in nähere Berührung kommen, doch allmählig deren Ueberlegenheit erkennen, aber inzwischen haben wir so viel der besten Zeit nutzlos vergeudet.

Wo weise Leute fruchtlos rathen
Und Thoren unbedachtsam thaten,
Da strandet bald das Schiff der Staaten.

Die Völker, sagt Solon, gleichen dem Weltmeer und die Politiker dem Wind. Das Meer würde stets glatt und ruhig sein, wenn es nicht von den Winden aufgeregt würde.

Blicke nicht immer zu hoch hinauf, sondern sieh dich auch unter dem niederen Volke um. Thales ging einst spazieren und vertiefte sich in den Anblick des gestirnten Himmels, als er plötzlich in's Wasser fiel. Er sah wohl die Sterne über sich, nicht aber das Wasser, das vor ihm stand. Hätte er auf das Wasser geschaut, so hätte er beides, das Wasser sowohl, wie die Sterne gesehen.

Im Volk mögen Fürsten das Bild ihrer Höflinge und deren Herrschaft erkennen lernen, aber an den Höflingen nie das Wohl und Weh des Volkes.



Gleichwie der Strom, verachtet an den Quellen,
So schätzt man oft im Vaterland die Weisen;
Doch fluten erst im fremden Land die Wellen,
Dann hört man weithin ihren Ruhm lobpreisen.

Es ist ein trauriger Staat, der seine Weisen in's Exil schickt und Soldaten im Lande füttert.

Millionäre unter dem Volk gleichen in jedem Staate der Milz: je mehr diese schwillt, desto kränker ist der Körper.

Wo Reiche sind und Bettler, ist kein zufrieden Land:
Der Segen in jedem Volke das ist sein Mittelstand.

Ein Volk, das sich brüstet, ausschließlich an der Spitze der Civilisation zu marschiren, wandelt abseits im finstern Walde und sieht den Fortschritt der Zeit nicht. Durchbricht es das Dickicht, so wird es finden, daß es nicht vorauf, sondern hinterdrein marschirt.

Amerika zeigt uns die vollkommenste Volksmischung auf dem Erdenrund. Wir sehen sie und beachten sie kaum.

Das amerikanische Volk, aus allen Erdenwinkeln zusammengewürfelt, kennt darum auch kein Heimweh. Nur der Wilde sehnt sich zurück nach den ihm entrissenen Jagdgründen.

Europa warf zu der in Amerika einheimischen kupferfarbigen Raçe seine Kelten und Germanen, seine Slawen und Romanen, seine Magyaren und Finnen und Basken, untermischt mit Semiten und Japhetiten, Mauren und Arabern; Asien lieferte seine Mongolen und Inder und Tataren; Afrika die unfreiwillige Immigration der Mohren, Kaffern, Hottentotten und anderer hamitischer Völker. Welch Buntgemisch!

Ein buntes Volk, ein bunter Karakter.



Was beut uns dieser Karneval? —
Ein Durcheinander auf jeden Fall.

Die Franzosen sind eitel, die Deutschen gern dünkelhaft, die Briten stolz, die Amerikaner überhebend; nur der Spanier, halb Romane, halb Araber, hochadelig verlumpt, langweilt sich in träger Hoffnung auf einen Mönchshimmel.

Beim Trunk herzt sich der Russe, berechnet der Engländer, vergnügt sich der Deutsche, balgt sich der Iro-Amerikaner.

Wo der Franzose witzelt und der Spanier tanzt, lauert der Italiener, grübelt der Deutsche, spekulirt der Brite und handelt blindlings der Yankee.

Der Pole dient, wo er muß, vergnügt sich, wo er kann und katzbalgt sich, wie's kömmt.

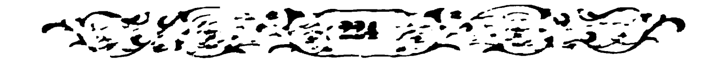
Die Deutschen erspähen den Geist jedes Welttheils und träumen sich satt daran; der Anglo-Amerikaner ist über sein eigenes Land hinaus ein Hartschläfer.

Ergriffen glaubt der Deutsche oft das, womit er gern Blindekuh spielt — und dann ist ihm der Boden unter den Füßen entwischt.

Der Deutsche träumt sich gern aus der Welt, sein Forschtrieb führt ihn jenseits der Sterne.

Liebevoll ist der deutsche Ernst, drum ist auch ernst die deutsche Liebe.

Lebenskräftige Völker stehen zuweilen in der Ahnung, wie die Knospen im Frühling; kommt der Sommer, so brechen sie auf. Deutschamerikanisches Volk, freue dich! dein Sommer ist nah!



Die Thätigkeit der Millionen, nicht die der Millionäre, vermehrt den Wohlstand der Staaten.

Millionen nähren,
Millionäre zehren.

Die Kenntniß der menschlichen Charaktere ist eine große Wissenschaft; aber das Begreifen der Volksseele ist die größte aller Wissenschaften.

Völker, wie Individuen, finden immer leicht das Böse. Sie suchen es. Wenn sie behaupten, das Böse habe sie heimgesucht, so haben sie schon mit der Lüge die Bosheit ihres Innern offenbart.

Große Staatsmänner leben beständig mit ihrem eigenen Volk im Krieg.

Damit soll nicht gesagt sein, daß Graf Badeni ein großer Staatsmann oder überhaupt ein Staatsmann sei. Intriguen schmieden kann sogar eine Weiberseele und mancher hohle Schädel hat schon eine Revolution zusammengebraut, wobei das Volk und ihre Urheber den Kopf verloren.

Völker denken schwerfällig und handeln leichtfertig.

Nur durch trübe Erfahrungen werden Völker weise. Ein Vater wird wohl kaum sein zweitgeborenes Kind in der Nacht aufwecken, um es lächeln zu sehen.

Fanatismus treibt Völker, wie Trunkene, immer blindlings weiter; und wenn sie nach dem Taumel ernüchtern, finden sie sich dort, wo sie nicht hinwollten und wissen überhaupt nicht, wie sie hinkamen.

Jedem Volksfanatismus folgt, wie dem Rausch, ein starker und lange nachhaltender Katzenjammer.



Bettler im eigenen Lande und Sammlungen von Beiträgen für Bekehrung der Heiden in fremden Welttheilen karakterisiren immer eine bigotte Nation.

Es gibt viele Unebenheiten im Leben, über die wir mit Lachen hinwegschreiten; aber das Lachen macht keine Grübchen, sondern nur Furchen in unsere Wangen.

Das durch Bürgersinn wohlentwickelte Rechtsbewußtsein des Volkes erkennt bereitwillig die zu leistenden Pflichten an. In einem Staate aber, wo Jeder sucht, für sich die größten persönlichen Vortheile zu erringen, ohne Rücksichten auf seine Nebenmenschen, wird sehr leicht jedes Rechtsgefühl im Volke erstickt.

Der Habsucht im Volke folgt, wenn auch langsam nur, die Verwilderung des Staates und dieser die Verarmung der Nation.

Equity is the life of Nations.

„Man erkennt Niemand an, als den, der uns nutzt," sagt Goethe. — Darum aber sollten auch die arbeitsthätigen, nutzbringenden Glieder eines Volkes gebührend Anerkennung finden.

Patriotismus ist das Mitempfinden, Mitdulden, Mitstreiten und Mitjubeln des Individuums mit der Gesammtheit. Wem die eine oder andere dieser Eigenschaften abgeht, dem mangelt der wahre Volksgeist.

Patriotismus ist kein Zweck, sondern nur ein Mittel, durch den bestgeregelten Staat die höchste Wohlfahrt seiner Bürger zu erzielen.

Deswegen sind auch die Maulpatrioten, die den Patriotismus handwerksmäßig als Zweck und Ziel treiben und preisen, und die mit allerlei Aeußerlichkeiten, Fahnen und Fanfaren ihn breit zu machen suchen, ohne Ausnahme selbstsüchtige Heuchler.



Wo am meisten mit dem Patriotismus gelärmt wird, wird man ihn am wenigsten finden.

Die Heeresnachzügler sind es zumeist, welche mit falstaffischem Bombast von ihren Heldenthaten prahlen.

„So lag ich aus, so führt' ich meine Klinge!" trompetet es überall; und doch haben nur die wenigsten von diesen Kriegszinkenisten je einem Feind in's Auge geschaut.

Bürgersinn ist eine erhabene Tugend; Maulpatrotismus aber nur Falschprahlerei, Lug und Betrug.

Viel paradirende Helme,
Viel schmarotzirende Schelme
Und hinterlistige Prälaten
Haben manche Freiheit verrathen.

Der Lasterhafte rühmt sich seiner Tugenden — Tugenden, die er nie besaß. Die wahre Tugend verabscheut es, die Posaunen der Fama zur Hülfe zu rufen.

Da reden sie, wenn ein großer Mann gestorben ist, von Ehrenbegräbniß und Ehrengrab des Helden und Künstlers und Weisen und deren Verdienste. Welch heuchlerische Aeußerlichkeit! Nachdem sie die Heroen des Geistes haben hungern und sich kümmerlich durchs Leben betteln lassen, setzen sie denselben Ehrensäulen, die man weit richtiger Schandsäulen ihrer Zeitgenossen nennen sollte.

Freiheit, ohne vernünftige Beschränkung, gleicht den wilden Rossen, die zügellos in den Pampas umherschwärmen, aber weder am Pflug, noch in der Karosse, noch auf der Rennbahn etwas taugen.



Wo Bürger mit der Freiheit trotzen
Und Monopole üppig protzen,
Da muß der Volkssinn elend sterben
Und jede Republik verderben.

Leichter ist es Räthsel aufgeben, als Räthsel lösen; leichter Knoten verschlingen, als sie entwirren.

Die Mühe des Entwirrens jedes thörichten Knotens, den die Menschen spinnen, übernimmt die allgeduldige Zeit.

Den Völkergeist willst groß du loben? —
Vergänglich ist, was ihm gehört!
Kein Werk war je so stark gewoben,
Das nicht der Zahn der Zeit zerstört.







Buch V a.

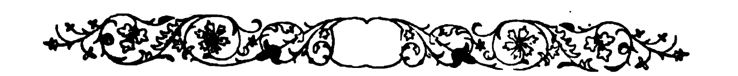
Männer und Bärte.

Die Deutschen hießen sonst Garmänner *) und der Bart,
So hielt man einst dafür, vermehret männlich Art:
Jetzt scheren wir den Bart so völlig ab, so rein;
Ei, wollen wir vielleicht Garweiber lieber sein?

Friedrich von Logau: „Sinngedichte.“

*) Garmänner (Germanen) d. h. ganze Männer. Sprichwörtlich noch erhalten: „ganz und gar.“

Die mit einem * bezeichneten sind von Schlabrendorf.





Männer und Bärte.

Wo der Bart in Bann,
Ist kein rechter Mann!

An seinen Bart erkennt man den Mann.

Den Ausdruck der Mannheit, der Lebenshöhe verleiht dem Mann der Bart.

Darf wohl ein Künstler, welcher der Natur lauscht, in seiner Kunst den Bart verschmähen?

Wer malte, wer bildet, wer schilderte je Götter- und Riesenkraft bartlos?

Der Bart stempelt den Mann, drum gilt er einer geprägscheuen Zeit als Popanz.

Bei den Altdeutschen war der Ohnebart ehrlos.

Die langen Bärte der Germanen erschreckten das in weibischer Lüsternheit verweichlichte Rom. Da es aus der sinnestrunkenen Lethargie nicht aufzurütteln war, mußte es untergehn.

Noch schrecken in Europa die germanischen Bärte. Nur die falschen auf dem Theater werden verlacht.





Die Thätigkeit der Millionen, nicht die der Millionäre, vermehrt den Wohlstand der Staaten.

Millionen nähren,
Millionäre zehren.

Die Kenntniß der menschlichen Karaktere ist eine große Wissenschaft; aber das Begreifen der Volksseele ist die größte aller Wissenschaften.

Völker, wie Individuen, finden immer leicht das Böse. Sie suchen es. Wenn sie behaupten, das Böse habe sie heimgesucht, so haben sie schon mit der Lüge die Bosheit ihres Innern offenbart.

Große Staatsmänner leben beständig mit ihrem eigenen Volk im Krieg.

Damit soll nicht gesagt sein, daß Graf Badeni ein großer Staatsmann oder überhaupt ein Staatsmann sei. Intriguen schmieden kann sogar eine Weiberseele und mancher hohle Schädel hat schon eine Revolution zusammengebraut, wobei das Volk und ihre Urheber den Kopf verloren.

Völker denken schwerfällig und handeln leichtfertig.

Nur durch trübe Erfahrungen werden Völker weise. Ein Vater wird wohl kaum sein zweitgeborenes Kind in der Nacht aufwecken, um es lächeln zu sehen.

Fanatismus treibt Völker, wie Trunkene, immer blindlings weiter; und wenn sie nach dem Taumel ernüchtern, finden sie sich dort, wo sie nicht hinwollten und wissen überhaupt nicht, wie sie hinkamen.

Jedem Volksfanatismus folgt, wie dem Rausch, ein starker und lange nachhaltender Katzenjammer.



Bettler im eigenen Lande und Sammlungen von Beiträgen für Bekehrung der Heiden in fremden Welttheilen karakterisiren immer eine bigotte Nation.

Es gibt viele Unebenheiten im Leben, über die wir mit Lachen hinwegschreiten; aber das Lachen macht keine Grübchen, sondern nur Furchen in unsere Wangen.

Das durch Bürgersinn wohlentwickelte Rechtsbewußtsein des Volkes erkennt bereitwillig die zu leistenden Pflichten an. In einem Staate aber, wo Jeder sucht, für sich die größten persönlichen Vortheile zu erringen, ohne Rücksichten auf seine Nebenmenschen, wird sehr leicht jedes Rechtsgefühl im Volke erstickt.

Der Habsucht im Volke folgt, wenn auch langsam nur, die Verwilderung des Staates und dieser die Verarmung der Nation.

Equity is the life of Nations.

„Man erkennt Niemand an, als den, der uns nutzt," sagt Goethe. — Darum aber sollten auch die arbeitsthätigen, nutzbringenden Glieder eines Volkes gebührend Anerkennung finden.

Patriotismus ist das Mitempfinden, Mitdulden, Mitstreiten und Mitjubeln des Individuums mit der Gesammtheit. Wem die eine oder andere dieser Eigenschaften abgeht, dem mangelt der wahre Volksgeist.

Patriotismus ist kein Zweck, sondern nur ein Mittel, durch den bestgeregelten Staat die höchste Wohlfahrt seiner Bürger zu erzielen.

Deswegen sind auch die Maulpatrioten, die den Patriotismus handwerksmäßig als Zweck und Ziel treiben und preisen, und die mit allerlei Aeußerlichkeiten, Fahnen und Fanfaren ihn breit zu machen suchen, ohne Ausnahme selbstsüchtige Heuchler.

Wo am meisten mit dem Patriotismus gelärmt wird, wird man ihn am wenigsten finden.

Die Heeresnachzügler sind es zumeist, welche mit falstaffischem Bombast von ihren Heldenthaten prahlen.

„So lag ich aus, so führt' ich meine Klinge!“ trompetet es überall; und doch haben nur die wenigsten von diesen Kriegszinkenisten je einem Feind in's Auge geschaut.

Bürgersinn ist eine erhabene Tugend; Maulpatrotismus aber nur Falschprahlerei, Lug und Betrug.

Viel paradirende Helme,
Viel schmarotzirende Schelme
Und hinterlistige Prälaten
Haben manche Freiheit verrathen.

Der Lasterhafte rühmt sich seiner Tugenden — Tugenden, die er nie besaß. Die wahre Tugend verabscheut es, die Posaunen der Fama zur Hülfe zu rufen.

Da reden sie, wenn ein großer Mann gestorben ist, von Ehrenbegräbniß und Ehrengrab des Helden und Künstlers und Weisen und deren Verdienste. Welch heuchlerische Aeußerlichkeit! Nachdem sie die Heroen des Geistes haben hungern und sich kümmerlich durchs Leben betteln lassen, setzen sie denselben Ehrensäulen, die man weit richtiger Schandsäulen ihrer Zeitgenossen nennen sollte.

Freiheit, ohne vernünftige Beschränkung, gleicht den wilden Rossen, die zügellos in den Pampas umherschwärmen, aber weder am Pflug, noch in der Karosse, noch auf der Rennbahn etwas taugen.



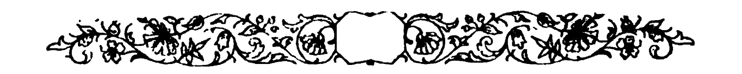
Wo Bürger mit der Freiheit trotzen
Und Monopole üppig protzen,
Da muß der Volkssinn elend sterben
Und jede Republik verderben.

Leichter ist es Räthsel aufgeben, als Räthsel lösen; leichter Knoten verschlingen, als sie entwirren.

Die Mühe des Entwirrens jedes thörichten Knotens, den die Menschen spinnen, übernimmt die allgeduldige Zeit.

Den Völkergeist willst groß du loben? —
Vergänglich ist, was ihm gehört!
Kein Werk war je so stark gewoben,
Das nicht der Zahn der Zeit zerstört.







Buch Vª.

Männer und Bärte.

Die Deutschen hießen sonst Garmänner *) und der Bart,
So hielt man einst dafür, vermehret männlich Art:
Jetzt scheren wir den Bart so völlig ab, so rein;
Ei, wollen wir vielleicht Garweiber lieber sein?

Friedrich von Logau: „Sinngedichte.“

*) Garmänner (Germanen) d. h. ganze Männer. Sprichwörtlich noch erhalten: „ganz und gar.“

Die mit einem * bezeichneten sind von Schlabrendorf.





Männer und Bärte.

Wo der Bart in Bann,
Ist kein rechter Mann!

An seinen Bart erkennt man den Mann.

Den Ausdruck der Mannheit, der Lebenshöhe verleiht dem Mann der Bart.

Darf wohl ein Künstler, welcher der Natur lauscht, in seiner Kunst den Bart verschmähen?

Wer malte, wer bildet, wer schilderte je Götter- und Riesenkraft bartlos?

Der Bart stempelt den Mann, drum gilt er einer geprägscheuen Zeit als Popanz.

Bei den Altdeutschen war der Ohnebart ehrlos.

Die langen Bärte der Germanen erschreckten das in weibischer Lüsternheit verweichlichte Rom. Da es aus der finnestrunkenen Lethargie nicht aufzurütteln war, mußte es untergehn.

Noch schrecken in Europa die germanischen Bärte. Nur die falschen auf dem Theater werden verlacht.



Man schwört bei keinem bessern Pfand,
Als dem Mannesbart und der treuen Hand.

Ehrwürdig ist der früher gebräuchliche Schwur: „Bei meinem Bart!" — Wie fade und hohl klingt dagegen das heute etikettegemäße „Auf Ehre!" zumal wenn man bedenkt, daß es häufig, wenn nicht vorwiegend aus dem Munde eines Menschen kommt, der kein Fünkchen Ehre im Leibe hat.

---

* Der Cid gelobte seinen Schnauzbart als Pfand der Treue. — Ihm gleicht kein anderes Pfand.

---

* Der Natur schmähen ziemt nicht dem Nestor.

Ein abrasirtes Manneskinn und ein abgemähtes Getreidefeld erfreuen kein Herz.

Wie den Baum das Laub, so ziert den Mann der Bart.

---

* Das Hauptthaar entlarvt den Nimmergreis *) nur halb, der Bartschmuck ganz.

Wer den Bart verpönt,
Die Natur verhöhnt.

---

* Würde umhüllt das Alter, Junggesellenzier entblößt es.

Ein weißer Bart, ein weiser Mann.

---

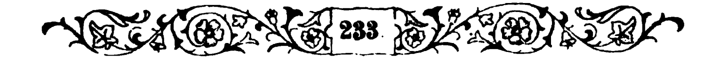
* Wer den Bart liebt als Mann dem entfremden sich die Jugendlarven.

---

* Lockiges Gezier paßt nur zum Glattkinn.

---

*) Nimmergreis — Jemand, der sein Alter zu verleugnen strebt.



Männer, welche ihr Kinn entblößen, gleichen den Frauen, die ihren Busen enthüllen.

Das Männliche äußert sich in der Kraft, das Weibliche in der Zartheit und Anmuth. Die Natur hat mit Wohlbedacht diesem Unterschied mehrfachen Ausdruck gegeben: in dem größeren, robusteren Körperbau des Mannes und den weichen, üppig schwellenden Formen des Weibes; in dem hohen, hellen Klang der weiblichen und dem tiefen, sonoren Ton der männlichen Stimme; vor allem aber in dem Bartwuchs des Herrn der Schöpfung, während seine Genossin dieses Schmuckes entbehren muß.

Der Bart verleiht dem Mann Würde, das glatte Gesicht der Frau ihre Schönheit.

Männer lieben an Frauen die Schönheit und Zierlichkeit; Frauen an Männern den Ernst und die Kraft.

Der Bart ist des Mannes Schleier, welcher seine Sinnlichkeit umhüllt.

Im süß pomadisirten Kopf, mit glattgeschabtem Kinn
Wohnt Eitelkeit und Lüsternheit, jedoch kein weiser Sinn.

Bärtige Weiber und bartlose Männer sind Irrthümer der Natur.

Ein Mann ohne Bart
Ist von weibischer Art.

Gegensätze suchen sich: Frauenfuß und Männerbart.

Flaumlose Lippen reizen kein Mädchen zum Kuß.

Erst die Bartlippe küßt frisch.

Dem Alter ziemt das Küssen nicht.



Wo der Bart weiß
Starrt der Kuß zu Eis.

Graubartlust und Matronenkuß gleichen den im Spätherbst blühenden Fruchtbäumen — sie sind nur Spielereien der Natur.

Es sei auch, wie es sei:
Ein rosenlippiger Mai
Und ein eisbärtiger Winter
Geben unächte Kinder.

Ein Schneebart auf den Knien vor einem Mädchen erweckt nur Ekel.

Einem grauen Bartpelz geziemt weder Leichtsinn noch Lüsternheit.

Nicht Leidenschaft, wohl aber würdige Ruhe kleidet den bärtigen Greis.

Wer mag, wer darf im Silberbart den Bajazzo spielen?

Den Bart sie schmähn! — Mit glattem Kinn
Soll man sie liebenswürdig wähnen:
Ei! manches glattgeschabte Kinn
Hat Haare auf den Zähnen.

In sinnlich erregten Epochen schwanden mit Ehrbarkeit und Zucht auch die Bärte.

Vor ihrer Reife stechen die beiden Geschlechter nur unmerklich von einander ab; nach der Reife umsomehr. Dem Mann wächst der Bart, dem Weib der Busen. Männer, welche sich den Bart vom Kinn schaben, wollen immer noch unreif scheinen. Ihnen fehlt zum Weibe nichts, als einzig der — Weiberrock.

Wer sein Kinn schabt, lästert die Natur.



Rupfe dem Pfauhahn die Federn aus
Und seine Schönheit wird zum Graus.

Der radikale Unterschied in dem Ideengang der Frauen und der Männer äußert sich vornehmlich in Mode und Körperpflege. Während die Frau den Mangel dessen, was ihr die Natur versagte oder in ungenügendem Maße verliehen, mit Zusätzen nachzuhelfen sich bemüht, — falsche Haare, falsche Busen, Hüften, Waden, Hinterkissen, sowie Schminke, Puder, Farben u. dgl., stutzt sich der weibische Mann auch noch den ihm von Mutter Natur verliehenen Bartschmuck, ja, er entfernt ihn mit vieler Mühe oft ganz aus dem Gesicht.

„Der Löwin ziert des Löwen Mähne nicht!" Dem menschlichen Löwen aber ärgert sie; er schneidet sich die Bartzier von Kinn und Wangen und stempelt sich zum — Weibe.

* Bald Gebot, bald Verbot: der Priesterbart.

* Schnell rührt auf bärtiger Wange die Thräne.

Wächst dir der Bart nicht, darfst nicht grämen!
Muß ja die Frau auch in der Welt
Ihr schönes Dasein bartlos nehmen;
Und bartlos nur sie wohlgefällt.

Der stets bartlos dargestellte Johannes im Kreise der Jünger Jesu ist nur ein Symbol des Weibes unter den Aposteln.

Wie mag es kommen, daß man eine alte Dame, die ihr Haar kräuselt und sich mit Locken ziert, nicht liebgewinnen und einen alten Mann, der sich den Bart färbt, nicht respektiren kann?

In der Natur ist alles Falsche verhaßt und das Erkünstelte widerlich.

Ein Graubartkuß
Gibt keinen Genuß.

Der rauhe Bart hält dem Mann das Herz warm.

Das edle Herz macht den Mann, wie der süße Kern die Nuß, der auch in harter, rauher Hülle wohnt.

Wer leicht auf glattes Aeußere baut,
Hat dem Fuchs und der Schlange sich anvertraut.

Glatte Aale hausen in moräſtigem Gewässer, während die schuppige Forelle nur das reine, sprudelnde Quellwasser liebt.

Die Natur verbessern wollen, heißt den Schöpfer lästern.

Welche schöne Frau möchte sich wohl einen Bart wachsen lassen?

Das Glattschaben des Männerkinns, sagen seine Vertheidiger, sei eine Sache der Mode. — Ei was! die Mode ist ein Institut der Weiber.

Die Mode hat sich zu allen Zeiten gegen die Natur empört. Sie hat den Männern die Bartzier zeitweilig in Bann gethan und den Frauen die Schminke gegeben: Falschheit hier und Falschheit dort.

Zwei Rosse: Eitelkeit und Mode,
Reiten Würde und Zucht zu Tode.

* Ehrwürdig ist der Greis im Bart, der einsam schaut himmelwärts.



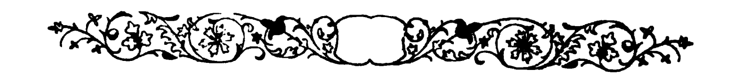


Buch VI.

Gedanken über Staatswesen und Politik.

Man hört nie von der Freiheit reden, als wenn eine Partei die andere unterjochen will, und es auf weiter nichts abgesehen ist, als daß Gewalt, Einfluß und Vermögen aus einer Hand in die andere gehen sollen. Freiheit ist die leise Parole heimlich Verschworener, das laute Feldgeschrei der öffentlichen Umwälzungen, ja, das Losungswort der Despoten selbst, wenn sie ihre unterjochte Masse gegen den Feind anführt, und ihr von auswärtigem Druck Erlösung auf alle Zeiten verspricht.

Goethe: Noten zum „West-östlichen Divan."





Gedanken über Staatswesen und Politik.

„Politisch Lied, ein garstig Lied!"
Weil sich's die Welt so garstig zieht.

Politik ist die Wissenschaft, das Wohlergehen des Staates zu fördern.

Unter Staat aber verstehen wir ein Bündniß der Bewohner eines begrenzten Landes, sich gegenseitig nach bestimmten Regulationen in ihren gemeinsamen Interessen zu schützen und zu helfen.

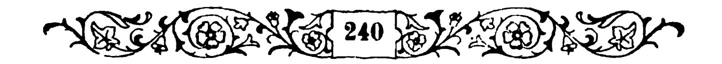
Eine absolute Monarchie ist ein Staat, in welchem ein Individuum (der Fürst) die ausschließliche Macht hat, diese Regulationen nach Gutdünken zu bestimmen. Seinem Kopf müssen sich alle Untergebenen fügen.

Die konstitutionelle Monarchie erkennt zwar den Fürsten als die höchste Person des Staates an, allein die Bürger reserviren sich das Recht, dem Herrscher gewisse Schranken in seinen Machtbefugnissen zu setzen.

Dadurch wird das Prinzip zugestanden, daß nicht das Volk des Fürsten wegen, sondern der Fürst des Volkes wegen da ist.

Fürsten sollen Führer, nicht Beherrscher des Volkes sein.

Die Republik unterscheidet sich von der Monarchie dadurch, daß sie eine von bestimmten Personen unabhängige Organisation ist, während die Monarchie sich direkt an ein besonderes Individuum anlehnt und von diesem ausgehend mehr oder minder ihre Machtbefugnisse deutet.



Alle Monarchien sind aus Republiken hervorgegangen. Die Macht der Einzelnen wächst immer aus der durch Zersplitterung verursachten Ohnmacht der Massen.

Nicht die Fürsten waren zuerst da: im Anfang war das Volk.

Genealogie der Völker und Nationen, bezw. Staaten.

Volk.	Leiter. im Frieden	Leiter. im Krieg.
Individuum.	Individuum.	Individuum.
Familie.	Vater.	Beschützer.
Sippe.	Haupt.	Häuptling.
Klan.	Vorsteher.	Oberster.
	Priester.	
Stamm.		Führer. – Fürst.
Verband.	Oberhaupt.	Herzog.
Bund.	Graf.	Kriegskundiger.
Volk.	Fürst.	Herrscher.
Staat.	Präsident.	König. – Kaiser.
Nation.	Richter.	Imperator.
		Diktator.

In Staaten, wie in Familien sollten die Häupter die Sorgen und Lasten tragen. Die Oberhäupter der Staaten aber kehren diese Ordnung fast immer um: sie ziehen den Genuß und überlassen es dem Volke, die schweren Bürden des Staatshaushaltes zu schleppen.

Das gemeinsame Fürwort „Wir," welches die Herrscher gebrauchen, kündet noch die Subordination des Fürsten unter der Hoheit des Volkes an, in dessen Namen die Majestät spricht. Das stellvertretende „Wir" hat aber schon seit geraumer Zeit die Bedeutung des herrschenden „Ich" angenommen, und häufig hat das „Ich" sogar das ehrwürdige „Wir" verdrängt.

In Monarchien sind Prinzip und Person (des Herrschers) engstens mit einander verknüpft; in Republiken sind Prinzip und Person getrennt.



In Monarchien bestimmt die Geburt den Herrscher; in Republiken die Wahl des Volkes oder dessen Abgeordnete.

In Monarchien gibt es Herren und Unterthanen; in Republiken nur Bürger.

Deshalb wird in Monarchien auch der Knechtsinn, die Unterthanentreue, besonders gepflegt und gepriesen.

Wir mögen über Zweckmäßigkeit und Erfolg einer Regierungsform denken, was wir wollen, das Prinzip einer Erbmonarchie ist ein durchaus naturwidriges, indem es den Herrscher davon abhängig macht, daß er von einer bestimmten Mutter geboren wurde.

Warum sollte nicht jede Mutter das gleiche Recht haben, Königsmutter zu sein?

Eine Republik ist die Macht der Peripherie; eine Monarchie die Herrschaft des Kerns.

Jeder Staat gleicht einem Heer: Nicht die Offiziere, sondern die Gemeinen (das Volk) bilden die Vorposten und die Sicherheit des Heeres.

Sind diese Posten wachsam, so mag der Feldherr getrost der Ruhe pflegen.

Ein Staat ist wie ein Baum: Derselbe kann noch grünen, blühen und Früchte tragen, so lange sein äußerer Kreis (das Volk) gesund ist, wenn auch das Herz (die Regierung) bereits grundfaul sein mag; aber jeder Staat, wie jeder Baum vergeht, wenn seine Rinde gegürtet *) wird.

*) Einen Baum gürten, nennt man in Amerika, wo man mit Eifer Wälder vernichtete, wenn mit der Axt die Rinde des Baumes ringsum durchhackt und etwa eine handbreit abgeschält wird, worauf der Baum verdorrt.



Jeder Staat ist gesund, so lange das Volk nicht korrupt wird.

Alle Republiken, welche zu Grunde gingen, scheiterten an der Versunkenheit des Volksgeistes. Korrupte Monarchien aber fanden stets in dem gesunden, kräftigen Volkssinn ihren letzten Richter.

Wenn das Volk richtet, fließt Tyrannenblut.

Die Politik ist ein unaufhörlicher Kampf einander entgegenstehender Interessen.

Diese Interessen verursachen die Absonderung von Individuen, bezw. Bürgern, die den Staat bilden, in Parteien.

Parteien sind entweder progressiv oder reaktionär. Die sogenannte Mittelstufe, der Konservatismus, ist nur Schein: in Wirklichkeit ist jeder Konservatismus reaktionär.

Wer einen Wagen vom Weiterfahren abhält, wirkt in reaktionärer Weise. Er braucht ihn, um reaktionär zu sein, nicht nach der entgegengesetzten Richtung zu ziehen, denn das ist ebenfalls eine progressive Bewegung, wenn auch in der, den ursprünglichen Zielen fremden Weise.

Bewegung ist Leben; Stillstand der Tod.

Nichts ist dem Staatswesen schädlicher, als die Lethargie, welche einem lange herrschenden Konservatismus folgt.

Schläfrige Zeiten erzeugen faule Völker.

Eine frisch-fröhliche Revolution rüttelt jeden Staat aus einer vorhergegangenen Erschlaffung empor.



In Monarchien bilden die Fürsten und ihr Anhang immer die reaktionäre oder wie sich nennt konservative Partei. Das Volk muß dort stets für den Fortschritt aus sich selbst heraus wirken; seine Führer sind die wahren Progressisten.

Wenn die Reaktion von Frieden spricht, rüstet sie stets zum Krieg gegen den Fortschritt.

In Republiken gehen aus Reichthümern und Monopolen die Vertreter der Reaktion hervor.

Monopol und Kapital sind stets wohlorganisirt. Sie besitzen die nöthigen Mittel, womit sie die besten rhetorischen und litterarischen Talente besolden, die alsdann durch Scheinargumente auf das schlichte Volk einwirken und ihm sagen, daß es sein Heil nur unter den Fittigen der Monopolisten zu suchen hat.

In der Natur sind die Tauben klüger, als manches Volk: die Taube begibt sich nicht unter den Schutz des Habichts.

Wenn ein Staat eine besondere Industrie zwangsweise heben will, die nicht in dem Naturreichthum des Landes begründet liegt, so schafft er nur eine kränkelnde Erwerbsquelle und vernichtet den gesunden Handel.

Daß im Staat, wie in jeder einzelnen Stadt Jeder mache, was er am besten versteht, und daß sich die Produkte frei und ungehindert vertauschen, das ist die wahre Lehre der Volks- und Nationalökonomie.

Wer absetzen will, muß auch brauchen. Jeder auswärtige Handel, jeder Handel überhaupt, löst sich in Tausch auf. Wenn eine Nation nur verkaufen will, so muß sich der Kurs nothwendig heben, und aller Absatz hört auf.

Ausfuhr und Einfuhr eines Landes müssen sich in einer gegebenen Reihe von Jahren gegenseitig decken, sonst stockt der Handel.



Der Export- und Importhandel der Vereinigten Staaten betragen zur Zeit je etwa eintausend Millionen Dollars (viertausend Millionen Mark) per Jahr. Wollten wir aufhören zu importiren, so müßten wir auch aufhören zu exportiren, oder wir würden in beiläufig zehn bis fünfzehn Jahren alles Edelmetall der Welt eingetauscht haben, und welches Tauschmittel gäbe es dann?

Da die übrige Welt sich das nicht gefallen lassen kann, so würde sie den Handel mit uns abbrechen und uns nichts mehr abkaufen.

Wir siebenzig Millionen Amerikaner wollen die übrige Welt mit ihren tausend Millionen Menschen durch unsere Zollgesetze bezwingen! Kann wohl der Säugling die Mutter ernähren?

Schutzzoll ist eine offene Aufforderung an die arbeitenden Klassen zur Vergeudung der eigenen Kräfte.

Jeder Schutzzoll ist ein Angebot für theure Produktion, indem es diese mittelst einer gesetzlichen Autorität gegen die Konkurrenz der billigen Produktion deckt.

Schutzzoll sagt zu dem Bürger: Du darfst nicht so billig kaufen, wie du es anderswo kannst, sondern du mußt uns den durch den Zoll vertheuerten Preis für das, was du brauchst, bezahlen.

Der Staat, der einen Prohibitivzoll (und das ist quasi jeder Schutzzoll) auflegt, wird dadurch Theilhaber an einem offenen Raub. Er ist dann der Garrotteur, welcher den Bürger festhält, während diesem der Monopolist die Taschen plündert.

Unsere (Amerika's) Farmer fangen bereits an, einzusehen, daß der Wohlstand dieses Landes nicht wegen, sondern trotz des Schutzzolles geblüht hat; und daß das System nichts taugt. — Dennoch will man das System nicht fallen lassen, sondern es noch verstärken. (Neujahr 1890.)



Es ist ein Uebel in der Politik, daß man so leicht den Arbeiter und gemeinen Mann durch falsche Vorspiegelungen auf die Seite der Monopolisten zu locken vermag. Das Volk wird eben nie durch Denken, sondern immer nur durch Schaden klug.

Die immerfort wachsende Macht des Kapitals sollte schon an sich ein hinreichendes Wahrzeichen für das Volk sein, daß auf dieser Seite kein Interesse nicht gedeihen kann.

Es ist ein sicheres Zeichen, daß die Wirthschaftspolitik des Staates eine falsche ist, wenn sich ungeheure Vermögen rasch in den Besitz weniger Personen anhäufen.

Monopolisten zerstören das Mark jedes Staates, den Mittelstand.

Weder in den Millionären, noch in dem Proletariat liegt die Kraft eines Volkes, sondern im kräftig entwickelten, gesunden Mittelstand.

Die übermäßige Anhäufung großer Kapitalien bei einzelnen Individuen ist ein ebenso krankhafter Zustand des Staatskörpers, wie die abnorme Verfettung einzelner Theile des physischen Körpers ein Krankheitszeichen und das Merkmal einer falschen Lebensweise ist.

Staaten können ebensowohl falsch leben, wie Individuen, und es ist ihnen gleich gefährlich.

Wenn ein Hund alles Fleisch erschnappt und frißt, das für zehn Hunde bestimmt ist, so müssen die andern neun Hunger leiden.

Wäre das Roß sich seiner Stärke bewußt, so würde es der Mensch nicht bändigen können.

Wüßte der Arbeiter, wo sein Interesse liegt, so würde den Monopolen in jedem Staat bald ein Ende bereitet werden.

Politiker, die viel vom Schutz des Arbeiters reden, sind Gauner, die ihn ausnutzen oder gar ausrauben wollen.

Welches andere Interesse knüpft den Politiker des Monopols an das arbeitende Volk, als die Selbstsucht?

Nationen sind wie die Bienenstöcke; sie bestehen aus Königinnen, Arbeitsbienen und Drohnen. Die Gelehrten und Staatsweisen sind den Königinnen gleich, welche brütend den Geist des Volkes immer auf's Neue beleben; die Arbeitsbienen einer Nation sind die werkthätigen Menschen jeglicher Art, welche die Nahrung und Genüsse schaffen; Monopolisten, Spekulanten und wuchernde Kapitalisten gleichen den Drohnen, die weder den Geist befruchten, noch für den Körper thätig sind, sondern nur den durch den Arbeiterstand zusammengetragenen Reichthum verzehren.

Das werkscheue Gesindel, die aufreizenden Maularbeiter aber sind das Proletariat unter den Drohnen und die gefährlichste Sippe derselben.

Politiker lauschen immer nur auf die schreihalsigen Parteigänger, nie auf das ruhig denkende und duldende Volk. Ein Staatsmann, ein weiser Regent sollte auch Ohren haben für die Stillen.

Die politischen Wogen sind wie die Wogen des Ozeans. Eine folgt immer der andern; aber nur die Oberfläche ist bewegt. Tritt jedoch ein außergewöhnlich mächtiger Sturm ein, so wühlt er das Meer bis zum Grund auf. Ein politischer Orkan äußert sich stets in einer allgemeinen Umwälzung von Parteien und Regierungen.

Ein politischer Umschwung erfolgt nie durch die lärmende Masse; die Stillen im Lande verursachen ihn.

Für das Volk und seine Freiheit ist es ein Segen, daß die Politiker in solchen Krisen zumeist mit Blindheit geschlagen sind. Dadurch beseitigen sie sich selber und frische Kräfte treten an ihre Stelle.



Ueber die Umwälzungen der Staaten im Alterthum hat Volney in seinen „Ruinen" ein treffliches Bild gezeichnet. Aber sind die Ursachen, welche damals die Staaten stürzten und Regierungsformen umwälzten, nicht noch heute in derselben Richtung thätig? Man lese die folgende Stelle aus dem elften Kapitel und wende sie auf die gegenwärtigen politischen Zustände in den Vereinigten Staaten an, und ziehe daraus die passende Nutzanwendung:

„. . . . . Als ein auf seine Freiheit eifersüchtiges Volk öffentliche Vertraute zur Staatsverwaltung ernannt hatte, eigneten diese Vertrauten sich die Macht zu, die sie nur bewahren sollten. Sie benutzten die öffentlichen Gelder, um die Wahlen zu kaufen, um sich Anhänger zu verschaffen, um das Volk unter sich selbst zu entzweien. Durch solche Mittel machten sie sich aus zeitweiligen zu ständigen, aus wahlabhängigen zu dauernden Inhabern der Macht, und der durch die Ränke der Ehrgeizigen, durch die Freigebigkeit der beunruhigten [und habsüchtigen] Reichen, durch die Käuflichkeit der müssigen Armen, durch das Streberthum und die Volksschmeicheleien der Redner, durch die Verwegenheit der verderbten und die Schwäche der tugendhaften Menschen zerrüttete Staat ward ein Raub aller Uebel und der Schrecken der Volksherrschaft.

„In dem einen Lande stifteten die Vornehmsten, die sich an Kräften gleich waren und sich gegenseitig fürchteten, ruchlose Verträge, schändliche Verbindungen: sie theilten Macht, Rang und Ehrenstellen unter sich und eigneten sich Vorrechte und Freiheiten zu. Sie traten zusammen, bildeten abgesonderte Stände (Parteien) und übermannten das Volk unter dem Namen Aristokratie durch Aufstachelung der niedrigsten Leidenschaften, wobei Volk und Staat zu Grunde gerichtet wurden.

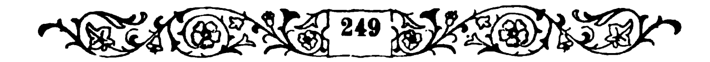
„In einem andern Lande mißbrauchten heilige Betrüger, die durch andere Mittel nach dem gleichen Ziele strebten, die Leichtgläubigkeit unwissender Menschen. Im Dunkel der Tempel und hinter den Vorhängen der Altäre ließen sie die Götter reden und handeln, verkündeten Orakelsprüche, zeigten Wunder, ordneten Opfer an, legten Abgaben auf, schrieben Stiftungen vor, und unter dem Namen Theokratie wurden Volk und Staat von hab- und herrschsüchtigen Priestern gequält. . . . . . .

„Die Despoten (könnte in unserer Zeit „Parteibosse" heißen), welche die Reiche als ihre Güter und die Völker als Eigenthum betrachteten, er-

laubten sich Plünderungen und den unordentlichen Gebrauch der willkürlichen Macht. Alle Reichthümer des Staates wurden auf Privatausgaben, auf persönliche Phantasien verwandt, und in der Langeweile ihrer Uebersättigung überließen sich die Mächtigen allen künstlichen und verkehrten Launen: sie mußten schwebende Gärten, auf Berge geleitete Flüsse haben, sie verwandelten fruchtbare Felder in Parks für wilde Thiere, leiteten Seen durch trockenes Erdreich, thürmten Felsen in den Seen auf, ließen Paläste von Marmor und Porphir erbauen, verlangten Geräthe von Gold und Demanten. Die Religion zum Deckmantel nehmend, gründeten sie stolze, gewaltige Tempel, verliehen müßigen Priestern Schenkungen und Einkünfte, und errichteten für Skelette ungeheure Grabmähler, Mausoleen und Pyramiden. Während der ganzen Dauer von zahlreichen Regierungen wurden Millionen Hände zu dergleichen nutzlosen Arbeiten verwendet. Die Speichellecker der Fürsten ahmten ihren Luxus nach; er verbreitete sich von Klasse zu Klasse bis auf den niedrigsten Rang und wurde so die Quelle des gemeinsamen Verderbens und der Armuth.

„Bei dem unersättlichen Durst nach Genuß reichten die gewöhnlichen Steuern nicht mehr aus, man erhöhte sie also. Der Ackersmann aber, der seine Arbeit sich mehren sah, ohne Schadloshaltung dafür zu finden, verlor den Muth; der Kaufmann, der sich beraubt sah, ward seiner Betriebsamkeit müde; die zu beständiger Arbeit verdammte Menge schränkte ihre Arbeit auf das Nothwendige ein, und aller Thätigkeitstrieb ward vernichtet.

„Da die gehäuften Abgaben den Grundbesitz lästig machten, so verließ der kleine Eigenthümer sein Feld oder verkaufte es an den Reichen und das Vermögen zog sich in eine kleinere Zahl von Händen zusammen. Und da alle Gesetze und Einrichtungen diese Anhäufung begünstigten, so theilten sich die Nationen in eine Gruppe reicher Müssiggänger und einer Menge armer Arbeiter. Das geringe Volk sank tiefer, die gesättigten Großen geriethen auf Abwege, und da die Anzahl der bei der Erhaltung des Staates interessirten Glieder beständig abnahm, so wurde seine Stärke und seine Existenz um soviel unsicherer. Da ferner von der andern Seite kein Gegenstand der Ermunterung, des Nacheiferns geboten würde, verfielen die Menschen in tiefe Unwissenheit .... und die Nationen gingen in Trümmer."



Das ist der Geist der aus den Ruinen von Theben und Ninive, von Troja und Babylon zu Volney redete von ehemals mächtigen Völkern. Ob das Bild auch auf unsere gegenwärtigen Zustände paßt? — Ist es nicht ein Blick in die große und kleine Politik der Jetztzeit? Lebt nicht die Habsucht unter uns, aus welcher die Monopole und Millionäre hervorgingen? Der Wohlstand gebar die Ehrsucht und die Ehrsucht das Strebertum und die politische Korruption, dessen Frucht, ein mit Geldsäcken und Strebern gefüllter Senat, als reifer Apfel der Verderbtheit des Geistes am Baum des Staates üppig prangt. Käuflichkeit von Volksvertretern gibt es wohl zur Zeit überall, aber wo mehr, als in dem christlich-puritanischen Amerika? — Nun, lieber Leser, blick nach diesen kurzen Anmerkungen noch einmal in den jetzt vor hundert Jahren aufgestellten Spiegel Volney's, und sieh zu, ob er nicht noch immer dasselbe getreue Bild zeigt!

Auch für andere Nationen liegt ein moralisirender Zug in dieser Betrachtung des Bildes der vor Jahrtausenden blühenden und zu Ruinen versunkenen Völkerschaften und Staaten.

Im gegenwärtigen Parlamentarismus, der alten sowohl, als auch der neuen Welt, bekämpfen sich drei Despotien:

1. Der Despotismus der Idee — die Neuerer.
2. Der Despotismus des verjährten Dünkels — die fossilen Antiquitätspolitiker.
3. Der Despotismus der gemeinen Ränke — die selbstsüchtigen Interessenpolitiker.

In Europa wiegen die beiden ersten Klassen vor, in den Vereinigten Staaten die letzte.

Der Wohlstand eines Staates kann nicht durch Gesetze geschaffen, wohl aber durch Gesetze gelähmt werden. Die unausgesetzte Thätigkeit, nicht die Schlauheit schafft Werthe.

Kann man wohl durch Gesetz die Sonne scheinen oder es regnen lassen?

Durch Ueberladung mit Werthzeichen, bezw. Geld, kann kein Staat seine Bürger reicher machen. Dadurch werden nur Geldunterschiede geschaffen: und das gute Geld kriecht stets in die vollen Kisten und Gewölbe der Reichen, während das schlechte, gleich den Bettlern, auf den Gassen umherläuft. Das Volk aber wird durch eine Ueberhäufung mit Geld und Geldwerthzeichen mehr und mehr von den Reichen, den Millionären abhängig.

Verschiedene Währungen brüten Wechslerbuden im Lande — das gemeine Volk muß immer das Agio bezahlen.

Nicht auf die Masse, auf die Güte des Geldes kommt es an.

Der Thaler, welcher in aller Herren Länder einen Thaler gilt, ist der einzig gute Thaler des Volkes.

Unsere puritanisch-heuchlerischen Politiker haben den Silberdollars dieses Landes das Motto aufprägen lassen: "In God we trust!" — Kann man sich eine offenere Bloßstellung des lügnerischen Gebahrens dieser frömmelnden Heuchlersippe denken? Diese gottvertrauenden Dollars, das weiß alle Welt, sind nichts als ein abscheulicher Betrug, eine Ausplünderung der ärmeren Klassen. Ein fünfzig Cents oder noch minderwerthiger Dollar stolzirt da einher und spricht mit pharisäischer Würde: Ich bin hundert Cents — "In God we trust!"

(1890.)

Das soll ein großer Steuermann sein
Und lenkt das Schiff auf die Riffe? —
Wenn das Staatsschiff zerschellt, ihm machts keine Pein:
Er lenkt nur praktirende Griffe.

Scheer, Mann, deine Segel und wende das Steuer!
Siehst du nicht das silberne Ungeheuer? —
„Nach uns mag das Ungeheuer spuken,
Wenn wir nur den kostbaren Raub erst verschlucken."



When piety and pelf go into partnership hell furnishes the capital, and the devil gathers the profit.

Wer enträthselt die toll gewordene Sphinx der amerikanischen Politik?

Vom Kapitol zum Narrenhause ist jetzt — gar kein Schritt mehr.

Hieß kaum das Schwarzgeblüt frei, so wurde es zum Spielball unsauberer Politiker.

Scheinheilige Philanthropen,
Unheilige Popen:
Frömmelnde Gesichter
Sind Diebesgelichter.

Noch war das falsche Spiel mit den schwarzen Menschen nicht zu Ende, als schon ein neues Betrugspiel begann; diesmal mit dem weißen Metall. Und wiederum trumpften sich die politischen Gauner als Wohlthäter der Menschheit und besonders der arbeitenden Klassen auf, in deren Taschen sie ihre mauschelnden Krummfinger hatten und noch haben.

Wann werden denn die Dummen alle? —
So lang' es Menschen gibt wohl nicht:
Stets fliegen die Gimpel in die Falle,
Stets flattern die Motten in's Kerzenlicht.

Unter allen Wissenschaften ist Politik die am mindesten entwickelte.

Es gibt kaum eine neue politische Wahrheit, welche die alten Griechen nicht schon gekannt haben.

Denker nennen die Griechen, Zeitungsklecker jeden politischen Demagogen weise.



Die Politik ist wie eine Tretmühle. In der Politik marschiren die Völker seit undenklichen Zeiten unablässig fort und bleiben doch stets auf demselben Fleck.

„Bei den Griechen," sagt Goethe, „deren Poesie und Rhetorik einfach und positiv war, erscheint die Billigung öfter, als die Mißbilligung." — Wenden wir diesen Ausspruch auf den heutigen politischen und sittlichen Zustand des amerikanischen Volkes an, so wird es uns klar, daß wir, dem Wesen nach, das den Griechen am entferntesten stehende Volk sind, weil hier fast alle politische und gesellschaftliche Agitation in wechselseitigem Tadel besteht. Deshalb ist unsere Politik in der Neuzeit auch so tief gesunken, und mit ihr unsere Poesie nnd Rhetorik, die in den biederen Tagen der Republik so herrliche Früchte trugen. Verlor sich nicht die Redekunst eines Patrick Henry, eines Gallatin, Webster, Henry Clay, Calhoun, Benton, William Allen, Douglaß, Pugh, Sumner ꝛc. neuerdings fast ganz in dem Pfuhl der gemeinen Witzeleien, bombastischen Phrasen und pöbelhaften Persönlichkeiten?

Alle politischen Argumeute, die man heute in den Hallen des Kongresses vernimmt, resummiren sich auf das Verdächtigen, Anschwärzen und Anklagen der gegnerischen Parteien, untermischt mit jingoistischem *) Geprahle, statt daß sie auf Prinzipien und wirkliche Verdienste fußen sollten.

Ein Volk, das sich gegenseitig mit Koth bewirft, hat keine sauberen Hände.

Parteien in der Politik sollten nicht als Feinde, sondern als Freunde und Mitkämpfer auf dem Felde zur Wahrung der Wohlfahrt des Staates erscheinen, um das beste Interesse des Volkes zu fördern.

Wer nur auf die Früchte des Nachbarn schmäht, hat kein eigenes nutzbringendes Ackerfeld.

---

*) Jingoismus, von dem Bekräftigungsausruf: By Jingo! nennt man das prahlerisch rohe Gebahren und äußerliche Spreizen mit falschem Patriotismus, der sich gern in großmännischem Kriegsgeschrei dem Ausland gegenüber kundgibt.



Die größten Gegner einer ehrlichen Politik sind diejenigen, die beständig von der Ehrlichkeit in der Politik reden.

Individuelle und Klassen-Interessen sind die immerwährenden Feinde einer ehrlichen Politik.

Woran man die rechte Seite in der Politik erkennt? — Diese argumentirt zeitgemäße Fragen, während die falsche Seite vergangene Errungenschaften, fremde Fragen und die Handlungen fernstehender Individuen diskutirt. Dadurch sucht sie die Aufmerksamkeit der gedankenlosen Menge von der eigenen Unzulänglichkeit abzulenken und den Volksgeist zu verwirren, auf daß das Naheliegende, die eigentliche Brennfrage, nicht beachtet werde.

Politiker, welche fremde Fragen bei den Volkswahlen in ihre Besprechung ziehen, haben durchwegs unlautere Absichten. Sie sind wie die Diebe, die am liebsten im Finstern stehlen.

Den Dieben verschließt man die Thüren; warum sollte man den falschen Politikern nicht die eigenen Ohren verschließen?

Politiker, die vor fremden Thüren kehren, haben selber ein schmutziges Haus.

Parteien, die keine lebendigen Fragen haben, sollten sterben.

Wer bloß auf die Vergangenheit pocht, ist in der Gegenwart nicht fein sauber.

Falschspieler sind auch in der Politik zu fürchten und zu meiden.

In keinem Lande ist die Politik so sehr Gemeingut des Volkes, als in den Vereinigten Staaten.



Wir sind alle Politiker, verstehen aber nur wenig von der Politik.

Das allerwenigste Verständniß davon haben die sogenannten Professionspolitiker. Hierzu geben sich auch nur die schlechtesten Menschen her.

Dem Gewitter geht häufig ein Sturmwind vorher, welcher den Staub aufwirbelt. So gehen den politischen Wahlen in den Vereinigten Staaten auch öfters Stürme voraus. Diejenige Seite, welche dabei den meisten Staub aufwirbelt, ist die windigste in ihren Prinzipien. Das reine Weizenkorn ist schwerer, als die Spreu und stäubt nicht so leicht im Winde umher, wie diese.

Diejenige Partei, die das mindeste Werthkapital hat, klingelt am meisten mit dem Beutel, um den Wählern glauben zu machen, es seien, statt Spielmarken, goldene Adler darin.

Prinzipienerklärungen (der sogen. Platformen), die alles versprechen, halten nichts.

Es gibt keine Wissenschaft, in welcher so viel gepfuscht wird, als in der Politik. Warum? — Weil zumeist Pfuscher darin das tonangebende Wort führen.

Pessimisten sind schlechte Politiker: Sie treiben immer nur eine negative Politik.

Wechsel in der Parteiherrschaft ist einem freien Volke ebenso nöthig, als dem Bach das Fließen. Lange stehende Wasser werden faul; lange herrschende Parteien korrupt.

Die Amerikaner haben bis zum Jahr 1876 die Maxime des fair play in der Politik beobachtet. Dieses war die Selbstregulative ihres so sehr aufregenden Staatswesens.



Daß diese Maxime stark in der Abnahme begriffen, ist ein schlimmes Zeichen der Zeit, und nur der allzulangen Herrschaft einer Partei zuzuschreiben, die fast ausschließlich ihre Machtstellung auf vergangene Errungenschaften behauptete.

Auch in der Politik gibt es eine rächende Nemesis, die der bösen That stets auf dem Fuße folgt.

Das lebhafteste Beispiel in jüngster Zeit lieferte Präsident Hayes. Er hat den thörichtesten Schritt gethan, den nur ein Mensch thun konnte, der auf einen guten Namen in der Geschichte Anspruch erhebt, indem er das **fair play** mißachtete. Die Nemesis folgte seiner usurpatorischen Handlung auf dem Fuß. Hayes war der erste Präsident der Vereinigten Staaten, der schon bei lebendigem Leibe vergessen wurde, und dem nur der Name eines politischen Herostrates nachlebt.

Der Vergleich sei nicht zutreffend, meinst du? — Herostrates wollte seinen Namen für die Zukunft sichern, und zündete deshalb den schönsten der Tempel Griechenlands in Brand. Hayes wollte seinen Namen in der Reihe der Präsidenten der Vereinigten Staaten verewigen, und zerstörte das Palladium der Republik: die Heiligkeit der Wahl; indem er das Amt usurpirte, das einem Andern rechtmäßig gehörte.

Der Verfall der nordamerikanischen Republik wird nicht von Grant datiren, sondern von Hayes; wie der Verfall der römischen Republik nicht von Cäsar sondern von Oktavian datirt.

Für Hayes in der künftigen Geschichte der Vereinigten Staaten war die Wahl Cleveland's von höchstem Werth, weil damit die Kette brach, an welcher bereits der Untergang des republikanischen Systems hing.

Jetzt haben wir erneute Hoffnung, daß die Republik auch in der Zukunft noch längeren Bestand haben wird, obwohl sie damals bereits am Rand des Umkippens stand.



Es thut immer weh, wenn einem alte Sünden vorgehalten werden, aber Thatsachen sind hartköpfig.

Begangene Sünden, wie Queckenwurzeln, kann man nicht begraben, sie wachsen immer wieder aus dem Boden der Vergessenheit hervor.

Das Streberthum in der amerikanischen Politik verdirbt die gesunde Volksaktion. Jeder will höher hinauf — klettern oder kriechen: und es ist in der erreichten Höhe doch keine Ehre zu holen, wenn man die Ehre nicht selbst im Herzen hat.

Man sagt, der Ehrgeiz treibe Leute dazu, Geld zu opfern, um ein Amt zu erhalten: Treibt dann aber die Habsucht diese Leute nicht auch dazu, die ehrliche Verwaltung ihres Amtes für Geld zu verschachern?

Wer sich für Geld in ein Amt einkauft, wird ebenso gewissenlos sein Amt zu selbstsüchtigen Zwecken verwalten und das Wohl des Volkes auch für Geld verkaufen.

Geben und Nehmen sind treue Brüder:
Was der Rechte verschenkt, stiehlt der Linke bald wieder.

Wer ein öffentliches Amt kauft, gibt die öffentliche Wohlfahrt dafür als Bezahlung hin.

Gekaufte Ehre, Judasehre.

Die Frage, in welchem Amt du dich befindest, ist unwesentlich; wichtig ist nur die Frage, wie du das Amt verwaltest. Das Amt adelt dich nicht, wenn du das Amt nicht adelst.

Ein Volk muß tief gesunken sein, das nicht auf die Ehrlichkeit seiner Diener sieht.



Das Volk ist Richter an der Wahlurne. Wenn der Richter nicht die Unehrlichkeit strengstens bestraft, hat dann nicht der Dieb die offene Einladung und das freie Recht zum Stehlen?

Ein Volk verdient es, nicht besser zu sein, als es sich selber haben will.

Politiker, welche sich auf die Wohlfahrt und den Nutzen des Volkes berufen, müssen, wenn sie wirklich gelten wollen, ihre eigene Uneigennützigkeit zuerst klar beweisen.

Mit schönen Worten beweisen, ist kein Beweis, wenn die Worte nicht durch augenfällige Thaten bestätigt werden.

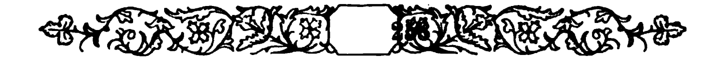
Maultugend,
Faultugend.

Die amerikanische Politik liegt im Argen! Die Vergeudungs-Gesetze auf der einen Seite und Steuerschrauben-Gesetze auf der andern, verbunden mit der offenkundigen Vergünstigung von Monopolen und deren Bereicherung auf Kosten des Volkes, wie sie seit langer Zeit den Kongreß beschäftigen, haben sich auch auf die einzelnen Staaten und Munizipalitäten des Landes in erschreckender Weise ausgedehnt. Alles will rauben und plündern, öffentliche Beamte stehlen überall und das Beispiel scheint aller Orten Nachahmer zu finden. Weh dem Lande und seiner Zukunft!

Aber wie das Volk, so die Beamten.

Schlechte Regierungen sind den Karrikaturen zu vergleichen. Statt der Politik Würde zu verleihen, geben sie dieselbe dem Hohngelächter der Welt, besonders der denkenden Menschheit preis.

Jede Politik, die nicht naturgemäß gerecht ist, muß fallen. Falsche Vorspiegelungen mögen ein recht hübsches Gesicht zeigen, aber wenn die Maske abgenommen wird, erscheinen sie als häßliche Fratzen.



Zölle, zur Stärkung der Finanzen des Staates, lassen sich nicht dadurch zum Erfolg machen, daß man den geschäftlichen Verkehr zu Gunsten der heimischen Konkurrenz durch abnorm hohe Zölle unterbindet. Jeder übermäßig hohe Zoll wirkt prohitiv und schadet dem Einkommen des Fiskus.

Eigennutz nützt nicht,
Zuviel Schutz schützt nicht.

Ambraduftige Worte geben die Habsuchts-Politiker, in den Thaten aber werden sie anrüchig und dann stinken sie.

„Alles für das Volk, nichts durch das Volk!“ war der Wahlspruch Friedrich Wilhelm's IV. Aber die naturgemäße Quelle aus welcher Fürsten und Regierungen ihre Nahrung ziehen, ist immer wieder das Volk. Dieses wird im geeigneten Zeitpunkt sich geltend machen und dann Wehe den Friedrich Wilhelm's!

Wenn der Gedanke in einem Volke allgemein zu werden beginnt, daß eine Regierung nur ein Uebel ist, dem man so viel wie möglich ausweichen müsse, so ist schon der Staat zur Hälfte zerrüttet.

Ein mit getheilter Achtung entgegengesehenes Parlament, kann nicht mit Vortheil für den Staat wirken. Es entspinnt sich dann fast immer ein Kampf um Interessen, zumeist solche der selbstsüchtigsten Art.

Der Parteienkampf in einem parlamentarischen Staate ist schlimm genug; wenn aber allgemeines Mißtrauen dadurch erweckt wird, so eilt ein solcher Staat in's Verderben. Der Kampf zwischen Regierten und Regierenden ist unvermeidlich. Solcher Kampf reibt alle Grundsätze auf, und wo Grundsätze fehlen, blüht kein gesegnetes Staatswesen.

In Republiken beobachtet fast jeder Bürger den andern, leider nicht immer aus Patriotismus, sondern vorwiegend aus Neid und Mißtrauen.



Strenge Kritik der Regierung und der Parteien, ist zu loben; aber die Kritik muß aufrichtig sein.

Eine Kritik muß analisiren und klarstellen, nicht verdächtigen. Verdächtigungen sind so verabscheuungswürdig, wie Lüge und Betrug.

Napoleon Bonaparte sagte zwar: „Das Herz eines Politikers muß in seinem Kopf liegen.“ Wie aber, wenn ein Napoleon darüber seinen Kopf verliert? Immer auf dem rechten Fleck, mein Herz, auch in der Politik!

Utilitäts-Politik ist Augenblicks-Politik. Der Augenblick geht rasch vorüber und die Nützlichkeit verliert sich im Strudel der Zeit und wird dann oft zum Verderben der Gelegenheits-Politiker.

Es ist amüsant zu beobachten, wie strenge Parteigänger, welche vor der Wahl den Kopf so hoch wie Goliath trugen, nach einer Niederlage den Finger klug an die Nase legen und die Deutung ihres Verlustes irgendwo sonst suchen, als gerade dort, wo die wirkliche Ursache sitzt. Es ist dies der alte, so oft schon als unnütz erkannte Trick, sich selbst und Andern etwas weiß zu machen. — Bei den Zeitungsschreibern, die sich von der gelben Journalisterei ernähren, ist dieses Manöver leicht erklärlich: Sie suchen nur ihre Unwahrheiten durch eine neue Unwahrheit zu verdecken.

Jede Politik die auf spezifische Uebereinkommen zum Vortheil Einzelner, gegenüber der Gesammtheit sich aufbaut, ist eine Lüge und ein Raub an dem Gemeinwesen.

Wahre, aufrichtige Politik kann nicht durch Unterhandlung bezweckt werden. Jede Wahrheit ist ein fester Begriff, der sich nicht an der Wurzel beschneiden läßt, ohne den Baum zu tödten.

Die Politik der Gegenwart ist zu einem Spiel herabgesunken, wobei das Volk die Marken zahlt.



Es ist dies ein seltsames Spiel, weil oft der Gewinnende das Spiel verliert.

Wird dabei zu hoch gespielt, so fordert das Volk die Marken ein oder weigert sich, sie weiter zu liefern, und dann wird die bankhaltende Partei außer Dienst gesetzt.

Die sichtbaren Spielobjekte sind Kriegsheere, Marine, Staatshaushalte, Handel und Gewerbe, was aber zumeist in's Spiel kommt, das sind die nicht sichtbaren Taschen der Staatsbürger. Wenn diese versagen, so wird die leitende Macht bankerott und die Bank gesprengt, wobei in früheren Zeiten oft der Bankhalter den Kopf verlor.

In der Politik geht nicht alles politisch zu:

Unpolitisch ist es, Etwas durch Gesetz erzwingen zu wollen, das gegen die öffentliche Meinung einer Volksmehrheit oder selbst einer fast ebenbürtigen Minorität verstößt.

Unpolitisch ist es, wie die Kinder, für Kriegs-Spielsachen Geld zu verlangen, wenn im Familienhaushalt Brod nöthiger wäre.

Unpolitisch ist es, mit der brennenden "sic volo" etikettirten Cigarre auf dem offenen Pulverfaß des Volkswillens umherzufackeln, welches leicht explodiren kann.

Unpolitisch ist es ferner, im letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts Anschauungen zur Geltung zu bringen suchen, die seit dem fünfzehnten Jahrhundert veraltet sind.

Und unpolitisch ist es immer, vor fremder Leute Thüren zu kehren, wenn im eigenen Hause genügend Unrath vorhanden ist, um den Besitzer in nützlicher Thätigkeit zu halten.



Die größte Quelle der politischen Korruption in den Vereinigten Staaten ist die Presse.

Die Presse schreit stets über Bestechlichkeit im öffentlichen Leben und wird mehr bestochen und ist öfter mit Bestechungen identifizirt, als alle übrigen Faktoren zusammengenommen. Sie ist das agens confusionis, das Werkzeug der Verwirrung der Bürger.

Aemter- und Anzeigenpatronage sind die Beute, nach der sie haschen. Dieser zu lieb opfert die Presse ihre Unabhängigkeit und verschreibt sich der Lüge.

Aufrichtigkeit ist eine der Parteipresse fast ganz abhanden gekommene Tugend.

Was ein Parteiblatt sagt, muß man prima facie als Unwahrheit betrachten, bis die Wahrheit anderweitig bestätigt wird. Nur dann geht man nicht irre.

„Die deutsche Presse in den Vereinigten Staaten ist eine unbedingte Nothwendigkeit so lange, als die deutsche Einwanderung in Amerika anhält."
(Karl Schurz in seiner Cincinnatier Rede, 5. Sept. 1897.)

Sicherlich! Aber die deutsche Presse sollte deshalb auch auf einem mehr idealen Standpunkt sich stellen, als dem des Parteikleppperthumes, was leider bei den meisten Blättern nicht der Fall ist.

Die Selbstsucht vieler Herausgeber deutsch-amerikanischer Zeitungen unterdrückt die Aufrichtigkeit ihrer Blätter, und diese sind, statt Führer, Verführer des Volkes.

Der Herausgeber einer Zeitung muß seine Rechnung dabei haben, aber er darf kein Judas sein, der seine Leser für die ihm zufallenden Silberlinge von Aemtern oder Patronage mit falschem Kuß verkauft.



„Von der sogenannten gelben Journalisterei ist die deutsche Presse des Landes noch fast ganz verschont geblieben.“ (Karl Schurz. Ebendas.)

Wenn das nur wahr wäre! — Als Herr Schurz den Ausspruch that, saßen neben und um ihn deutsch-amerikanische Journalisten, die tagtäglich in ihren Blättern den politischen Seelenverkauf treiben, und sie wurden nicht einmal roth in ihren Gesichtern.

Die Presse ist der Stecken, womit der politische Teich aufgerührt und trübe gemacht wird, damit die Korruptionisten gut Fische fangen können.

Wenn jede von Politikern und politischen Blättern geäußerte Lüge nur ein einziges Sandkorn wäre, so würden sie einen Berg geben, größer als der Chimborasso.

“Manus manum lavat!” ist bei den Handwerkspolitikern eine stehende Regel, und haben doch alle schmutzige Hände.

Ich verwünsche das ewige Gefasel von der Majestät der Mehrheit bei Volksabstimmungen. Mehrheiten sind Lasten, die mit Vorliebe die Freiheit erdrücken.

Volksgunst,
Volksdunst.

Manchmal ist die Volksgunst eine käufliche Waare, die mit glatten Worten oder sogar oft mit klingender Münze erkauft wird.

Ein elenderes Geschöpf gibt es in der weiten Welt nicht, als ein Bürger, der seine Stimme verkauft.

Ich nenne das politischen Kombabismus, der weit verächtlicher ist, als die physische Selbstverstümmelung.



Wenn Wähler Waare werden, wird das Wohl des Staates verkauft.

Gegen das Bestechen der Stimmgeber bei Wahlen wüßte ich nur ein Mittel: Die Bestochenen, so verachtungswürdig und strafbar sie auch sein mögen, sollten, wenn sie freiwillig als Ankläger auftreten, nicht nur straffrei ausgehen, sondern noch belohnt werden; die Käufer aber und ihre Auftraggeber bestrafe man mit bürgerlicher Entrechtung.

Es würde dann bald keine Käufer mehr geben — und ohne Käufer läuft die Waare umsonst im Markt umher.

Ein Beamter, der durch Wahlbestechung sich in ein Amt einkauft, wird sich auch nicht scheuen, das Amt zu prostituiren.

Unehrliche Wahl, unehrliche Verwaltung.

Parteifanatismus ist der größte Krebsschaden, der einem politischen, auf volksthümlicher Basis begründeten Staatswesen anhaften kann. Er wird durch feile Menschen und eine feile Presse genährt, frißt immer weiter um sich und zerstört schließlich jeden gesunden Volkssinn.

Gewählt wird ein neuer Gemeinderath:
Die Bauern sich drängen herbei.
Ich fragt' einen, wer ihr Kandidat
Und was seine Fähigkeit sei? —

Der schaut mich mit großen Augen an,
Und spricht zu mir: „Ei, ei!
Hans Ohnewitz ist unser Mann,
Der wird gewählt, Juchei!" —

Hans, der weder lesen, noch schreiben kann
Und die Dummheit selbst ist nebenbei? —
„Was geht uns dem Hans seine Dummheit an?
Er gehört zu uns'rer Partei!"



Es gibt auch in den großen Städten der nordamerikanischen Union genug solcher Bauern, und diese rechnen sich sogar zur Partei der höheren Intelligenz! — — —

Auch Republiken haben ihre Schattenseiten, welche die Lichtseiten der Monarchien umso heller erscheinen lassen.

Man muß in der Politik, wie in Glaubenssachen, seine Meinung frei und offen allezeit aussprechen, auch wenn das Volk sie nicht hören will. Meinungen sind wie Schneeballen, je weiter man sie rollt, desto größer werden sie: zuletzt wird vielleicht noch eine Lawine daraus.

Parteien, welche nur auf die Schwächen der Gegenpartei ihre Berechtigung und ihren Erfolg bauen, sind nicht existenzberechtigt.

Zwischen zwei Uebeln in der Politik wähle ich — keines von beiden. — Hundert Esel machen noch nicht ein einziges Pferd.

Mein Freund wendet ein, daß ein Esel besser sei, als gar kein Pferd. Ich mag aber keinen Esel reiten.

Unter der Administration des Präsidenten Monroe war bekanntlich die „Era des Wohlwollens" (the Era of good feeling). Gegenwärtig (1892 – '98) dürfen wir wohl sagen, daß wir uns in der „Zeit des Uebelwollens" befinden.

Wenn böse, selbstsüchtige Männer die Leiter der Parteien sind, so äußern sich die politischen Zustände in fieberhafter Unruhe der Bürger.

Was hastet ihr euch um tolles Zeug?
Seid nur gemüthlich, vertraget euch!

Die Menschen sind große Thoren, daß sie sich in politischen Dingen so sehr übereifern. Unruhe ist ein Krankheitssymptom am politischen, wie am physischen Körper. Quacksalber (auch die politischen) sind dann bemüht, diesen fieberhaften Zustand künstlich aufrecht zu erhalten, aus wohlbekannten Gründen.

Die Lust, an der Politik theilzunehmen, hat zwei Triebfedern: Die Einen suchen darin die Befriedigung des persönlichen Ehrgeizes; die Andern setzen die Spekulation und den pekuniären Gewinn an die Stelle des Ehrgeizes. Jenes sind Ideal- dies Realpolitiker.

Realpolitiker wollen „machen, was zu machen ist.“ Zu diesen gehören in den Vereinigten Staaten die Geldsäcke im Senat, wie sie sich seit dem Bürgerkrieg darin breit machen.

Je mehr ein politischer Matador schreit und raisonnirt, desto sicherer kann man darauf rechnen, daß er ein Marktschreier ist, der gern eine reiche Beute einernten möchte.

Politiker, welche viel vom Wohl des Staates reden, halten sich selbst für den Staat.

Wenn ein Reicher, ein Millionär für ein Amt auftritt, d. h. von einer Partei für ein Amt zur Wahl vorgeschoben wird, so liegt die Absicht nahe, daß er sich die Wahl kaufen soll. Die politischen Professions- Tagelöhner sind immer bereit, für ein gutes Handgeld schmutzige Arbeit zu verrichten, und wer viel Geld hat, kann solchen Sold leisten.

Wo ein Reicher schreit: „Ich will das Wohl der Armen!“
Da mag der gute Gott der Armen sich erbarmen!

Es ist erstaunlich, mit wie geringen Mitteln man den Massen glauben machen kann, man besitze diese oder jene besondere Wissenschaft, bezw. Fähigkeit, ja, dem Volk sogar die Idee beizubringen vermag, daß man ein



Weiser oder ein Held sei. Man braucht nur das, was man über Staatswesen und Politik vortragen will, in einer etwas anderen, als der eben gebräuchlichen Art zu äußern.

Die Leute suchen die Weisheit immer in einem andern Hause, statt in dem eigenen. Schlaue Menschen wissen sich diese Befangenheit zu Nutze zu machen. Sie argumentiren deshalb von einem zur Zeit nicht üblichen Standpunkt, und da der Reiz der Neuheit fesselt, so finden sie Glauben und Beifall, wie schaal und haltlos auch ihre Theorien sein mögen.

Ich habe einen deutsch-amerikanischen Politiker gekannt, welcher lange Zeit als ein großes Licht galt, einzig deshalb, weil er mit seinen politischen Demonstrationen immer um ein Geringes von allen übrigen Darstellern der Parteifragen abwich und dabei seine Worte in phrasenreiches Halbdunkel hüllte. Der Mann wurde nach und nach von einem Standpunkt auf den andern gedrängt, und er durchlief dann den ganzen Radius der politischen und nationalökonomischen Theorien, von Antisklaverei zur Prosklaverei, vom Freihandel zum Schutzzoll, vom Hart- bezw. Goldgeld zum Lappengeld und unterwerthigen Silber, von Autonomie der Staaten und Munizipalitäten zur Zentralisation und wieder zurück zur Staatsrechtslehre; er war Mitglied aller Parteien und gehörte dennoch keiner an. Im Laufe der Zeit wurde seine Oberflächlichkeit erkannt, und er verlor sich unter dem Bann des Volksausspruchs: „R * * muß immer eine eigene Partei für sich bilden." Bei genauerem Betrachten seiner Schriften sah man dann auch wohl, daß seine Meinungen und Aeußerungen nur einen wirren Knäuel von allerhand unverdauten Theorien bildeten. Aber er hat fast ein halbes Jahrhundert lang als ein durchaus kluger Politiker gegolten.

Sonst trug R * * immer nur die schweren Lasten der Nationalökonomie und Staatswissenschaftslehre in die Nebelmühle; in seinen alten Tagen mochte er sich auch gar auf die Poesie versteigen. Es war aber nicht der Hippogryph, den er ritt, sondern das gutmüthige Thier des Sancho Pansa und —

Der Esel, sonst nur gut zum Säcke tragen,
Will nunmehr auch noch gar die Laute schlagen!

Es gibt Menschen, welche immer mit Plänen der politischen Reformation des Volkes sich tragen und die sich selbstgefällig die Vertreter von Gesetz und Ordnung nennen. Solchen wäre der Rath des Lykurgus zu empfehlen. Als dieser für Sparta die Gesetze verfaßte und ein ähnlicher "Law and Order"- Mann ihm dabei Vorschriften machen wollte, sagte der Weise: „Herr, fangen Sie erst mit sich selber und ihrem Haushalt an!"

Die meisten Politiker sind Gewohnheitslügner.

Lüge und Wahrheit sind nur durch eine ganz niedrige Scheidewand von einander getrennt; aber ein Gewohnheitslügner scheut sich ebensosehr, diese zu überspringen, wie der Teufel sich scheut, über eine mit dem Kreuz bezeichnete Schwelle zu treten.

Lügner sind niemals die feinsten;
Besoldete Lügner aber die gemeinsten.

Zu den besoldeten Lügnern gehören die Parteiknechte der Zeitungen, welche die ihnen klar vor Augen stehende Wahrheit verhöhnen, wie eine abgehärtete Kurtisane das tugendhafte Weib verspottet.

Eine gute Regierung schleicht nicht auf Nebenwegen, sondern wandelt stets auf der offenen Heerstraße des Volkes.

Völker schwanken in politischen Dingen gar leicht und gar oft hin und her. Heute schreit es Hosanna und morgen Kreuzige!

Wetterwendisch ist die Volksseele, wie der Hahn auf dem Kirchthurm.

Wer auf das Volk baut? — Demagogen,
Die werden nie vom Volk betrogen.
Die Populisten, minder klüger,
Sind nur „betrogene Betrüger."



Alexander von Macedonien hatte zwei Freunde, Krateros und Hephaistion, die er mit hohen Ehrenstellen beschenkte. Der König durchschaute ihre Karaktere aber sehr wohl und pflegte über sie zu sagen: „Hephaistion liebt mich als Alexander, Krateros aber liebt den König.“ Mancher Mächtige dürfte unter seinen Höflingen vergebens einen Hephaistion suchen, Krateros' aber, wenn er die Herzen prüfen könnte, fände er überall.

Der deutsche Reichstag kommt mir gegenwärtig (1896) vor, wie ein Schafhirt, der leichter die ganze Heerde regieren kann, als einen einzigen störrischen Hammel.

Ich rede hier als freier Bürger eines freien Landes, der jedoch auch Manches zu achten weiß, das an Monarchien zu schätzen ist.

Man sagt mir, ich verkenne und verachte die Könige. Ich kann das aus vollem Herzen verneinen: Ich verachte nur die Scheinkönige. Der wahre König wird sein eigenes Ich und seine Neigungen und Meinung jederzeit dem allgemeinen Wohl opfern und auch die Anliegen der Geringen hören und berücksichtigen, ohne intervenirende Dolmetscher, welche die Meinungen des Volkes zuerst umkneten, um sie für den Gaumen des Monarchen in ihrer Weise mundgerecht zu machen. Der gute König betrachtet sein Volk nicht als Knechte, sondern als Kinder und denkt nicht immer, daß es lauter ungezogene, böse Buben sind, über die er jederzeit die Ruthe halten muß. „Mein Volk!“ klingt aus dem Munde des Königs lieblicher, als das "regis voluntas!"

Allzuviel leitet Habsucht die Politik der Völker, und die Menschen leben doch nur eine kleine, kleine Spanne Zeit! Durch Begünstigungsgesetze errungenen Schätzen klebt der Fluch der Armen und Bedrängten an, denen sie abgerungen wurden. Sie verwehen darum auch wie die fallenden Blätter im Herbstwinde immer wieder in absehbar kurzen Jahren und Tagen.

Jede Meinung in der Politik ist auf Vorurtheil basirt. Erst wenn bei einem Bürger das Vorurtheil fällt, steht der Vaterlands- und Menschenfreund frei und rein da.



Die politischen Neigungen des Volkes drehen sich nicht, im allgemeinen gesprochen, nach selbstständiger Ueberlegung; immer wird sie vom Wind der Demagogie getrieben.

Völker, wie Kranke, sind stets launisch. Leiden sie an irgend einer geschäftlichen oder gesellschaftlichen Unpäßlichkeit, und der Hausarzt — in Republiken die Regierung — kann nicht sofort die Heilung bewerkstelligen, flugs wird er (sie) abgeschafft und irgend ein Kurpfuscher wird geholt, dem es freilich auch nicht gelingt, und der dann, wenn der Patient nicht mittlerweile von selber geheilt worden oder gestorben ist, wiederum das Schicksal seines Vorgängers theilt. Oft sogar ruft man den ersten wieder, wenn der zweite in Ungnade gefallen ist.

Ruhe, Besonnenheit und Nachdenken über die Ursachen einer Krise, gehören nicht zu den Tugenden der Völker.

Das Volk urtheilt nach augenblicklichen Erscheinungen und berücksichtigt dabei nie die Ursachen derselben.

Hagelt es dem Bauern in's Weizenfeld, flugs stimmt er für die Oppositionspartei.

Eine Mißernte, eine Geschäftsstockung hat gar oft schon eine Regierung gestürzt, abwohl sie an den Ursachen derselben doch ganz unschuldig war.

Auf diesem launischen Volksacker wächst und gedeiht das Unkraut der Demagogie.

Hat nur der Bauer sein Huhn im Topf,
So wählt er für Zeisig und Wiedehopf.

Ursache und Wirkung sind der Masse unverständlich. Sie hält immer die äußere Erscheinung für den Keim des Uebels, und züchtigt dafür den in der Nähe betroffenen Unschuldigen, indessen der Gauner entwischt.



Altert dem Kaufmann im Laden die Waare, so bekommen Frau und Kinder im Hause Schläge.

Volksstimmungen gleichen den Aktionen der Puppen im Kasperletheater: Sie werden hinter den Kulissen gemacht.

Das Publikum lacht stets, wenn der Narr den König prügelt; und wieder lacht es, wenn der Narr gehenkt wird; am meisten aber lacht es, wenn der König in der Schellenkappe erscheint.

Wie auch auf dem Theater gespielt wird, das Publikum bezahlt die Kosten.

Völker denken langsam und handeln schnell.

Das Volk muß immer längere Zeit haben, um eine Aenderung in den Regulationen des Staatshaushaltes zu beobachten und seine Nützlichkeit zu erproben. Wo das nicht geschieht, tritt gewöhnlich eine Reaktion, wenn nicht eine Revolution ein.

Völker sind wie Kinder und Frauen — voller Launen und Einbildungen. Wenn sie nicht sofort erhalten, was sie fordern, so trotzen sie.

Das Volk ist wie ein Mann,
Der mehr will, als er kann;
Das Volk ist wie ein Weib,
Denkt nur an Zeitvertreib;
Das Volk ist wie ein Kind,
Stets eigensinnig blind.
Drum sei beständig auf der Hut
Vor Volkes Laune und Wankelmuth.

Redefreiheit ist die Seele des Parlamentarismus. Auch die höchste Majestät muß die Kritik ertragen können.



Weniger gefährlich ist ein losgelassener Tadel, als ein unterdrückter Fluch.

Das waren von jeher die erfolgreichsten Regenten, die auch eine Gegenrede anzuhören geneigt waren.

Ein Parlament von Jabrüdern ist gefährlicher, als ein obstinates.

A. In der Politik sind Lügen erlaubt.
B. Warum?
A. Weil Niemand Politikern glaubt.

Wo bleibt der Parlamentarismus wenn man nur zustimmende Meinungen gelten läßt?

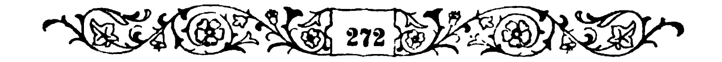
In Deutschland hat man sich ehemals häufig über den polnischen Reichstag lustig gemacht, daß er sprichwörtlich geworden ist; wenn es aber so fortgeht, wie heuer (1895 – 1896), wird man bald in Polen über den deutschen Reichstag nicht weniger spötteln dürfen.

Ein unruhiger, ehrgeiziger Herrscher verwirrt sein Volk, wie ein erregter Schäfer seine Heerde.

Wie kann eine Heerde gedeihen, wenn des Hirten Hund beständig unter die weidenden Schafe gehetzt wird?

Das Volk ist kein Wild, das ungestraft gehetzt werden darf.

Verfolgungen wegen politischer oder religiöser Meinungen erreichen nie ihren Zweck. Haben wohl die Christenverfolgungen in der alten Zeit und die Judenhetzen älteren und neueren Datums Christenthum und Judenthum unterdrückt? Wurde nicht das Blut der christlichen Märtyrer der Samen, aus dem die Kirche emporwuchs? War nicht der Ausschluß der Juden von den gewerblichen Berufen das Saatkorn, aus dem die unermeßlichen Reichthümer emporwuchsen, welche sich in dem Besitz der Judenschaft angesammelt hat?



Gewalt erzeugt Klugheit und List.

Eine Regierung, die Vorurtheil und Argwohn erweckt, steht auf thönernen Füßen.

Es gleicht der Staat dem Weltenmeer,
Darauf das Schiff der Staatskunst segelt:
Ist dies mit Gold belastet schwer,
So geht die Schifffahrt wohlgeregelt.

Doch droht ihm, ist die Goldfracht leicht,
Die inn're Leere mehr als Klippen:
Wie Leichtfracht jedem Windstoß weicht,
Wird auch das leere Staatsschiff kippen.

Zwei Gewalten in der Politik werden sich ewig bekämpfen: die denkende und die handelnde.

Während die Erste sorgsam alle Eventualitäten in Erwägung zieht, greift die Letzte blindlings zu; muß später aber auch die meist sich einstellende Bürde eines Mißerfolgs tragen.

Langsam zu Fuß kommt sicher und oft schneller an's Ziel, als unüberlegte, übertriebene Hast, die meistens das Roß zu Tode reitet.

Gegen Reden in den gesetzgebenden Körperschaften, welche eine ruhige Kritik nicht ertragen können, und die somit stets von selber die nöthige Antwort finden, entscheidet schließlich der gesunde Volksgeist.

Eselsstreiche werden nie durch Gewalt gebessert.

Wehe dem Herrscher, der sich selbst der Lächerlichkeit preisgibt!

Eitler Wille muß verwirren:
Auch ein König kann sich irren!



In der großen Politik gilt als ultima ratio regum die Musik — der Kanonen.

Daß die Weltpolitik einem Konzert gleicht, ist schon des öfteren gesagt worden. Auch in der Politik gibt es Akkorde und Diskorde, Vorhalte, Durchgangs- und Wechselnoten, übermäßige und verminderte Harmonien, schärfende Kreuze und Erniedrigungs-Zeichen, Dur und Moll in allen Tonarten. Die Symphonie des Weltkonzerts hat jedoch keinen reinen und vollen Schluß: sie wird gespielt bis an das Ende der Tage.

Ward jemals wohl ein Schwert für gutes Recht gezogen,
Das diesem guten Recht nur Gutes hat gebracht?
Ward nicht das Gute stets vom Bösen überwogen
Wohl hundertfach und mehr in einer einz'gen Schlacht? —
Das gute Recht des Krieges, gleicht es nicht jenem Thoren,
Der einen Cent zu suchen zehn Thaler hat verloren?

Weit edler ist's, durch Milde siegen,
Als durch heroisch wildes Kriegen.

Kriege verwildern Völker und zerstören die Freiheit. Nur zwei Ausnahmen sind zu verzeichnen: die Freiheitskriege der Schweizer und der Amerikaner. Nicht jeder Krieg aber erzeugt einen Washington, der die erstrittene Freiheit auch in edler Selbstverleugnung zu schirmen strebt. Napoleon Bonaparte ist ein Gegenbeispiel.

Die Politik des Friedens ist die Politik des Segens.

Eine friedfertige Regierung baut den Wohlstand des Staates; und nur selbstsüchtige Menschen schwingen das blutige Hemd des Krieges und des Hasses, womit sich Armuth und Noth stets engstens verbinden.

Der Frieden wird stets gepriesen, auch dort, wo man sehnlichst den Krieg erhofft. Kriegssüchtige Gemüther führen den goldenen Frieden beständig auf den Lippen.

Der Germane zieht in den Krieg aus Liebe zur Freiheit; der Orientale aus religiösem Fanatismus; der Kelte aus Rauflust. Der Engländer zieht überhaupt nicht in den Krieg: er kauft sich entweder den Frieden oder die Soldaten, um unter den wilden Völkern ferner Länder Britannien's Flagge zu führen. In den Vereinigten Staaten, diesem kosmopolitischsten Volk der Welt, sind, je nach Herkommen und Stammesverwandtschaft seiner Bürger, alle diese Eigenschaften vorhanden. Das hat der Bürgerkrieg von 1861 – 1865 klar und deutlich gezeigt.

Londorp sagt: „Die Gründe für einen Krieg sind jederzeit scheinbar gerecht und billig; der Anfang leicht, die Mitte schwer und das Ende ungewiß."

Die politische Geschichte Frankreichs während des unlängst verflossenen Jahrhunderts gleicht einem vom Erhabenen zum Lächerlichen fortschreitenden Drama in fünf Aufzügen:

Der erste Akt war ein Trauerspiel (bis 1799).

Der zweite ein kriegerisch - musikalisches Schauspiel mit Kanonenbegleitung und Feuerwerk (bis 1815).

Der dritte eine Pantomime in drei Tableaus (1815 – 1848).

Der vierte ein Lustspiel (1850 – 1870).

Der fünfte eine Posse (bis zur Gegenwart).

Deutschland's Geschichte während dieser Zeit ist gleichsam ein Roman, und dessen zehn Kapitel, welche schließlich den vielfach und schwer geprüften Helden über seine Leiden zum Siege führen, dürften etwa so lauten:

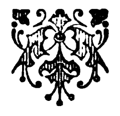
1. Der schlafende Michel (vor 1806).
2. Die Schmach (1806 – 1815).
3. Glorie (1815 - 1817).
4. Reaktion (1817 – 1832).

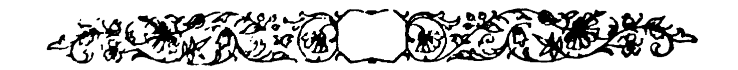


5. Tyrannei (1832 – 1848).
6. Erhebung (1848 – 1849).
7. In Ketten und Banden (1849 – 1865).
8. Das Erwachen (1866 - 1870).
9. Triumpf (1870 - 1871).
10. Der Herr der Welt (1871 bis zur Gegenwart).

Jean Paul hat einmal den Ausspruch gethan: „Die Herrschaft über das Meer gehört den Engländern; die über das Land den Franzosen; das Reich der Luft aber den Deutschen." Jetzt sind die Engländer schon nicht mehr die Alleinbeherrscher des Meeres, sondern die Deutschen sind Mittheilhaber geworden; auch in der Herrschaft der Erde haben die Deutschen den Franzosen das Zepter entrissen, die nur noch den Wind der Luft, nicht aber den Himmel, für sich behalten haben.

Mit Politik, was soll ich mich quälen?
Ich sehe lauter elende Seelen,
Die sich nur um die Beute streiten
Und das Volk zu lauter Thorheiten leiten.
Das Volk aber, blind, läßt sich nicht rathen,
Und hat dafür den Schaden.







Buch VII.

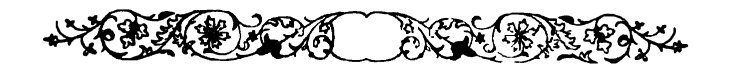
Gedanken über Gesetz und Recht.

Juris praecepta sunt haec, honesta vivere, alterum non laedere, suum cuique tribuere.

JUSTINIAN; "Corp. Jur. Civ." Tit. I, lib. I.

Ignorance of the law of the land hath ever been esteemed dishonourable in those who are entrusted by their country to maintain, to administer, and to amend them. Unhappily, every man of superior fortunes thinks himself a born legislator.

BLACKSTONE: "On the study of law."





Gedanken über Gesetz und Recht.

Wo Recht mit Politik sich mengt,
Da wird des Volkes Recht verdrängt.

Das unabänderliche Gesetz der Natur ist die Mutter des Rechts. Jedes widernatürliche Gesetz ist Tyrannei.

Um die Menschheit vom Untergang zu retten, sandte Zeus den Merkur herab, mit der Weisung, Scham und Gerechtigkeit bei ihnen einzuführen. Aber der schlaue Gott der Kaufleute und der Diebe gab der Scham einen Schleier und der Gerechtigkeit eine Augenbinde und eine Waage; und nun verbergen die Menschen die Scham hinter dem Schleier und der blinden Gerechtigkeit werfen sie Goldstücke in die Waage, so daß weder Gerechtigkeit noch Scham mehr in der Welt herrschen.

Nicht der Buchstabe, sondern der Geist macht das Gesetz.

Alles Naturrecht wurzelt in Freiheit, Eintracht und Liebe: Zwang, Haß und Zwietracht erzeugten menschliche Gesetze.

In keinem Lande der Welt gibt es so viele Gesetze, als in den Vereinigten Staaten, aber auch in keinem Lande so viel naturwidrig schlechte.

Das alte Sprüchel paßt hier nicht schlecht:
„Je mehr Gesetz, je weniger Recht!“

Ahmen wir darin nicht dem alten Rom nach?

Bossuet *) sagt, daß die politische und gesellschaftliche Zerrüttung Roms sich besonders in dem Mangel einer guten Verwaltung der öffentlichen Gerechtigkeit geäußert habe. „Es fehlte," schreibt er, „nicht an Gesetzen, Reskriptonen, Verordnungen, hergebrachten Rechten und Rechtsgutachten; ihre Zahl war vielmehr unendlich und die Menge so groß, daß die Richter mehr dadurch verwirrt, als geleitet wurden; und die Rechtsgelehrten gaben sich alle erdenkliche Mühe, durch widersprechende Erklärungen und Auslegungen die Gesetze zweideutig und dunkel zu machen."

Vielgesetze sind ein Wald, drin die Menschen sich verirren.
Advokaten Führer sind; diese doch verstehn zu kirren
Die Klienten um ihr Geld dadurch, daß sie sie verwirren.

Theodosius II. führt im ersten Titel seiner „Novellen" die Gründe an, warum nur wenige Leute sich mehr mit den Rechtsstudien befassen wollten, trotz aller verheißenen Belohnungen für diejenigen, welche sich darin auszeichnen würden: „Man muß eine so ungeheure Menge Bücher lesen, sich mit so unzähligen und unendlich verschiedenen, selbst einander widerstreitenden Gesetzen und Verordnungen vertraut machen, der kaiserlichen Erlasse gibt es so viele, daß die Kenntniß derselben wie mit einem Wall der dicksten Nacht und tiefsten Finsterniß verschlossen scheint."

Die Vielgesetzgeberei hat zum Sturz des mächtigen römischen Reiches ebensosehr, wenn nicht mehr, beigetragen, als die Ausschweifungen der Fürsten und Mächtigen des alten Roms.

Auch in unserm (amerikanischen) Gesetzes- und Rechtswesen herrscht bereits eine solche egyptische Finsterniß, daß weder Volk noch Richter sich mehr darin zurechtfinden können.

---

*) Introductio à l' Histoire Universelle.



Schlechte Gesetzgeberei ist so alt wie die Welt.

Das erste Gesetz war die Begründung aller falschen Gesetzgeberei. Indem Jehovah dem Adam und der Eva den Genuß eines Apfels verbot, machte er eine an und für sich harmlose Handlung zum Vergehen, das er mit mehr als tyrannischer Strafe bedrohte.

Es ist der menschlichen Natur eigen, daß sie gern von der verbotenen Frucht nascht. Je weniger man den Genuß der Naturgaben verbietet, desto weniger wird der Mensch zum Naschen geneigt sein.

Ich, Du, Wir, Mein, Dein und Unser sind die Hauptworte aller Rechtsbegriffe.

Mein Recht soll Dein Recht sein, Dein Recht Mein Recht! dann ist das Grundprinzip des Rechts erfüllt.

Nicht alles was Recht ist, ist Recht auf der Welt:
Recht hat immer der nur, der Recht behält.

Man soll nicht den Wein verbieten, weil der unmäßige Genuß desselben schädlich ist und Berauschte zuweilen Unheil stiften. Man müßte alsdann auch die Erde bestrafen, welche die Rebe hervorbringt; man müßte den Sonnenschein und Regen verbieten, welche die Traube wachsen und gedeihen machen; man müßte das Geld verbieten, weil man mit Geld sich den Wein kaufen kann; und, in logischer Weiterführung, den Staat verbieten, der das Geld prägen läßt. — Was man aber verbieten sollte? Man sollte allen denjenigen Narren, welche klüger sein wollen, als der Schöpfer selbst, das Gesetze geben verbieten, sie vielmehr in Narrenhäuser einsperren, wohin sie billig gehören.

Mäßigkeitsgesetze haben noch nie die Mäßigkeit gefördert.

Viele Gesetzgeber glauben Ordnung durch Gesetz zu schaffen und schaffen damit nur die Unordnung.



Die einfältigste Paradoxie macht sich in den Gesetze gebenden Körperschaften der Vereinigten Staaten geltend. Hier gibt es keine Staatskirche, und trotzdem treibt man immer und immer wieder kirchliche Gesetzgebung. Alle Sonntagszwang-Gesetze z. B. in einem religionsfreien Staate, soweit sie nicht die unbehinderte Ausübung eines jeden Religionskultes beschützen, sondern vielmehr zur Anerkennung einer kirchlichen Idee zwingen, welche nicht alle hegen, sind tyrannische Usurpationen und Widersprüche, die nur aus einem unlogisch denkenden Volksgeist hervorgehen können.

Es spiegelt in unsern Statutenbüchern ein lächerlicher Anachronismus wider. Unsere Statuten fußen auf der Verfassung von 1788, und athmen den Geist der Rundköpfe aus den Tagen Cromwell's. Ueberall leuchten darin noch die Thranlampen des vergangenen Puritanismus, trotzdem wir uns längst im Zeitalter des elektrischen Lichtes befinden. Sollte man es für möglich halten, daß in dem Vaterlande Jefferson's, Franklin's, Washington's und Thomas Paine's die Gesetzgeber immer noch mit hölzernen Charfreitagsklappern läuten, statt mit den silbernen Osterglocken des auferstandenen wahren Humanismus?

Gesetzgeber, welche die Moral durch Beschränkung oder gar Unterdrückung der persönlichen Freiheit befördern wollen, gleichen dem Fuhrmann, der seinen Pferden die Fußsehnen durchschneidet, damit sie nicht durchgehen können.

Die Menschheit, selbst in Monarchien, in Republiken a priori, hat unantastbare Rechte. Dazu gehört nach der magna charta der Vereinigten Staaten, der Unabhängigkeits-Erklärung, das Recht, nach eigenem Ermessen die Glückseligkeit zu suchen.

„Niemand," sagt Kant, „kann mich zwingen, auf eine Art glücklich zu sein, wie er sich das Wohlsein anderer Menschen denkt, sondern ein jeder darf seine Glückseligkeit auf dem Wege suchen, welcher ihm gut dünkt, wenn er nur der Freiheit Anderer, welche einem ähnlichen Zweck nachstreben, darin nicht Abbruch thut."

Alle Beschränkungsgesetze sind eigentlich Belebungen der Freiheitsideale: Gäbe es keine Einschränkung der Rede- und Preßfreiheit, so würden wir an solche Freiheiten kaum, wenn überhaupt, denken. Beständen keine Owen-, keine Nicholson-, keine Raines- &c. Gesetze, so würde Niemand davon reden, daß wir unter dem Sternenbanner der Freiheit leben und doch nicht essen und trinken dürfen was, wie und wo es uns beliebt. Alles was der Mensch gesetzlich nicht nehmen, nicht genießen soll, reizt gerade durch das Verbot zum Besitz und Genuß desselben.

Wir haben die Neigung nach dem Verbotenen als ein Erbe von unseren Stammeltern im Paradiese bekommen, und keine Weisheit hat noch das Mittel gefunden, wie wir von dieser Erblast oder Erblust loskommen könnten!

Dem Verbotenen sucht der Mensch nahe zu kommen, dem Gebotenen aber weicht er aus.

Staatsformen und Gesetze machen kein Volk tugendhaft und glücklich.

Blinde Mucker, die uns rauben
Geistesfreiheit, stetig schnauben:
Was ihr wollt, das dürft ihr glauben!
Nie doch werden wir erlauben,
Anders es, wie wir, zu glauben!

Gesetze, die den Prinzipien des Naturrechts widerstreiten, zerstören das Recht der menschlichen Freiheit.

Gerechtigkeit und Freiheit sind eins.

Wo immer es ein Volk, eine Partei oder Sekte gibt, die da sich überheben und sagen: „Wir allein besitzen die Wahrheit und die Gerechtigkeit!“ da haben stets Heuchelei, Ungerechtigkeit und Lüge ihre feste Heimath.



Spartanische Gesetze hemmen jeden geistigen Fortschritt.

Strafgesetze erziehen nicht. Schafft erst freie Bürger; dann bessert die Sträflinge.

Man erziehe Menschen zu Menschen, nicht zu apportirenden Jagdhunden der Gesetze!

Mit Gesetzen soll man nicht spielen, nicht experimentiren.

Versuchsweise erlassene Gesetze sind entweder Tyranneien oder Thorheiten.

Die Viel-Gesetzgeberei ist bekanntlich für die Advokaten eine beliebte Mahlzeit, aber das Volk kann sie nur schwer verdauen.

Dunkele Gesetze erfreuen sich der Gunst der Juristen, aber das Volk begreift sie nicht. Wäre es nicht passend, daß einmal solche Gesetze erlassen würden, welche sich durch ihre Klarheit die Gunst des Volkes erwerben, wenn sich auch die Juristen nicht daran ergötzen mögen?

Alle schlechten Gesetze hüllen sich in den Tugendmantel der Gerechtigkeit und Billigkeit ein. Alle Gewaltstreiche der größten Tyrannenherrschaften kleideten sich in schöne, einschmeichelnde Phrasen.

Volkswohl, Patriotismus, Tugend und Moral sind die Schlagworte, welche die lasterhaftesten und grausamsten Wütheriche beständig auf den Lippen führten, um ihre niederträchtigen Anschläge, ihre Verbrechen damit zu bemänteln.

Wenn Gesetze wächserne Gesichter haben, die man so oder so kneten kann, dann wird bald von allen Seiten daran herumgedreht und getiftelt, daß sie Niemand mehr kennt.



Gerechtigkeit suchst du in dem Gericht,
Wo man das Recht gleich mit dem Unrecht schlichtet? —
O wende vom Gerichtsaal dein Gesicht:
Hier wird Gerechtigkeit jetzt hingerichtet!

Gesetze sollten in einem liberalen Sinn abgefaßt und gedeutet werden, dann wird ihre Aufnahme und Durchführung auch günstigen Boden finden.

Gesetze sollten sein wie Zügel: das Pferd vom Durchgehen, aber nicht am Gehen hindern.

Gesetze sind wie Stöpsel auf den Weinflaschen: nicht ihres selbsts, sondern nur des Weines wegen.

Jedes Gesetz soll wie ein Freund sein, der uns belehrt, und nicht wie ein Tyrann, der uns züchtigt.

Gesetze, welche nur für die Blauen und nicht auch zugleich für die Grünen gemacht werden, sind Tyranneien.

Grüne und Blaue nannte man in Rom zwei politische Parteien, welche schon zur Zeit der ersten Kaiser das römische Volk theilten, und sich gegenseitig auf's Heftigste bekämpften, wodurch von Zeit zu Zeit blutige Unruhen und Empörungen verursacht wurden. In der nach-konstantinischen Zeit steigerte sich diese Feindschaft bis zum Bürgerkrieg.

Cramer in seiner Abhandlung: „Vom Verfall des morgenländischen Kaiserthums," schildert die Parteizustände des römischen Weltreiches wie folgt:

„Kaligula war den Grünen, Vitellius den Blauen günstig gesinnt. Justinian's Gemahlin, Theodora, begünstigte die Blauen und er folgte ihrem Beispiel. Diese Begünstigung, die einem Kaiser ebenso unanständig als unrecht war, hatte die nachtheiligsten Einflüsse auf die Verwaltung der Gerechtigkeit, welche den Grünen fast allezeit versagt wurde. Die

Blauen fürchteten keine Gesetze, weil sie der Kaiser wider seine eigenen Verordnungen beschützte, die er ihnen zu lieb veränderte und aufhob. Die Grünen, welche durch diese Parteilichkeit erbittert wurden, hörten auf, sich nach Gesetzen zu richten, bei denen sie keinen Schutz wider die Gewaltthätigkeiten der Blauen finden konnten. Alle Bande der Freundschaft, der Verwandtschaft und der Pflicht wurden zerrissen. Die Familien vernichteten einander. Jeder Bösewicht, der ein Verbrechen ungeahndet begehen wollte, schlug sich zur Partei der Blauen; wer geplündert oder ermordet wurde, gehörte unter die Grünen. Eine Regierung, unter welcher so Gesetz wider Gesetz stritt, mußte nothwendig die Stärke des Reiches ganz vernichten."

Treiben wir einer Zeit der Grünen und der Blauen auch in dieser Republik zu, oder sind wir vielleicht schon mitten darin? — —

Gesetze sollten weder den Bösen schirmen, noch den Rechtschaffenen drücken.

Gesetze, welche Nichtschuldige mit den Schuldigen zugleich strafen, sind Uebergriffe an der unverletzlichen Freiheit der Individuen.

Schlechte Gesetze füllen die Hölle.

Moral kann nie durch Gesetz geschaffen werden.

Es ist noch kein Heiliger mittelst Gesetze in den Himmel befördert worden.

Zu viel Gesetze lockern die Moral.

Ein Gesetz, welches nicht klar und bestimmt abgefaßt ist, ladet zur Umgehung desselben ein.

Nichts ist tadelnswerther, als die Schönlitteratur in der Abfassung von Gesetzen. Viele Worte und zierliche Phrasen verderben das gute Recht.



Je kürzer das Gesetz, desto länger das Recht.

Gar kein Gesetz ist besser, als ein Gesetz, welches zum Widerstand gegen dasselbe herausfordert.

Auch einem schlechten Gesetz muß man sich fügen; aber man sollte zugleich die Beseitigung desselben auf dem Wege des Rechts mit allen erlaubten Mitteln kühnkräftig anstreben.

Wer einer Umgehung des Gesetzes (auch des schlechten) das Wort redet oder gar zur offenen Widersetzlichkeit auffordert, ist ein Feind der bürgerlichen Ordnung.

Viele Gesetze stempeln das Recht zu Unrecht und das Unrecht zu Recht.

Gesetze welche gegen die öffentliche Meinung verstoßen, sind Schlingen, die das Rechtsgefühl des Volkes erdrosseln.

Jedes Gesetz, welches Spione schafft, ist ein schlechtes Gesetz.

Gesetze sind Maschen, drin Raubwild zu fangen:
Wolf und Fuchs gehen durch, kleine Mäuse bleiben hangen.

Wer junge Advokaten zu Gesetzgebern wählt, bestellt dem Teufel einen Sitz auf dem Richterstuhl.

Die schlechtesten Gesetzgeber sind Advokaten und Prediger: diese suchen fanatischen, jene erwerblichen Boden zu bepflanzen, damit sie später selber Ernte halten können.

Zu Gesetzgebern sollte man nur bejahrte Männer wählen, welche von den durch sie geschaffenen Gesetzen selbst kaum mehr betroffen werden können.

Advokaten und Handwerkspfaffen
Machen Gesetze für Esel und Affen.

Niemand sollte in den Hallen der Gesetzgebung Sitz haben, der aus der Plaidirung des eigenen Machwerks einen fachmäßigen Beruf macht.

Schon lange wird in unserem Lande der Gesetzgeberstand verachtet, statt daß er die höchsten Ehren genießen sollte. In neuerer Zeit geräth auch der Richterstand in bösen Ruf. Bedenkt man, daß Gesetzgeber wie Richter die Kinder des Volkswillens sind, so müßte uns eigentlich recht beschämend zu Muthe sein, denn es ist ein schlechter Vater, der seine Kinder verachtet.

Wie kann man Respekt vor dem Gesetz fordern, wenn man weder Gesetzgeber noch Richter achtet?

Das Volk wird nicht betrogen, es betrügt sich immer selber.

Gesetze unter dem Hochdruck einer künstlichen Volksaufregung gemacht, tragen stets ein fanatisches Gewand.

Längst entfloh vor dem Pöbelgeschrei die göttliche Scham uns;
Und nun weicht auch noch Themis, die starke, zurück!

Nichts ist verderblicher, als daß die Presse bei der Abfassung von Gesetzen ihren Einfluß zur Geltung zu bringen sucht. Dadurch wird der eigentliche Sitz der gesetzgebenden Behörde aus dem Berathungssaale auf die Gasse verlegt.

Die Statutenbücher fast aller Staaten der nordamerikanischen Union wimmeln von derartig zu Stande gebrachten Gesetzen, von denen immer eins schlechter ist, als das andere.



Eine Presse, die beständig die gesetzgeberischen Behörden verunglimpft und verdächtigt, raubt dem Volk das Gefühl der Ehrfurcht vor Gesetz und Recht.

Man lege unserer Presse die schlechten Gesetzgeber und Richter getrost vor die eigene Thür, es sind immer ihre eigenen Bantlinge, die sie nicht verleugnen kann.

Wenn das Volk nur bedenken wollte, daß die Presse vielfach von gemeinen, käuflichen Seelen geleitet und von jungen, unerfahrenen Menschen geschrieben wird, so würde es weniger auf das oft wahrhaft pöbelhafte Gebell dieser Kläffer achten.

Manche Journale sind wahre Stinkkatzen, aber es gibt Menschen, denen der mephitische Geruch angenehmer ist, als der Duft von Veilchen und Rosen.

Gesetze schaffen niemals Reichthümer, nur die Thätigkeit des Volkes vermag Wohlstand zu begründen. Vorgeblich geht oft die gesetzgeberische Macht darauf aus, den Wohlstand des Landes zu fördern, aber ihre theoretischen Zahlen lassen sich in der Praxis nicht addiren.

Zu viele Gesetze haben bereits gezeigt, daß sie das Gegentheil bewirken.

Gesetze sind Fesseln, welche die freie Thätigkeit des Volkes hemmen. Ein Roß, dem man Stricke um die Beine schlägt, wird keinen Rennpreis gewinnen.

Goethe sagt zwar: „Nur das Gesetz kann uns die Freiheit geben!“ — Ach, wie viele Gesetze gibt es doch, welche uns die Freiheit rauben!

Gesetze mögen die Freiheit des Einzelnen zum Schutz der Gesammtheit einschränken; viele unserer Gesetze aber schränken die Freiheit der Gesammtheit zum Besten der Einzelnen (Monopolisten, Günstlinge rc.) ein.

Alle Gesetze, welche die Gesammtheit zu Gunsten Einzelner beeinträchtigen, mögen sie nun der Herrschsucht, der Habsucht oder einer thörichten Schrulle eingebildeter Moralverbesserer entsprossen sein, sind Tyranneien und Eingriffe in die ureigenen Rechte und Freiheiten aller Menschen.

„Das Gegengift gegen eine schlechte Gesetzgebung ist eine schlechte Verwaltung.“ (Bismarck.)

Aus jeder schlechten Gesetzgebung entspringen stets schlechte Verwaltungen; aber in den Vereinigten Staaten erfolgt aus einer schlechten Verwaltung immer wieder eine noch schlechtere Gesetzgebung.

Bezüglich der religiösen Fanatiker, die mit Temperenz- und muckerischen Sonntagsgesetzen dieses Land nach ihrer Weise fromm und glücklich machen wollen, denke ich mit Lord Bacon, der sich einst äußerte: „Der Stein der Weisen und die Zwangsmoralisten sind nur Rendezvous, welche sich tolle Geister wechselseitig geben, die ihre Federn im Hirn, statt auf den Hüten tragen.“

Auf Amerika und die Gegenwart angewandt, meint das soviel als: Unsere Puritaner haben dieses Land zum neuen Abdera gemacht, in welchem die Menschen toll und nur Demokritos allein vernünftig ist.

Wir wollen alle unsere Nachbarn in den Himmel helfen, an uns selbst aber denken wir nicht.

Dinge, welche beim flüchtigen Anschauen uns nützlich scheinen, zeigen sich oft, wenn man sie genau untersucht, als höchst schädlich und beweisen dadurch, daß der Schein trügerisch ist.

Alle Moralgesetze erscheinen in einem solchen trügerischen Lichte. Um erfolgreich zu wirken, müßte die Menschenseele mit ihren Neigungen und Leidenschaften von Grund auf neugeboren werden, und zu dem Behufe hätte Gott die Welt und Menschheit noch einmal und besser zu erschaffen.



Welche Blasphemie liegt nicht in dem Getriebe dieser Tollhäusler (die sich alle selbstgefällig fromme Christen nennen), indem sie durch ihre Agitationen die Schöpfung Gottes als unvollkommen erklären, dadurch quasi darthuend, die Schöpfung könne einzig nur durch ihre Zwangsgesetze zum Paradies gemacht werden, was Gott mißglückt sei. Diese Gottverbesserer!

Könnte man diesen Muckern nicht mit dem Propheten Isaias zurufen: „Ihr herrschet, aber nicht durch Jehovah; ihr habt einen Herrn über euch gesetzt (eure eitle Einbildung), aber Jehovah kennt ihn nicht." Wahrlich, Gott anerkennt die Lehren und Gesetze dieser Heuchlersippe nicht!

Und wenn auch die puritanischen Simpel die Gesetze Gottes und der Natur verleugnen, die Sonne wird dadurch nicht verfinstert. Der von diesen Wahnsinnigen ausgestreute Samen des Tollkrauts wird einmal durch die hellglühende Sonne der Vernunft ausgedorrt werden, wenn vor dem erleuchteten Auge die finstern Schleier zerreißen.

Wo man Alles durch Gesetze
Bessern will, mit Zwang die Schäden
Heilen, da geräth die Ordnung
Immer weiter aus den Fugen
Und es herrschet die Verwirrung.
Besser ist es dort gesetzlos
Leben, als beständig unter
Druck und durch Juristenkniffe
Werden zu Gesetzverächtern.

Warum uns aber über unsere tolle Gesetzmacherwuth ärgern? Können wir nicht mit Solon sagen: „Unser Volk erhält gerade solche Gesetze, wie es sie verdient!"

Für Tollhäusler braucht es Tollhausregeln; für unser saures Muckervolk Sonntags- und Trinkverbots-Gesetze.

Gesetze, die auf der Kanzel gemacht,
Die hat der Teufel in der Hölle erdacht.

Und die Richter! — Sollten diese, in der Karakteristik des Volkes von jung auf gewiegt und gebildet, nicht auch die Karakterzüge des Volkes getreulich wiederspiegeln?

Das Rechtbehaupten ist noch kein Beweis des Rechtsbesitzes.

Es ist eine schlechte Gesetzgebungs - Körperschaft die durch das Alarmgeschrei der Presse beeinflußt wird.

Mehrheiten sind ihrem Wesen nach Tyranneien zur Unterdrückung der Minderheit. Es ist deshalb ein Gesetz der Natur, daß die Minderheit trachtet, sich zur Mehrheit zu erheben.

Das Recht der Agitation zum Zweck des Widerrufs eines unbilligen Gesetzes ist ein höheres Recht, als das Recht des Gesetzes selber.

Eine Mehrheit kann die Minderheit vergewaltigen, wie es bei uns öfters geschieht, und dann nennt man das fälschlich Recht, obwohl es doch nur Gewalt ist.

Aber die Minderheit kann zur Mehrheit werden, und dann wird das zum Recht erhoben, was bisher als Unrecht galt. Indessen auch das neue Recht ist dann noch kein wirkliches Recht, wenn es der Vernunft widerspricht.

Hierdurch wird es einleuchtend, daß ein erzwungenes Recht kein Recht ist, wenn es nicht mit den Gesetzen der Natur im Einklang steht.

Gesetze sollten die Minderheit und die Schwachen beschützen: die Mehrheit und die Starken wissen sich selbst zu schützen.

„Macht ist Recht!" ist ein alter Tyrannenspruch, aber Tyrannen — ob sie nun Monarchen oder Parteien sind — leben nicht ewig, und dann kommt doch, für eine Weile wenigstens, das gute Recht wieder zur Macht.

Was die Natur erlaubt, soll der Mensch nicht verbieten — nur bleibe jeder in seiner Gerechtsame und belästige seine Nebenmenschen nicht.

Auch auf dem Wege des Rechts baut die Zeit, wie sie niederreißt. Nur die ungeschriebenen Gesetze dauern ewig.

Völker, die sich mit ihren Gesetzen brüsten sind gewöhnlich gesetzlos.

Ausgetiftelte Moralgesetze sind ausgeklügelte Verbrechen.

Wie viele falsche Eide werden nicht infolge falscher Gesetze geschworen! Der erzwungene Eid macht den Lügner nicht zum wahrheitliebenden Menschen, sondern nöthigt ihn nur, noch eine zweite Sünde auf die erste zu häufen.

Schlechte Gesetze treiben das Volk zum Heucheln und Lügen,
Zur Falschheit, zum Meineid, zum Schwindel und zum Betrügen.

Manche sogenannte Philanthropen glauben, sie könnten mittelst Gesetze den Himmel auf Erden schaffen. Der Erfolg vergangener Zeiten aber belehrt uns, daß es nur die Hölle war, welcher dadurch auf Erden bereits eine Heimstätte errichtet wurde.

Schaudert uns nicht, wenn wir z. B. an die Gesetze gegen Hexen und die Teufelsbannerprozesse zurückdenken, mit ihren Folterkammern und den brennenden Scheiterhaufen? Wie viel Schreckliches, wie viele Torturen und Morde haben nicht die frommen (?) Verfasser jener Gesetze auf ihren Gewissen! Sicherlich, gibt es eine Hölle, so bratet jeder Gesetzgeber jener grausamen Zeiten in dem tiefsten Pfuhl derselben Hölle, die sie den armen Menschenkindern auf Erden bereiteten!



Aufreizung zum Uebertreten der Gesetze sollte bestraft werden: aber man mache keine Gesetze, welche das Uebertreten herausfordern, dann wird man auch keine Aufreizungen zu fürchten haben.

Zu enge Beschränkung des Ausdrucks der öffentlichen Meinung gleicht dem gewaltsamen Eindämmen einer dynamischen Kraft, die bei der geringsten Uebertreibung ihre Fesseln sprengt.

Gesetze, die das Reden verbieten, wecken Gedankenflüche.

Alle Gesetze sollten für das Volk und im Interesse des Volkes erlassen werden, so daß Regierungen und Richter nur als Erklärer und Vermittler zu handeln hätten; dann würde das Volk sowohl den Herrschern, als auch den Richtern Ehrfurcht entgegen tragen.

Finstre Gesetze und lästige Plagen
Werden mit grollendem Sinn nur ertragen.

In Billigkeit gewährte Freiheiten sind wirksamere Mäßigkeitsmittel, als alle zwangsweise aufoktroyrten Gesetze, Verordnungen und Polizeimaßregeln je bezwecken können. Im ersten Fall bildet die ganze Gesellschaft die überwachende Behörde, daß nichts Ungebührliches geschieht, während im andern Fall eben dieselbe Gesellschaft von vornherein als des ordentlichen Maßhaltens unfähig, wenn nicht als böswillige Uebertreter desselben, gestempelt werden.

Jedes dem Volk aufgenöthigte Zwangsgesetz fordert die Mißachtung heraus und wirkt schließlich in der dem Zweck entgegengesetzten Richtung, indem es geheime Ausschweifungen veranlaßt.

Zwangsgesetze sind Käfige, in welchen man ein ganzes Volk einzuschließen bemüht ist; aber die Gitter sind niemals stark genug, daß sie nicht durchbrochen werden können.



Wo man die Menschen nach allgemeiner Schablone in den Himmel befördern will, wird die Hölle ihre reichsten Ernten halten.

Länder mit vielen sogenannten Moralitätsgesetzen, beherbergen eine unmoralische Bevölkerung.

Allgemeine Zwangsgesetze sind ein öffentliches Bekenntniß des Staates, daß seine Einwohnerschaft sich noch in einem kulturrohen und halbwilden, ungebändigten Zustand befindet.

Gottlosigkeit herrscht immer am meisten dort, wo man die Menschen durch Gesetze fromm zu machen bemüht ist.

Zeig mir den Staat, der die meisten Moralgesetze hat, und ich werde dir den unmoralischsten Staat der Welt nennen.

Mein und Dein,
Oft eitler Schein:
Bleibt Jeder bei dem Seinen,
So hört es auf zu scheinen.

Volksabstimmungen über Gesetze sind zu tadeln und zu vermeiden, es sei denn, daß es sich um Steuerfragen oder Geldangelegenheiten handelt. In der Geldtasche ist auch die große Masse feinfühlig. Sonst aber habe ich kein Vertrauen in das Urtheil des Volkes, das gewöhnlich von Demagogen geleitet wird. Nicht was die Masse denkt, ist recht, man frage die Weisen.

Völker sind oft größere Tyrannen, als die Fürsten.

Verfassungen sind die Barrieren gegen Tyrannei; man halte sie heilig.

Verfassungen sollten immer streng gedeutet werden.

Wer an einer Verfassung leichtfertig deutelt, ist so schlimm, als ein Einbrecher, der an den Thüren des Hauses rüttelt.

Wer Gerechtigkeit will haben sofort,
Findet sie selten am gesuchten Ort;
Doch wer sie erwartet in guter Ruh,
Dem eilt sie gern unversehens zu.

Rechtspflege ist die einfachste Kunst von der Welt, aber sie muß nach dem Recht gepflegt werden.

Was der amerikanischen Rechtspflege mangelt, sind Juristen.

Amerika hat die besten Advokaten, aber nur dürftige Juristen; Europa, besonders Deutschland, hat die vortrefflichsten Juristen, zum Glück aber nur schlechte Advokaten.

Amerikanische Rechtspflege.

Aus hundert Richtern ist kaum einer,
Der sich des hohen Amt's bewußt;
Aus tausend Advokaten keiner,
Der nicht das Recht verdreht mit Lust.
Deshalb, ihr Millionen Leute,
Rath' ich, bleibt vom Gerichte fern,
Sonst werdet ihr die sich're Beute
Der tausend und der hundert Herrn.

Bei dem Pöbel gilt ein spitzfindiger Rabulist zumeist für einen großen Juristen.

Das Wort Gericht, ursprünglich Gerecht, ist aus den Worten „geh recht“ zusammengesetzt. Manche Richter aber wandeln auf „unrechten Wegen.“



Von Richtern fordere man Weisheit und Gerechtigkeit, nicht Klugheit und Geschmeidigkeit, Eigenschaften, die sich nur zu gern den Strömungen der Zeit anpassen.

Es ist ein schlechter Richter, der sich von der Volksmeinung beeinflussen läßt.

Wer schnell läuft zum Advokaten,
Bekommt leicht seinen Schuhu gebraten.

Nicht Jeder, der ein Urtheil sucht, glaubt sich im Rechten: Viele gehen in's Gericht, weil sie für sich ein günstiges Urtheil zu er – warten glauben.

Bei manchen Richtern wirkt die Apellation an die offene Hand besser, als an das nicht offene Gewissen.

Die Apellation an Geschworene ist in vielen Fällen eine Apellation von der Gerechtigkeit an das Herz von Menschen, die keine Gerechtigkeit kennen.

Oekonomische Rücksichten entscheiden häufig über die moralischen.

Auch im Gerichtswesen wird oft Diplomatie angewandt: wenn Richter zweideutige Entscheidungen abgeben, obwohl die Themis nur e i n e Zunge haben soll. Diplomatie aber und Doppelzüngigkeit sind Zwillingsschwestern, die immer Hand in Hand gehen.

Richter sollen recht entscheiden, Böses strafen, Gutes lohnen:
Leider sieht man oft das Böse selbst auf Richterstühlen thronen.

Ein ehrlicher Richter ist ein strikter Ausleger der Gesetze, dem Geiste, nicht dem leicht zu verdrehenden Buchstaben gemäß.

Im Kreuzfeuer der Advokaten verbrennt gar manche Gerechtigkeit.

Selbst der Geist, wie der Buchstabe des Gesetzes lassen sich in der willkürlichen Deutung spannen und verdrehen.

Richter müssen neben dem Gesetz auch Herz und Billigkeit walten lassen. Fanatische Gesetze sollten den Uebertretern derselben gegenüber mit Milde gedeutet werden.

Bei der Entscheidung muß der Richter seine Vernunft zu Rathe ziehen, nicht seine Leidenschaften.

Auch der Richter darf schonen, wo Schonung besser angebracht ist, als Strenge.

Zeugnisse sind kritisch scharf zu prüfen: oft treten falsche Zeugen auf.

Voreingenommene und leidenschaftliche Zeugen beweisen nichts.

Eine Biene sticht nicht zum Vergnügen: einem aufrichtigen Zeugen machen seine Aussagen gegen Gesetzübertreter keine Freude.

Von dem Eifer der Ueberwachung der Gesetze, daß sie wirksam vollstreckt werden, ist das abscheuliche Denunziantenwesen wohl zu unterscheiden, eine Untugend, welche Haß, Neid und Selbstsucht sittenverderbend erzeugten.

Der Zeuge soll sich nicht selber schaffen können.

Spionierende Angeber sollten vor dem Gericht nicht als Zeugen zugelassen werden, besonders dann nicht, wenn bei der Spionage sie selbst das Vergehen veranlaßt haben.

Ein Vergehen, das nur durch Spione bewiesen werden kann, ist kein Vergehen.

Spione sind schlimmer als falsche Zeugen.

Wer Schmutz sucht in des Nachbarn Topf,
Hat sicher Schmutz im eignen Kopf.

Spione im Kriege, wenn sie erwischt werden, verfallen dem Tode. Spione, welche Gesetzesübertretungen ausschnüffeln und solche möglicher Weise veranlassen, sollten doppelt gestraft werden.

Schlüssellochguckern und Klatschbasen
Dreht man gern recht lange Nasen.

Spitzel und Angeber werden überall verachtet.

Unter den Händen von Rabulisten wird das Recht zum Unrecht und das Unrecht zum Recht. Deshalb hat auch der Volksmund für sie den Namen „Rechtsverdreher" erfunden.

Nicht ohne Bedeutung ist die Eule der symbolische Vogel der Gerechtigkeit: Man sucht beide nur im Finstern.

Die Gerichte sollten dem Volk Vertrauen und Ehrfurcht einflößen; aber Richter, wie Eulen, erwecken fast überall Furcht und Vorurtheil.

Manche Richter sind den Auktionären zu vergleichen: sie sprechen das Urtheil dem Meistbietenden zu.

Vor Richtern mit dehnbaren Ohren
Wird manches Schaf geschoren.



Der Richter sei wie ein Reif von Gold, so rein und fest; und nicht wie ein Gummi-Ring, in seinem Urtheil elastisch.

Richter sollen stets besonnen sein:
Wer die Flasche zerschlägt, vergießt den Wein.

Viele Richter sind gute Wahrsager: sie können den vor ihrem Gericht Klagenden, bezw. Verklagten, aus der Hand vorhersagen, ob sie ihren Prozeß gewinnen oder verlieren werden.

Richter müssen Verwickelungen lösen, aber nicht, wie Alexander, mit dem Schwert.

Zum Richter will ich den erleuchteten Kopf,
Der furchtlos das Rechte nur kennt;
Zum Wasser sieden einen eisernen Topf,
Der nicht im Feuer verbrennt.

Hinter manchem Richter steht noch ein höherer Richter, der seine Entscheidungen beherrscht, — des Richters Frau.

Vom Unterrock in der Politik kann man viel Gedrucktes und Ungedrucktes erfahren; von dem Schürzeneinfluß auf der Richterbank schweigt die Geschichte, mindestens die gedruckte, vorläufig noch. Aber sind nicht der Richter und seine Frau, wie zwei Eheleute, immer nur — eins?

Wie manches seidene Kleid mag wohl schon ein hänfenes Urtheil vernichtet haben?

Schleppende Prozesse, wie die Staatsschleppen der Frauen, kosten schweres Geld.

Mit Recht soll sich der Rechtliche befassen,
Soll jedes Menschen Recht zum Rechte lassen.



Sonst saßen Richter im Talar,
Da war noch die Bestechung rar;
Doch heut, in dem modernen Frack,
Steht offen mancher Richtersack.

Vor einem berühmten Richter in England praktizirte vor langer Zeit ein geschwätziger Advokat, der mit seinen Reden nie zu Ende kommen konnte und außerdem den Richter, die Zeugen und gegnerischen Anwälte beständig mit Fragen und Einwürfen belästigte. Als dieser Advokat wieder den Richter unterbrach, redete ihn dieser an wie folgt: „Sir! Sie und ich sind beide krank, wir sind beide von schweren Leiden geplagt, nur mit einem ganz besondern Unterschied: Es überkömmt mich immer Uebelkeit und ein schmerzhaftes Gefühl, wenn ich Sie reden höre, und Sie empfinden Schmerzen, wenn Sie schweigen müssen."

Zum Richter hat man Reineke erwählt. —
Ihr guten Leute, schnell die Gänse zählt,
Und lasset ruhn das leidige Prozessen,
Sonst wird euch eure letzte Gans gefressen.

Weshalb sollte das Volk die Richter wählen? da es doch nicht die nöthige Unterscheidungsgabe besitzt, um nur gute Richter zu kiesen.

Erlaubt man wohl Blinden Gemälde auszuwählen? oder stellt man einen Tauben zum Schiedsrichter der Musik an?

Richter durch Volkswahl
Werden zur Volksqual.

Die durch Volkswahl erkorenen Richter können kaum unparteiisch sein; sie hängen an den Fäden der Parteiführer und bewegen sich, wie die Puppen im Polichinellkasten, ganz nach dem Willen der politischen Drahtzieher.

Gerichte würden nichts bedeuten,
Hätt' jeder Streit nicht stets zwei Seiten.

Seine Finger in des Nachbarn Töpfe stecken,
Wird immer Zank uud Streit erwecken.

Wollt' jeder nur eigenes Eisen schmieden,
Das gäb den allerschönsten Frieden.

Die Gerechtigkeit der Lynchgerichte ist nur durch die Unzulänglichkeit des Rechtswesens und Rechtsgefühls der wirklichen Richter erwachsen.

Wo Richter oft die Rechte trüben,
Wird leicht das Volk das Richtamt üben.

Ungerechte Richter uud unrechte Geschworene, aus einem das Rechtsgefühl verachtenden Volk hervorgegangen, schaffen gesetzloses Recht und außerhalb des Rechts stehende Richter.

Wenn Gans und Gänsrich streiten
So hat's nichts zu bedeuten;
Doch rufen sie den Fuchs herbei,
Daß er des Streites Richter sei,
So ist des Klage Wende
Stets Gans uud Gänsrichs Ende.

An der Tafel eines mageren Vergleichs essen sich keine Advokaten fett.

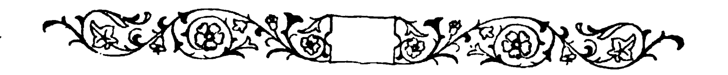
Es geht mir mit dem Recht, wie überhaupt der Welt:
Vom Recht man immer nur das Wenigste erhält. —
Hätt' tausend Sprüche ich dem Rechte noch geschrieben,
So wäre doch das Recht noch stets zu kurz geblieben.

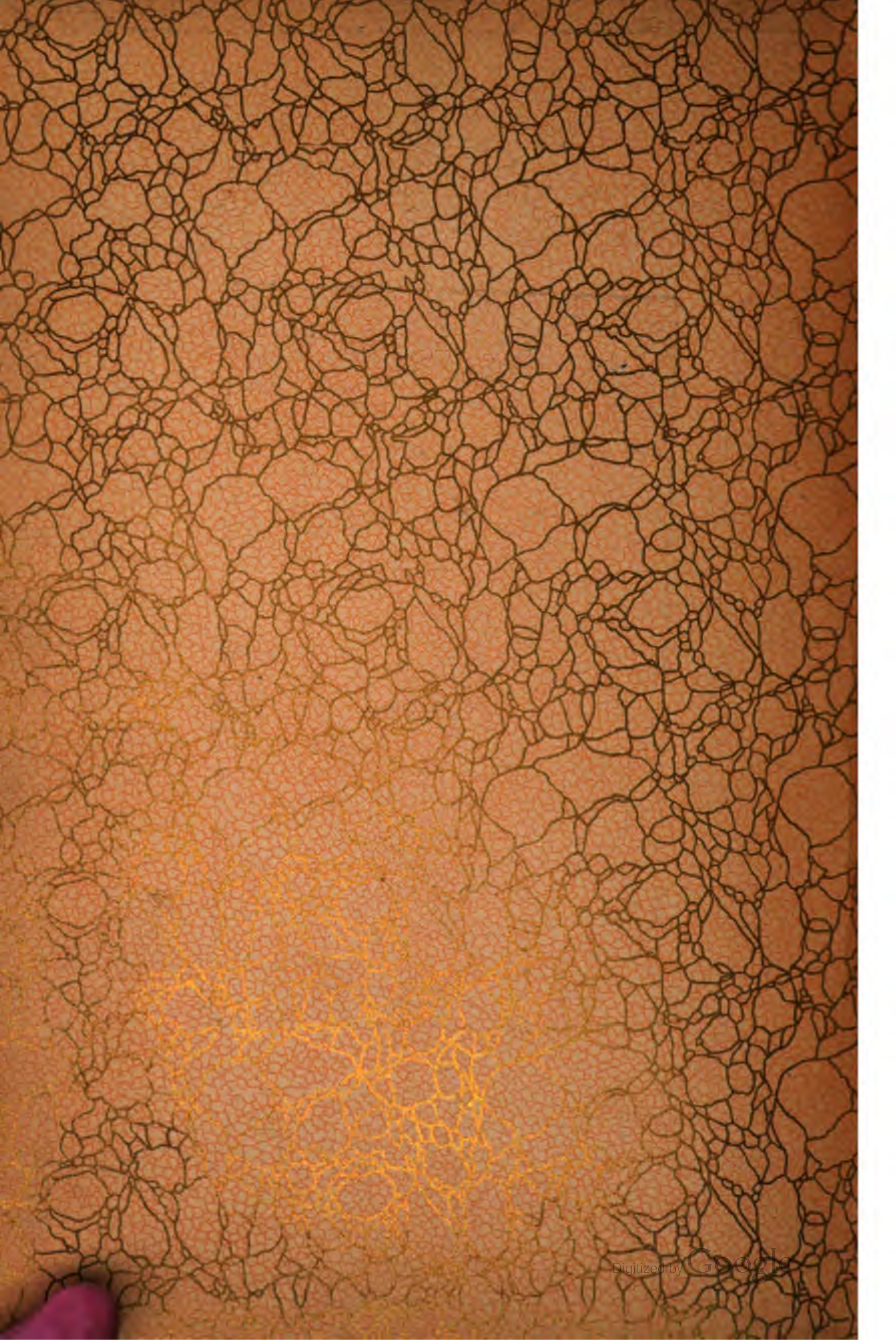




Inhalts-Verzeichniß.








OCT 28 1912
JUN 6

